Gall. sp.
99° - 3

Kohl, J.

<36637320450017

<36637320450017

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Paris und die Franzoſen.

Skizzen

von

Ida Kohl.

Dritter Theil.

„La charité.“ — Proteſtantiſches. — Pädagogiſches. — Ausflüge in die Umgegend von Paris. — Miscellen. — Paris und die Provinz.

Dresden und Leipzig,
Arnoldiſche Buchhandlung.
1845.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
[illegible]

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Seite

I. „La charité.“

1. „L'hôpital des incurables femmes et les soeurs de charité“ 1
Der Kreuzſaal. — Die Kranken. — Die einſame Blinde. — Kleine Douceurs. — Der geſchmückte Eckplatz. — Die Diät. — „La petite Clotilde.“ — Weltlichkeit und Geſchwätzigkeit Clotildens. — Tracht der „Soeurs de charité.“ — Gefälligkeit und Zufriedenheit der Schweſtern. — Die Küche. — Die Vorrathskammer. — „La lingerie.“ — Die Superieure. — Die heilige Jungfrau und der Dieb. — „Le petit calvaire.“ — „La postulante.“ — Allgemeines Wirken der Schweſtern. — Austritt aus dem Orden. — Einige Regeln deſſelben.

2. „Ma Soeur Françoise“. 20
Das Wiederſehen. — Perſonificirung von I. Korinth. 13. — „Les enfants incurables.“ — Die blinde Leſerin. — Die Idioten. — Die Pflege der Kinder. — „La partie la plus honorable.“ — „La médaille miraculeuse.“ — Das größte Wunder der Medaille. — Herr von Ratisbonne und die heilige Jungfrau. — Die Bekehrung. — Das Bild des Herrn von Ratisbonne. —

Seite

3. Die Heiterkeit der barmherzigen Schweſtern 32
Sorgloſigkeit der Schweſtern. — Gleichheit derſelben.
4. Allgegenwart und gelegentliches Wirken der barmherzigen Schweſtern 34
Unermüdlicher Eifer der Schweſtern. — Die Schweſter als Chaperon. — Penſionnäre der Schweſtern.
5. Die weltliche „Soeur de charité“ . . . 37
Mittel gegen die Langeweile. — Armenbillets. — Die Bons. — „Des oeuvres.“
6. „Les Dames de charité“ 42
Franzöſiſches Urtheil über die engliſchen „Workhouses.“ Das Amt der „Dames de charité.“ — Der Tag des Triumphs. — Barmherzige Brüder. — Das Hauptquartier der Charité.
7. „La charité, s'il vous plaît“ 46
Die Bettlerin vom „Pont des arts.“ — Das Phänomen. — Trödelnde Bettler. — Bettelnde Knaben. — Ausgeſtellte Büchſen.

II. Proteſtantiſches.

1. Beſuch der Miſtreß Fry im Monat Mai 1843 52
Perſönlichkeit der Eliſabeth Fry. — Joſeph Guerney. — Bilderreiche und ſingende Sprache.
2. „The society of peace“ (die Friedensgeſellſchaft) 56
Predigt der Miſtreß Fry über den Krieg. — Miſtreß Guerney und Joſias Forſter. — Vertheilung von Tractätchen.
3. Miſtreß Fry und die Griechen 58
Ueberſetzung engliſcher und franzöſiſcher Kinderſchriften in's Griechiſche. — Corſiſche Oppoſition.
4. Beſuch bei einer Quäkerin 61
„Modern slavery.“ — Die Frauen als Friedensſtifterinnen. — Die Frauen in öffentlichen Verſammlungen. — Bemühungen der Frauen für die „Antislavery

Seite

cause.“ — Emancipirte Frauen. — Frauen im Parlament und auf der Rednerbühne. — Die wahre Macht der Frauen. — Verantwortlichkeit eines Predigers.

5. „La maison des Diaconesses protestantes“ 72
Das proteſtantiſche Quartier von Paris. — Die Kleidung der proteſtantiſchen Schweſtern. — Urſprung der Schweſterſchaft. — „L'oeuvre.“ — Gott hilft. — „La maison de refuge.“ — „Les repenties.“ — Die Hauskapelle. — Die Dortoirs. — Der Garten der Repenties. — „La maison de santé.“ — „La chambre de guérison.“ — Regeln der Schweſterſchaft. — Die Mägde des Herrn. — Katholiſche und proteſtantiſche Schweſtern.

6. Die methodiſtiſchen Verſammlungen in Paris 82
Contraſte. — Chriſten bei verſchloſſenen Thüren. — Tendenz zur Bekehrung Frankreichs. — Gebet für die Bekehrung von Louis Philipp.

III. Pädagogiſches.

1. „La maison royale de la légion d'honneur de St. Denis“ 87
Aufruhr der Schülerinnen. — Die ſchwarze Uniform. — Das Epigramm auf die Beköſtigung. — Das Refectoire. — Das Mittagsmahl. — Der Unterricht. — Der Badeſaal. — Die Schlafzimmer. — Die Regeln des Hauſes. — „La salle d'inspection.“ — „L'atelier de broderie“ — Die dreizehn Klaſſen und ihre Farben. — Verſorgung der Schülerinnen. — Militairiſche Strafen.

2. „Les Veilleuses de la maison royale de St. Denis 98
Die Schutzengel der Jugendſchaar. — Die Viſionen der Veilleuſe. — Die Traumgeſtalten. — Der Portraitmaler im Traume. — Die Veilleuſe eine Seherin. — Die nächtlichen Kameraden der Veilleuſe.

Seite

3. Beſuch bei einer Elevin in St. Denis . . 104
Der Concierge. — Strenge Maßregeln beim Beſuch. — Das Parloir. — Scenen des Wiederſehens. — Das Coſtüm der Elevinnen. — Stolz derſelben. — Schattenſeite der Anſtalt. — Zahl der Penſionnaire. — Abſchied.

4. Eine Preisvertheilung (den 18. September 1843) 111
Das Kindertheater. — Die gelehrte Disputation. — Die Scene der Preisvertheilung. — Anmuth der Kleinen. „Le professeur de l'humanité." — Poetiſche Moralpredigt.

5. „Le couvent des oiseaux" 120
Das Parloir. — Das Princip des Ehrgeizes. — Die Vöglein im Käfig. — Kindliche Anmuth. — Die Geſchenke. — Die Kapelle. — Die Vesper.

6. Die Courſe für Kinder 125
Herr Levi. — Mütter und Väter in den Courſen. — Vorbereitung zu den Vorleſungen für Erwachſene.

7. „Des enfants en nourrice" 128
„Mis en nourrice." — Leichtſinniges Weggeben der Kinder. — Das Ammenweſen und ſeine üblen Folgen.

8. Belohnung der Tugend 132
Glück der Gottloſen, Leiden der Gerechten. — Monthyon's Tugendpreiſe. — Gründe für und wider. — Die Tugendpreiſe ſind ächt franzöſiſch. — Die Tugendpreiſe ſind ächt katholiſch. — Tugendpredigten. — Die Tugend ein unegoiſtiſches Weſen.

IV. Ausflüge in die Umgegend von Paris.

1. Fêtes des Loges à St. Germain 139
Die Jahrmärkte in der Banlieue und der Umgegend von Paris. — Fahrt nach St. Germain. — Ankunft daſelbſt. — Die Bettler. — Grabmal Jacob's II. — Jahrmarktsleben. — Die Küchen im Freien. — Allerlei

Digitized by Google

Seite
Luſtbarkeit. — Die Lotterie. — „Les jeux d'adresse.“ — „La femme colosse.“ — Lärm und Verwirrung. — Die Glockenblume. — Mittagsmahl im Freien. — Die Heimkehr.
2. St. Germain 150
Die ſteinernen Tiſchgenoſſen. — Die Ufer der Seine. — „Doubting Castle“ und „Château de doute.“ — Das alte Schloß. — Ludwig's XIV. Wiege. — Die berühmte Ausſicht. — Landſtraße und Eiſenbahn. — Netz von Wegen. — Die Terraſſe. — Maleriſcher Vordergrund. — Stubentenlärm.
3. Das Schloß Neuilly 161
Einfachheit des Schloſſes. — Der Park. — Die Büſte des Königs. — Familienportraits. — Des Königs Schlafzimmer. — Der Familientiſch. — Die Preiskränze. — Der Speiſeſaal. — Die Hauskapelle. — Das Grabmal Dianens von Poitiers.
4. „Le mont Valérien“ und „Rueil“ . . . 169
Geſtohlene Lebensminuten. — Weltliche Pilgerfahrt. — Der Wein von Surresne. — Die Spuren des Lagers. — Die Kapelle. — Der Feſtungsbau. — Unglücksfälle. — Weite Ausſicht. — Koſten des Feſtungsbaues. — Der Kirchhof. — Eine Souslieutenants-Wohnung. — Die Wäſcherinnen. — Die Schlöſſer der Schlächter und Epiciers. — Der alte General mit ſeiner Tochter. — Die Regimentstochter. — Geſchichtliche Erinnerungen. — Chriſtine von Spanien und Joſephine. — „La route de l'empereur.“

V. Miscellen.
1. Ein alter Bonapartiſcher General 183
Nachſichtigkeit. — Ein junger Oberſtlieutenant. — Der General und Napoleon. — Murat's Glücks- und Unglückstag. — Militäriſcher Geiſt Frankreichs. — Ein friedliebender alter Krieger. — Einfluß der Kriege auf

Seite
die Entartung der Menſchen. — Das Cellularſyſtem. — Verwendung der Gefangenen zum Straßenreinigen. — Unwirkſamkeit der Todesſtrafe. — Die gute alte Zeit. — „Le soidat laboureur.“ — Ein abgelegenes Plätzchen. — Muſik des Platzes. — Cancan. — Engliſche Sonntagslectüre. — Die verblühte Coquette. — „La dame à la chèvre“ und „Esmeralda.“

2. Le tourbillon des insensibles“ 201
Schroffe Gegenſätze. — Vorder- und Rückſeite der Medaille.

3. „Le petit St. Thomas“. 203
Der Hauptladen des Faubourg St. Germain. — Andere Magazine.

4. „Mardi gras“ 204
Maskenzüge. — „Les plumeaux.“

5. „Dimanche gras“ 206
„Le boeuf gras.“ — Der Triumphzug.

6. Ein Abend bei Franconi. 209
Der Circus. — Ein Tag aus der Feeenwelt. — Arlequinaden. — Der neapolitaniſche Fiſcher und der wilde Häuptling. — Der italieniſche Jongleur. — Der Affe und ſein Pony. — Der Grieche und ſein Araber. — Auriol's Flaſchentanz.

7. Thierquälerei 216
„The English boy and his Shetland pony.“ — Der Squire und ſeine Thierwelt. — Thierliebe und poetiſche Thiernamen in England. — Der engliſche Thierhimmel. — Franzöſiſche Härte gegen die Thiere. — Der Kaninchenmörder. — Schmetterlingsqual.

8. Die geſchickten Pariſer Finger 221
Eiſenkünſte. — Durchſichtige Läden. — Der Bijouteriekaſten von Paris. — Künſtliche Uhren. — Die Uhr im Betſtuhl. — Pariſer Puppen. — Künſtliche Spielſachen.

Digitized by Google

Seite

9. „La belle France" und „Merry England" 228
Liebe der Franzosen zum Schönen. — Galanterie der Franzosen. — „Merry making." — „Christmas merriment." — „Merry" ein Lieblingswort der Engländer.

10. Die alten Franzosen 232
„Le pouvoir absolu." — Französische Lebensart sonst und jetzt.

11. Omnibus-Curiositäten 233
Der Industrieritter. — Der Dichterling. — „L'habitant du Marais." — Ein unbequemer Nachbar. — Ein unglückliches Vis-à-vis. — Verschiedenheit der Omnibusgäste. — Eine moderne Antike. — Das abgestohlene Portrait. — Die Vornehmthuende. — Priester und barmherzige Schwestern.

12. Das Feuer 242
Englisches Kohlenfeuer und französisches Holzfeuer. — Französischer Feuergarten und englische Feuerhöhle.

VI. Paris und die Provinz.

1. Die Provinz in Paris 244
Wichtigkeit der Provinz für Paris.

2. „L'homme du midi" 246
Der Marseiller. — Lob der Provence. — „Les Provençaux les plus fameux menteurs." — Jähzorn der Provençalen. — Das Patois der Provençalen. — Name des ältesten Sohns.

3. „Le Gascon et le Normand" 251
Der verschmitzte Gascogner. — Der ehrliche Gascogner. — Der ökonomische Gascogner.

4. Gebräuche im Süden 255
Das Zaunkönigfest. — Die Bewohner der Stadt Carçon. — Zwei alte Gebräuche. — Bezières. — Glauben der Franzosen an den Frauenverkauf in England.

5. „Le Périgord" 259
Zudringlichkeit. — Adelige Bauern in Perigord.

Seite

6. Phyſiognomie der Pariſer Geſellſchaft. — Paris in Bezug auf die europäiſche Geſellſchaft 261

Verſchwinden unter der Menge. — Die Geſellſchaft großer Städte. — Vermiſchung der Stände in den Pariſer Salons. — Keine Intimität. — Keine Vorwürfe, kein Verwundern. — Kurzes Gedächtniß. — Adel der Intelligenz. — Häuslichkeit und Geſellſchaft. — Paris und London. — Concav und convex. — Der Cockney und der Provincial. — Pariſomanie. — Paris, das Eldorado der Franzoſen. — Einfluß von Paris auf die Provinz. — Nimmer endende Reihe von Bildern. — Bevorzugung der Fremden. — Lebensverbrauch in Paris.

Digitized by Google

[library stamp, illegible]

La Charité.

L'hôpital des incurables femmes et les soeurs de charité.

„Wenn ich mit Menſchen= und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, ſo wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle.“

Immer durchzieht mich ein ehrfurchtsvoller Schauer, wenn ich auf der Straße an dem ſchwarzen Wollkleide einer der Soeurs de charité vorbeiſtreife, wie man ihnen, den geſchäftig mit ihrem zinnernen Milchkruge, einem Bündel Zeuch oder einem Korb voll Gemüſe Einherſchreitenden, täglich in allen Straßen begegnet. Ihre ausgebreitete Wirkſamkeit, ihr treues Handeln, ihre edle Ergebenheit läßt ſie Jedem als eine perſonificirte Darſtellung jenes Capitels an die Korinther erſcheinen.

Lange hatte ich indeß ſchon gewünſcht, mich mit ihnen perſönlich bekannt zu machen und ihre bewundernswürdige Thätigkeit ein wenig in der Nähe zu beſchauen. Heute bot ſich mir eine Gelegenheit dazu dar. Ich ging

Digitized by Google

mit einer Freundin, das „Hôpital des incurables femmes“ zu beſehen. Dieß iſt eine ſehr intereſſante Anſtalt; das Gebäude iſt ſehr weitläufig und beherbergt Individuen jedes Standes. Hier ſind Betitelte, Künſtlerinnen und Näherinnen, kurz Alle einander gleich. Doch darf man nicht glauben, daß ſie deßhalb im Himmelreich ſind; nein, Altersſchwäche und Krankheit wohnen hier. Aber ein großes Stück vom Himmelreich iſt doch an dieſem Orte und viel Streben nach demſelben.

Die Ordnung und Reinlichkeit, die hier herrſcht, gehört den Soeurs de charité an, ſie ſind hier die Seele. Sie beſorgen die Küche, die Wäſche, die körperliche Pflege und das geiſtige Wohl der Kranken, haben mit einem Worte die ganze Aufſicht und ſind vierzig an der Zahl.

Das Hospital enthält 600 Betten und iſt, wie der Name ſchon anſagt, für unheilbare Kranke beſtimmt, und Perſonen jedes Alters werden zugelaſſen. Es giebt auch Kinder daſelbſt, und dieſe haben eine beſondere Abtheilung.

Wir traten in einen großen Saal, der eigentlich aus vier anderen beſtand, die, ohne durch Thüren abgetheilt zu ſein, ein Kreuz bilden. „Ce sont les salles des plus malades,“ ſagte meine gute Führerin, „nous nommons cela les grandes infirmes, la plupart d'elles sont très-âgées, il y en a de quatre-vingt-dix ans, plusieurs qui sont aveugles, et de toutes espèces de maladies.“

Von fernher ſchallte die ernſte, eintönige Stimme einer Soeur de charité, die im Centrum des Kreuzes,

wo die Räume ſich erweiterten, ſaß, umgeben von etwa zwanzig Frauen, die noch kräftig genug waren, um auf ſein und ſich bis dahin bewegen zu können, und denen ſie Gebete vorlas. „On dit les chapelets.“

Wir gingen nun zwiſchen den beiden Reihen der ſchneeweißen Betten durch. Dann und wann befindet ſich ein kleines Kabinet daneben, welches derjenigen, die ſo glücklich iſt, es zu beſitzen, natürlich viel werth iſt, und wovon alle, die ich beſah, mit kleinen Kommoden, Tiſchen u. ſ. w. verſehen, ſehr hübſch aufgeputzt und in guter Ordnung gehalten waren.

Die meiſten der alten Frauen ſaßen an der Seite ihrer Betten, mit irgend etwas beſchäftigt. Eine ſchälte eine Birne für ſich, eine Andere ſtrickte, eine Dritte hatte eine Zeitung in der Hand, eine Vierte drehte fleißig ihren Roſenkranz in den Händen. Bei mancher aber, die gekrümmt und mit einem grünen Schirme vor den Augen da ſaß, unbeweglich, wie vor ſich hinſchauend, hieß es auch: „Cette pauvre femme est aveugle. Elle a quatre-vingt ans et plus.“

In der Mitte des Kreuzes angelangt, wo die Betenden, alt, verkrüppelt, zwergartig, einäugig, an die Wand gereiht, um die junge, hübſche Soeur de charité herum ſaßen, die mich freundlich grüßte, blieben wir vor dem Altare ſtehen, der hier errichtet iſt, blumenreich und ſchön. „On dit la messe ici tous les dimanches, puisque celles-ci sont trop malades pour aller jusqu'à l'église.“

Wir bogen nun um und gingen in einen anderen Saal

oder Zweig des großen Kreuzes. Jeder derſelben enthält vierundzwanzig Betten. Hier fand ich eine Katze zu Füßen eines Bettes liegend, und da mir ein Ausruf der Verwunderung darüber entſchlüpfte, dieß Lieblingsthier der Pariſer auch hier zu finden, ſo ſagte die alte Frau, der ſie zugehörte: „Ah je voudrais pas le donner. On l'étranglera, comme on a étranglé un l'autre jour. C'est le grand chien de la cour, qui n'aime pas les chats, et si mon pauvre Minet le rencontre, c'en est fini.“ Dabei careſſirte die Alte das graue Thierchen, und meine Führerin machte ihr Hoffnung, daß es noch eine Zeit lang bei ihr bleiben könnte, wenn ſie es in Acht nähme.

Nahe bei ihr, in der engen Paſſage zwiſchen den beiden Betten ſahen wir ein Weſen, vom Kopf bis zu den Füßen in einen Mantel gehüllt, welches tief gebückt und unbeweglich wie eine Statue daſaß. „Elle est aveugle et elle a plus de 90 ans. Elle est toute seule, elle n'a personne,“ ſagte die Eigenthümerin der Katze, „elle est bien malheureuse.“ Gott, dachte ich, ſo alt, ſo krank, ewige Dunkelheit und ganz allein! Welch' ein langer Wandel im finſteren Thale! Herr, ſchenke ihr baldige Erlöſung. „C'est moi qui l'assiste et lui parle autant que je puis,“ fuhr die Alte fort. Die Blinde aber ſagte immer nichts und regte kein Glied.

Ich begreife nicht, warum ich kein freundliches Wort an ſie richtete, es hätte ihr vielleicht wohlgethan, es war aber, als wenn ich eine heilige Scheu davor hätte, ihre Ruhe zu ſtören. Die andere Alte fuhr indeß um

ſo geſchwätziger fort, mir von ſich ſelbſt zu erzählen, daß ſie eine Tochter hier im Hospital gehabt habe, die aber geſtorben ſei, daß ſie draußen noch einen Sohn beſitze, der mit ſeiner Frau oft komme, ſie zu beſuchen, daß dieſe aber leider nicht immer Arbeit genug hätten. Sie war ein wenig mürriſch, wie mir ſchien. Ich fragte ſie, ob ſie zufrieden ſei, und ſie antwortete: „On n'est pas encore trop malheureuse, puisqu'on pourvoit à nos besoins. Mais le sucre, le café, le tabac, c'est ce que nous n'avons pas, et on a bien besoin de douceurs.“ Trauriger Zuſtand, wo die Annehmlichkeiten des Lebens ſich auf ein Päckchen Zucker, Kaffee und Tabak beſchränken, und doch kann man ſich vorſtellen, wie viel dieſen guten Alten daran gelegen iſt.

Eine Katze ſchien aber bei noch Mehren die Tröſterin vorzuſtellen; hier und da ſchmiegte ſich ein ſolches Thier zu den Füßen eines Bettes, wie an den Statuen der Todten ſich der Hund immer an die Füße klammert. Die Katze bleibt nur im Leben treu.

Meine Ciceronin ließ mich hinter die Gardinen eines Bettes ſchauen, wo eine ſehr kranke Frau lag, die geſtern einen paralytiſchen Anfall bekommen hatte, wobei ſie im Zimmer niedergefallen war. Ihr ganzes Geſicht war entſtellt, und ſie ſchien in den letzten Zügen zu liegen. Ihre Nachbarin beobachtete ſie.

„Il faut encore beaucoup de protection, pour être admis ici,“ ſagte die Wärterin, „et nous avons quelques dames d'une assez haute position. Il y a

entre autres une ex-ambassadrice; elle est Anglaise et je vous la ferai voir.“ Unglücklicher Weiſe fanden wir nachher nicht die Zeit dazu.

Die Betten an den Ecken der Säle ſind die angenehmſten, ſie laſſen noch einigen Raum, der jedesmal wohl benutzt und gemüthlich eingerichtet und daneben durch ein Fenſter erheitert iſt. So fanden wir eine Frau von noch nicht ſehr vorgerücktem Alter in einer ſolchen Ecke. Sie war fleißig mit Nähen beſchäftigt und gefiel mir durch ihre heitere Miene.

Meine Führerin redete ſie an, während ich ihren zierlichen Geſchmack bewunderte, der ſich hier auf den kleinen Tiſchen, der Fenſterbank und an der Wand bemerkbar machte. Bilder von Heiligen und berühmten Abbés, in zierliche Rahmen gefaßt, hingen rund umher. Auf einem Tiſche war ein förmlicher Altar mit Crucifix, Blumen, Kelchen und allen möglichen Zierathen eingerichtet. Ein anderer war der heiligen Jungfrau gewidmet und mit ihrer Statue aus Gyps verſehen. Sammetne Nadelkiſſen, Muſcheln u. ſ. w. lagen zerſtreut umher, ein Goldfiſch ſpielte in einem Glaſe, und ein Vorhang war ſo zwiſchen der Wand und dem Bette angebracht, daß, wenn man ihn zuzog, dieſe Ecke ein Zimmer für ſich bilden konnte.

Die Bewohnerin deſſelben verſprach durch ihre verſtändigen und zufriedenen Mienen viel und ließ eine beſſere Abkunft errathen, als die meiſten anderen, wie denn auch aus einer kleinen Unterhaltung mit ihr hervorging, daß ſie früher eine Pianiſtin geweſen war und ſich als Virtuoſin

ausgezeichnet hatte, da ſie mir ſagte: „J'avais gagné le prix au conservatoire. Mon mari,“ fuhr ſie fort, „était artiste, et son père M., qui a peint les ports de mer; vous devez avoir vu le port de Boulogne, de Brest etc. exposés au Louvre.“ Von ihren Verwandten war ihr nur noch ein Enkel geblieben, für deſſen Erziehung ſie, wie es ſchien, die Sorge übernommen hatte, und der ihr Troſt war. Sie hatte den Gebrauch ihrer Beine verloren und hier Zuflucht gefunden, wo ſie durch Kleidermachen für die anderen Frauen ſich etwas zu erwerben ſuchte. „Tant que je travaille, je ne suis pas triste,“ ſprach ſie, „mais sitôt que je n'ai pas d'ouvrage, la mélancolie me gagne.“

Ihr gegenüber ſaß eine noch ziemlich junge Frau, deren beide Hände wie abgeſtorben waren. „Si je vais me moucher, il faut que je prie une amie.“ Solch eine mitleidige Freundin ſaß neben ihr; die Frau ſah unendlich leidend aus.

Meine Führerin ſagte mir, die Diät der Kranken ſei dieſe: „Le matin pour déjeûner un morceau de pain sec, à onze heures une tasse de bouillon, du boeuf et un verre de vin, à cinq heures du soir des légumes et un peu de fromage et du fruit.“ Mit ſolchen, die anderer Diät bedürfen, werden natürlich Ausnahmen gemacht, wie ich nachher auch in der Küche bemerkte, wo vielerlei verſchiedene Speiſen bereitet wurden. Auch an Feſttagen werden beſondere Gerichte aufgetiſcht. Obiges ſcheint in Quantität und Qualität für alte kränkliche Körper völlig ge-

Digitized by Google

nügend zu ſein. Dazu haben die Kranken die Wäſche frei, aber die übrige Kleidung verſchaffen ſie ſich ſelbſt.

Wir gingen immer weiter und ſtanden oft ſtill. Es fiel mir eine kleine Perſon auf, die, hätte ſie geſtanden, mir ungefähr bis an die Kniee gereicht hätte. Sie ſaß aber in einem kleinen Stuhle mit Rollen, ihr Geſicht, ihre Hände u. ſ. w., Alles war in Proportion mit dieſer Elfengeſtalt. Und ihr Lilliputanergeſicht hatte Aeugelein von einem außerordentlichen Feuer, ſie rollten wie ſchwarze, aber nicht ausgebrannte Kohlen unter der hohen diminutiven Stirn umher. Dabei war die Kleine in Trauer und mit etwas Koketterie gekleidet; ſie trug ein feines ſchwarzes Kleidchen, einen neumodigen netten Kragen und ein zierliches Häubchen mit einem Fanchontüchelchen aus ſchwarzer Spitze darüber, das unter dem Kinne geknotet war.

Sie machte „des tirants," d. h. lederne Enden, welche man an Tragbänder ſetzt, und worein Löcher geſtochen und mit Seide Figuren genäht werden, eine Arbeit, die in dieſer Anſtalt ſehr allgemein zu ſein ſchien. — „C'est la petite Clotilde," ſagte meine Begleiterin, „nous l'appelons tout bonnement comme cela, mais son vrai nom est Mlle. Clotilde Au......

Die kleine Clotilde war enchantirt, da wir uns mit ihr in eine Converſation einließen, ſie ließ viel Mutterwitz und Luſtigkeit blicken, und ihr ſcharfes Stimmchen war nicht faul. Da ich ihr ſagte, daß ich von nun an an Elfen glauben würde, und mich nicht enthalten konnte, ein Mal über's andere auszurufen:

„Oh que vous êtes jolie!“ ſo fühlte ſie ſich ſehr geſchmeichelt, lachte auf's Herzlichſte und verſicherte mir, „qu'elle avait été bien mieux autrefois et qu'elle avait dernièrement perdu toute sa fraicheur.“

Sie erzählte mir, daß, die Arme und den Kopf ausgenommen, ihr Körper ganz fühllos ſei, daß man ſie in's Bette tragen und wieder herausheben müſſe und daß ſie ſich nur in ihrem Räderſtühlchen umherbewegen könne. Ihre Beine ſchienen mir ganz verdreht, da ſie den Fuß ausſtreckte.

„J'aime beaucoup le monde et j'adore la conversation.“ Dieß Letztere bewies ſie praktiſch und klar, und daß ſie mehr weltlich als geiſtlich geſinnt war, konnte ich ungefähr an der Einrichtung ihres Tiſchleins wahrnehmen, auf welchem wir nicht, wie bei den Anderen, die Symbole der Frömmigkeit fanden, ſondern ſtatt deren ein Portrait Napoleon's. Ich fragte ſie, ob ſie eine beſondere Verehrerin des Kaiſers ſei, und ſie erwiderte: „Non, pas justement ça. Voyez-vous, nous n'aimons que la paix.“ Dieſe Antwort fand ich eben ſo vernünftig, wie die ganze Miniaturperſon intereſſant, und mit Bedauern nahm ich von ihr Abſchied.

Bei einer Nachbarin ihr gegenüber, deren Kabinet als ein Muſter der Reinlichkeit erſchien, erfuhren wir, daß Fräulein Clotilde ſchon 45 Jahre zähle (ſie ſah wirklich nicht darnach aus mit ihrem rabenſchwarzen Haar und ihren faltenloſen Zügen) und daß ſie ſchon ſeit ihrem ſechszehnten Jahre hier ſei. Dieſe Nachbarin ſaß gemüthlich in ihrem Stübchen mit zwei guten Freund-

innen, und die Ordnung, die ſie umgab, war um ſo bewundernswerther, da ſie trotz ihrer beiden kranken Beine und verdrehten Füße ſelbſt die Urheberin dieſer Reinlichkeit war.

Die Frauen, welche wohl genug ſind, ſpeiſen in den Refectoires, wovon es zwei giebt, die ich ſah. Ein Garçon war eben mit dem Auflegen der Tiſchtücher beſchäftigt. Sie ſahen ſehr reinlich aus.

Ueber dieſem Kreuzſaale giebt es noch einen, der ganz auf dieſelbe Weiſe eingerichtet iſt. Wir machten nun einen recht netten Spaziergang durch den Garten, um in einem anderen Flügel „les plus invalides“ zu beſuchen. Im Vorbeigehen traten wir in die Küche. Hier trafen wir ein halbes Dutzend Soeurs de charité mit verſchiedenen Arbeiten beſchäftigt. Wer liebt nicht ihr Coſtüm, — das ſchwarze Wollkleid mit weiten Aermeln, die weiße Schürze mit großen Taſchen und hohem Bruſtlatze, den langen, ſchweren Roſenkranz aus braunen und weißen Perlen zur Seite, die Guimpe, die eng an's Geſicht ſchließt und unter dem Kinn noch eine Art Kragen bildet, und dann, was ſie vor Allem auszeichnet, die große ſteife Haube oder Kopfbedeckung, die, an beiden Seiten bis auf die Schultern herabreichend und über die Stirn umgeſchlagen, ihnen das Anſehn giebt, als ſeien ſie kopfbeflügelt, wie Mercur. Dieß finde ich ſehr angemeſſen, denn Boten des Himmels müſſen ſie ſein, dieſe Schweſtern; wie vermöchten ſie ſonſt ihre Werke der Liebe ſo langmüthig und freundlich zu verrichten? „Et elles sont très-gaies, très-gaies, ces soeurs de charité,“

bemerkte Jemand, dem ich am Abende von meiner Excurſion erzählte. Und dieß iſt wahr, denn in ihren Geſichtern iſt nichts zu leſen von der Strenge und dem ſteifen Ernſte, dem Egoismus und der Selbſtzufriedenheit anderer Nonnen, — Zügen, die ich noch am ſelbigen Morgen bei der Supérieure de l'Abbaye au Bois wahrgenommen hatte.

Im Gegentheil, ſie ſtrahlen von Zufriedenheit; es iſt, als ob ſie von wahrer Leutſeligkeit und Liebe überflöſſen. Könnte ich nur recht treu ſchildern, wie ſie freundlich und theilnehmend ſich um mich drängten, da die Thürhüterin ihnen ſagte, daß hier Jemand ſei, der ſich ſehr für ſie intereſſire, der ſie bewundere und mehr von ihnen zu wiſſen wünſche. Eine bot ſich ſogleich an, mich zu einer anderen gelegenen Stunde nach einem Hauſe in der Rue du Bac, wo dieſe Schweſterſchaft ihre Congregation hat, zu führen. Da ſie ſich recht beſann, abreſſirte ſie mich an ihre Schweſter „soeur Péchaud," — „ma double soeur" nannte ſie ſie (d. h. Schweſter von Geburt und Schweſter im Herrn), worauf ſie hinzuſetzte: „et dites lui, que vous venez de la part de la soeur Françoise, et qu'elle vous montre tout ce que vous désirez voir."

„Elle est le chef de la cuisine," ſagte meine Führerin mir von der Schweſter Franziska. Da ſie ihren Mitſchweſtern auch erzählte, wie ſehr „la petite Clotilde" mir gefallen habe, ſo ſprachen ſie Alle einſtimmig: A-t-elle une langue, celle-là, n'est-ce pas?"

Sie ſelbſt ſchienen mir auch ſo ziemlich ſich dieſes

Organs bedienen zu können. Aber wie gern hörte ich ihnen zu, wie ſehr war ich gerührt und werde es ewig ſein, wenn ich an ſie denke. Sie zeigten mir die Rieſentöpfe, worin die Bouillon kochte, die kleineren mit Reiß, Milch und anderen Speiſen. Ein großer Korb mit unzähligen Heringen ſtand auf der Erde. „C'est pour demain, où nous ferons maigre," ſagte Schweſter Franziska. „Vous pardonnez, que je sens un peu le hareng, je viens d'y toucher, et à-present je vais vous conduire et vous montrer tout ce que je puis."

So verabſchiedete ich meine andere Führerin und nahm der Schweſter Geleit dankbar an. Könnte ich mich nun nur noch aller der frommen Gedanken, die ſie unterwegs ausſprach, erinnern und ſie in Worten wiedergeben, könnte ich auch ihr offenes, freies Geſicht hier hinzeichnen! Sie war groß und ſtark an Körper, wie gewiß an Geiſt und Herz, und hatte ſehr entſchieden den „accent du midi."

Wir ſchritten durch einen langen Gang: „Voilà notre magasin." Wir traten hinein, und da waren große Behältniſſe voll Reiß, gedörrter Aepfel, Linſen, getrockneter Bohnen, Salz u. ſ. w. „C'est pour les restants," ſagte ſie bei einer anderen Thüre, „et cela mène aussi à la cave." Dann kam noch ein anderes Zimmer, worin Körbe mit ſchönen ſüßen Trauben ſtanden, welche die Schweſter Franziska ſo eben eingekauft hatte.

„C'est notre petit refuge," ſprach ſie, indem ſie

die Thür zu einem kleinen, reinlichen Zimmer öffnete, in welchem eine Schweſter mit Handarbeit beſchäftigt war.

Nun gingen wir die Treppe hinauf, um die „Lingerie" zu beſehen. Meine Führerin ſagte mir, ſie ſei früher „le chef de la lingerie" geweſen, wie jetzt Vorſteherin der Küche, und daß ſie deßhalb dieß Alles genau kenne. Sie ſchloß eine große Thüre auf, und wir traten in ein geräumiges, mit zwei langen Tiſchen verſehenes Zimmer, das nach jeder Seite hin zwei andere zeigte, die bloß durch Bogen, ohne Thüren, von einander getrennt waren. Dieß Mittelzimmer hatte ein großes Crucifix an der Wand. „C'est pour montrer, que nous sommes toujours dans la présence de Dieu," ſagte meine fromme Schweſter, „et cette chambre est pour plier le linge et pour le compter." Dazu waren die langen Tiſche von hübſchem hell polirten Holze, wie auch die Eingänge und Fächer. Es war eine elegante Lingerie.

In den beiden Zimmern rechts hatten wir noch die Leibwäſche zu beſehen, und mir gefiel dort wieder die gute Ordnung. Die Hemden waren alle mit dem Namen des Saales und der Nummer der Kranken bezeichnet. Denn jeder Saal hat ſeinen Namen, ſo heißt z. B. der eine St. Anne. „Nous avons fait cela," ſprach die gefällige Schweſter, „afin que chacune aie ses chemises à elle, cela pourrait répugner, si ce n'était pas, puisqu'il y a des maladies pas trop agréables, et qui pourraient aussi se gagner."

„Et vous faites tout cela pour l'amour de Dieu?" — „O certainement, car on serait bien à plaindre,

si c'était pour autre chose. Ah le monde," fuhr ſie fort, „c'est si peu de chose, n'est-ce pas? Les plaisirs sont bientôt passés. Et après cela viennent les remords bien souvent. La vie à venir dure plus long-temps" (und dabei ſah ſie immer das Bild des Erlöſers an) „et je pense du moins que c'est plus facile de gagner le ciel comme nous faisons."

Wir gingen gegenüber in einen anderen Raum, wo ihre Schweſtern mit Zuſammenlegen der Wäſche beſchäftigt waren; ſie ſahen wo möglich noch heiterer aus als Schweſter Franziska, vorzüglich eine unter ihnen.

„Cette dame voudrait bien être une des nôtres," ſagte meine gute Führerin zu ihr. — „Ah," ſprach die Andere lächelnd, „nous en serons bien contentes, mais il ne faut pas qu'elle attende long-temps. Il faut entrer avant 27 ans; on peut bien après être admis, mais c'est plus difficile."

Wir gingen die Treppe hinab und begegneten unten zwei anderen Schweſtern, von denen die eine durch ihr Alter, ihr ſtattliches Anſehen und ihre ernſte Miene ſich auszeichnete. „C'est notre Supérieure," flüſterte mir die Schweſter zu, und zu dieſer gewandt, ſagte ſie: „ma mère, c'est une dame, qui se donne la peine de regarder notre établissement. Elle est Allemande."

Die Superieure gab ihre Zufriedenheit zu erkennen, aber ihre geſchwätzige Begleiterin nahm ſogleich das Wort und erzählte mir, daß ſeit einiger Zeit man auch in Preußen und an verſchiedenen Orten Deutſchlands einen ähnlichen Orden geſtiftet habe. „Dieſe Schweſtern

glauben, daß ſie daſſelbe ſind, wie wir, mais ce n'est pas ça! C'est à-peu-près la même chose.“ Sie ſchwatzte fort, obgleich die Superieure etwas eilig war.

Vor der „Buanderie“ (dem Waſchhauſe) war ein großer freier Platz zum Trocknen der Wäſche, und an der Wand ſtand eine Statue der Mutter Gottes aus Gyps. „C'est moi qui l'a fait mettre,“ ſagte meine Freundin, „et je vous raconterai pourquoi. Es war ſchon eine kleine Muttergottes vorher da, aber man konnte ſie kaum ſehen. Eines Nachts hatte man uns Wäſche geſtohlen, dazu fanden wir die kleine Statue der Mutter Gottes zerbrochen. Wir konnten den Dieb nicht ausfindig machen, aber wir beteten immerfort zu unſerer heiligen Mutter, ſie möchte uns die Sachen wiederſchicken. Enfin nous avons tant prié, que les choses nous sont revenues, le voleur lui-même est venu les rapporter. J'ai dit: comme c'est pourtant la Sainte Vierge, qui nous les a rendues, nous voulons lui mettre une grande statue sur cet endroit, et elle le protégera toujours. Depuis ce temps nous n'avons eu rien de volé.“ Ich bewunderte der Schweſter einfältige Frömmigkeit und kindlichen Glauben.

Die Wäſche iſt natürlich eine Hauptſache in einer ſolchen Anſtalt. Es giebt viele Kranke, die dieſelbe alle Tage wechſeln müſſen; die, welche wohl ſind, wechſeln ſie alle Wochen. Es giebt alſo jede Woche mehr als 600 Hemden, Taſchentücher u. ſ. w. in Stand zu ſetzen.

Nun ging ich mit Schweſter Franziska, die immer wegen ihrer Sanftheit und himmliſchen Ruhe meine

Lieblingsſchweſter blieb, in einen anderen Saal, einen ſolchen, wo die wenigen Kranken ſich befinden, die ausgehen können u. ſ. w. Dieſer Saal war anders eingerichtet als die vorigen. Es waren hier nicht Betten, die frei ſtanden, ſondern zu beiden Seiten hinunterlaufende kleine Abtheilungen, aus ſpaniſchen Wänden gebildet, hinter denen die Betten ſtanden, und ein Raum daneben war wie ein Zimmer eingerichtet, und dahinter das Kabinetchen wie oben, mit Fenſter und Plafond.

Hier zeigte es ſich nun, wie verdienſtvoll dieſe Schweſter war und wie ſehr ſie von Allen geliebt wurde; denn bald rief man ſie hier, bald dort. „Venez donc ma soeur Françoise, pour voir mon petit calvaire.“ Dieß ſprach eine alte Frau, die ihr Vor- oder Schlafzimmer wie eine Kapelle eingerichtet hatte, mit Heiligenbildern, der Sainte Vierge, Blumen u. ſ. w., und in dem Kabinete hatte ſie dieſen „petit calvaire,“ den ſie uns zeigen wollte, Jeſum am Kreuz und die beiden Sünder zur Seite auf dem Felſen, aus Stein. Dieß ſchien ihr Hauptſchatz; ſie hatte ihn von einer Anderen, die kürzlich dort verſtorben, geerbt. Wenn man an die kleinen Verbindungen denkt, welche dieſe Frauen in einem ſolchen Hospitale unter ſich haben, ſo öffnet dieß wieder eine beſondre Welt.

Außer dieſem kleinen „calvaire“ hatte die fromme Frau auch die Portraits der Familie des unglücklichen Ludwig XVI. Dieſer gute König genießt eine beſondere Verehrung unter allen Frommen. Ich glaube, ſie ſehen ihn jetzt ſchon als einen halben Heiligen an;

ganz beſtimmt drücken ſie oft die Ueberzeugung aus, daß er ſpäterhin, „wenn die Zeit erfüllt ſein wird,“ unter die Zahl derſelben aufgenommen werden wird.

Nun aber war auch meine Zeit erfüllt. Ich mußte zu meinem Leidweſen von meiner frommen Freundin Abſchied nehmen und ihr verſprechen, wiederzukommen. Da ich über den Hof ging, wies ſie auf ein junges Mädchen und ſagte: „Regardez celle-là, c'est une postulante.“ Es war ein junges Blut, milchweiß und roſenroth von Angeſicht, in ſchwarzem Kleide und weißem weltlichen Häubchen. Sie wollte in dieſem Augenblicke hingehen, um den Schleier zu nehmen. Dieß junge Mädchen war von guter Abkunft und reich. Man ſagte, daß ihre Verwandten ſehr gegen ihren Entſchluß ſeien. Mehre Schweſtern, mit denen ſie eben geſprochen, nahmen auf's Zärtlichſte von ihr Abſchied, ſie ſchien ſehr aufgeregt zu ſein, eine Schweſter begleitete ſie. „Ah c'est un sujet charmant,“ ſagte Schweſter Euphraſia, dieſelbe, der ich ſchon vorher auf der Treppe mit der Superieure begegnet war, „c'est une petite fille angélique, une postulante, qui nous fera honneur.“ Schweſter Euphraſia ſprach noch eine Weile mit uns und gab mir die Namen mehrer Schweſtern in anderen Hospitälern, damit ich, wenn ich dieſe beſuchen wollte, mich an dieſelben in ihrem Namen wenden möchte.

Da dieſe Schweſter erfuhr, daß ich Proteſtantin war, ſo flüſterte ſie meiner Freundin zu: „Tant mieux!“ gab mir darauf den Rath, mich fleißig an die heilige Jungfrau zu wenden, und ſagte mir auch den Anfang

eines Gebetes, das ich alle Tage herſagen mußte. Darauf gab ich ihr meinen Händedruck, und ſo endete der für mich außerordentlich lehrreiche und intereſſante Nachmittag.

Wie ausgebreitet die Wirkſamkeit der Soeurs de charité iſt, wie man ſie jetzt in allen Ländern verlangt, davon wurden am Abende noch einige Beiſpiele erzählt.

Vor ganz kurzer Zeit hat ſich der König von Neapel einige aus. Sie wurden ihm hinübergeſandt, und die Zeitungen waren voll von der Aufnahme, die man ihnen zu Theil werden ließ. Sie wurden wie Königinnen empfangen. Sobald man Nachricht von ihrer Landung hatte, ſchickte der König ihnen ein Detachement eines Regiments entgegen, ſie einzuholen und bis auf ſein Schloß zu geleiten, wo ein brillantes Frühſtück für ſie in Bereitſchaft war; man hatte Alles gethan, um ihnen fürſtliche Ehre zu erweiſen. Man denkt dabei wieder an den König von Preußen und Mrs. Fry. Die Könige der Erde fühlen wohl, daß die Könige und Königinnen des Himmels länger regieren werden als ſie, und beugen ſich deßhalb vor ihnen und mit ihnen. Dieß iſt ſelbſt mehr als das Verſprechen unſeres Erlöſers: „Selig ſind die Barmherzigen, denn ſie werden Barmherzigkeit erlangen.“

Eine engliſche Dame, die in Paris wohnt, erzählte mir, ſie habe einſt eine kranke Magd gehabt, deren Freundin mit einer Soeur de charité bekannt geweſen ſei und dieſe ihr zugeſchickt habe. Die Schweſter hatte ſich erſt an die Herrin gewandt mit der Frage: „si elle était une

fille de bonnes moeurs,“ und auf die Bejahung dieſer Frage hin hatte ſie der kranken Magd bedeutende Hilfe geleiſtet, ſie oft beſucht und ihr mehre Male zur Ader gelaſſen.

So ſind ſie alſo nicht allein die Seele der Hospitäler, ſondern gehen auch von Haus zu Haus und ſuchen die Hilfsbedürftigen auf. Mediciniſche Kenntniſſe beſitzen faſt Alle von einem gewiſſen Alter. Sie leiſten ihr Gelübde auf zwei Jahre und können am Ende derſelben aus dem Orden austreten, oder es wieder erneuern. Dieß Letztere geſchieht gemeiniglich. Selten giebt es Beiſpiele, daß einer Schweſter ihr Entſchluß gereut und ſie ihren Orden verläßt; es müſſen dann ganz beſondere Gründe vorhanden ſein, zum Beiſpiel, wenn ein altersſchwacher Vater, deſſen Frau geſtorben iſt, ſeine Tochter zurückverlangt, damit ſie bei ihm bleibe und ihn verpflege oder ſich verheirathe und ihn mit ihrem Manne oder durch denſelben ernähre. Da wäre es nun gegen den wahren Charakter der Soeur de charité, dieß zu verweigern. Man erzählt auch wohl von einer Schweſter, die einen Offizier verpflegt und ihn nachher geheirathet habe. „Mais cela, c'est dans les romans,“ wird hinzugefügt, „c'est rare, très-rare, qu'une soeur de charité quitte sa congrégation.“

„L'obéissance, c'est une grande chose avec elles, c'est un de leur premiers devoirs,“ wie in allen Orden. Wenn daher die Superieure heute ſagt: „Meine Schweſter, morgen früh um ſechs Uhr wirſt Du vor mir erſcheinen, damit ich Dir meine Befehle ertheile,“ ſo iſt die Antwort: „Oui, ma mère.“ Die Schweſter darf

nicht fragen: wozu, woher oder wohin? Elle se présente à l'heure fixée avec son livre et son chapelet und iſt bereit, ſollte die Superieure ſie auch nach China ſchicken wollen.

Die Soeurs de charité bekommen natürlich keinerlei Gehalt, ihre Dienſtleiſtungen thun ſie gratis, ausgenommen wenn ſie in die Häuſer zu reichen Kranken gerufen werden (da iſt aber ihre Einnahme wieder nur für die Armen, die ihrer Obhut übergeben ſind, beſtimmt). Die, welche ſich in den Hospitälern befinden, ſtehen unmittelbar unter der Adminiſtration und bekommen in dem Hauſe bloß Nahrung, Kleidung und Wohnung oder, wie es bei ihnen heißt, „cibum et vestimentum." Es giebt viele Frauenzimmer von guter Abkunft unter ihnen. Sie brauchen, wenn ſie eintreten, keinen „trousseau" zu geben, wie in anderen Klöſtern; wenn ſie aber wollen, ſo können ſie ihr Vermögen dem Orden vermachen.

So ſagte man mir; indeß hoffe ich noch Vieles und Genaues über dieſe guten Genien von Paris zu erfahren. Sie ſcheinen mir viel eher die wahre Miſſion der Frauen zu erfüllen als jene ambitiöſen, politiſch geſinnten Damen, die ſich über die Emancipation der Frauen den Kopf zerbrechen.

Ma Soeur Françoise.

Eines anderen Tages, da ich mich nur zwanzig Schritt von dem Hospital der Incurabeln, mithin in der Atmoſphäre der „Soeur Françoise," befand, konnte ich

dem Drange nicht widerſtehen, zu ihr zu gehen. Die Pförtnerin ſchickte mich in die Küche, wo ich meine Freundin mit Salatleſen beſchäftigt fand.

Sie begrüßte mich auf's Freundlichſte. „Dans ce moment je pensai à vous," ſagte ſie, „et que j'avais oublié hier de parler à ma Soeur P. de vous, lorsque je l'ai rencontrée."

Sie erzählte mir, daß man bald eine Schweſter nach Neapel ſchicken würde, und daß dieſes Loos vielleicht ſie treffen könnte; man habe ſie geſtern gefragt, ob ſie die Vocation dazu in ſich fühle. Sie ſprach den Wunſch aus, daß wir uns dort oder an einem anderen Orte der *Welt* wiederfinden möchten. „Si cela était," fügte ſie hinzu, „ce serait comme si la providence l'avait voulu. — Mais vous pourriez toujours où vous irez, voir et vous adresser à nos soeurs." Und ich verſprach ihr, daß ich zu meiner eigenen Befriedigung und Freude ſie allenthalben, wo ich könnte, aufſuchen würde. „Vous me paraissez être si contentes." — „Oui, c'est ce que nous sommes, car ce que l'une veut, l'autre le veut aussi." Da iſt nun wieder ein Zug des chriſtlichen Ideals: Harmonie und Einigkeit unter ſich.

Selbſt ohne das Buch der Regeln, welches St. Vincent de Paul den Schweſtern übergeben hat, zu beſitzen, können wir uns ihre Regeln ungefähr zuſammenfaſſen. Es ſind folgende: *äußere Heiterkeit*, als reinſter Ausfluß der Gottheit und als Anderen wohlthuend, *gute Manieren*, als Bild der inneren Sittlichkeit und als Anderen angenehm, *Zufriedenheit*, als Zeichen ihrer

Digitized by Google

Gnadenwahl (dieß muß hier in einem anderen Sinne als dem gewöhnlichen theologiſchen genommen werden) und wieder um des wohlthätigen Eindrucks auf Andere willen, Reinlichkeit im Aeußeren, als die Seelenreinheit bildlich darſtellend und als Zeichen, daß ſie ſelbſt Anderer Sinne nicht verletzen wollen, und zuletzt unermüdlich thätiges Wirken des Wohlthuns und ſtete Unterweiſung in den Wegen Gottes.

Wie geſagt, die Soeurs de charité ſind eine buchſtäbliche Perſonificirung des 13. Capitels der 1. Epiſtel an die Korinther: die Liebe iſt langmüthig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibet nicht Muthwillen, ſie blähet ſich nicht. Sie verträgt Alles, ſie glaubet Alles, ſie hoffet Alles, ſie duldet Alles. Die Liebe höret nimmer auf. Sie erſtreckt ſich in alle Himmelsgegenden. Es giebt 4000 Schweſtern, aber ihre Anzahl vermehrt ſich fortwährend.

Schweſter Franziska ſagte mir, daß in ihrer eigenen Familie drei Glieder ſeien, die ſich dieſem Orden gewidmet, denn außer ihrer Schweſter P. habe ſie noch eine andere leibliche Schweſter in einem anderen Inſtitute, und noch eine andere habe den Wunſch geäußert, ihnen zu folgen; ſie ſei aber noch zu jung und müſſe bis zu ihrem 17. Jahre warten, welches das frühеſte Alter iſt, in welchem man ſie annimmt. Von da bis zum 28. Jahre werden Novizen zugelaſſen. „Car plus tard elles s'accoutumeraient difficilement à tout ce qui est nécessaire."

Wir gelangten nun zu der Seite des Hauſes, wo

die unglücklichen Kleinen ſich befinden. Sie ſagte mir vorher, daß ich mich mit Muth waffnen müßte, weil ich einen ſehr traurigen Anblick haben würde.

Vor der Glasthür eines langen Corridors ſtanden wir ſtill und klingelten. Ein kleines Mädchen kam herangewackelt; ich merkte ſogleich, daß die Kleine eine der Kranken war, und da ich ſie näher beſah, fand ich ihre Hände ganz verkrüppelt, die Finger umgeſchlagen und auf dem Rücken der Hand angewachſen, die Arme verdreht und zuſammengezogen, ihre Unterlippe lang über's Kinn herabhängend und ihr ganzes Geſicht voll Narben und im erbärmlichſten Zuſtande. Sie war vor zwei Jahren ins Feuer gefallen. Meine Führerin ſprach ſehr freundlich mit ihr und ſagte mir, ich würde noch kränkere Mädchen ſehen, denn dieſes habe wenigſtens ſeinen Verſtand.

Wir traten nun in das erſte Zimmer. Ach welch ein Jammer! Mir war ſchon vorher beklommen genug von dem, was ich über den Zuſtand dieſer armen Kinder gehört; ich hatte mir ein Herz gefaßt, um hier Dankbarkeit für meine geſunden Glieder zu lernen und mit eigenen Augen zu ſehen, was die Schweſtern über ſich vermögen. Aber ach, wie ward mir nun zu Muthe. Ungefähr ſechs kleine Weſen ſaßen blaß und traurig beim Feuer, mit Charpiezupfen beſchäftigt, eine ganze Reihe anderer, vielleicht zehn, an einem langen Tiſche auf einer Bank, einige davon ein wenig beſchäftigt, und alle auf verſchiedene, grauſame Weiſe vom Schickſale heimgeſucht.

Die am wenigſten Kranke, welche mit einem Nähzeuge

in der Ecke ſaß und in Abweſenheit der Schweſtern, denn dieſe hatten ſich in dieſem Augenblicke zur Erfüllung irgend einer Pflicht, wahrſcheinlich zum Gebete unter ſich, verſammelt, die Aufſicht führte, war ein ganz verkrüppeltes Weſen von 19 Jahren, ungefähr zwei oder drei Fuß hoch, das beinahe aus nichts als Kopf, Aermchen und Füßen beſtand, welche letztere nach innen gedreht waren. Sie ſtellte ſich auf die Erde, um ihre Höhe zu zeigen, und lachte dabei, denn ſie hatte, glaube ich, nur halb ihren Verſtand, wie Alle in dieſem Zimmer, und ſprang uns auf ihren beiden kleinen Krücken etwas vor. Ihre rothen Augen glotzten uns an, als ſie uns die Ruthe zeigte, welche vor ihr lag, und mit der ſie die Anderen in Ordnung hielt, das heißt durch bloßes Aufweiſen des Strafinſtruments.

Eine unglückſelige kleine Blinde ſaß da mit beiden Armen auf den Tiſch geſtützt und hatte ein Heft mit erhabener Schrift vor ſich, worauf ſie ſich zurecht fühlte und uns ganz richtig die Buchſtaben nannte. Es war rührend, anzuſehen, wie ſie ſo emſig ſtudirte, ſich um nichts als ihre Buchſtaben bekümmernd *), während ihr zur

*) Sie erinnerte mich an eine Erzählung, die ich kürzlich gehört von einem blinden Mädchen in irgend einem Theile Frankreichs, das auf dieſe Weiſe hatte leſen lernen. Aber da ſie aus Armuth genöthigt geweſen war, im Garten Unkraut auszureißen (ſie mußte dieß wohl auch durch's Gefühl unterſcheiden können), ſo verhärtete ſich die Haut an ihren Fingerſpitzen und ſie konnte ihre Buchſtaben nicht mehr fühlen; ſie beſchnitt daher die Haut, machte aber das Uebel dadurch nur noch ſchlimmer; in der Verzweiflung, denn Leſen war ihr einziges

Digitized by Google

Seite eine große kahlköpfige Idiotin (denn hier ſind nur Kinder weiblichen Geſchlechts) ihre Hände immer hin- und herbewegte, wie wenn unſere kleinen unmündigen Kinder zeigen wollen, wie es in der Welt hergeht, und uns jedes Wort nachplapperte.

Auf der anderen Seite fletſchte ein anderes unkluges Weſen ſeine Zähne und ſchrie unaufhörlich, ſich an Schweſter Franziska wendend: „Et moi? Et moi!“ Noch ein ſolches armes unglückliches kleines Geſchöpf ſaß dieſer Reihe gegenüber, in ein rothes Mäntelchen gehüllt; ſeine Augen ſtanden ihm aus dem Kopfe, ſchlimmer als Fiſchaugen, und thränten immerfort.

Sie freuten ſich Alle, die Schweſter zu ſehen, und riefen, als wir fortgingen: „Adieu, ma tante Françoise, adieu!“ Wir gingen nun durch ein anderes Zimmer, wo die Allerkränkſten waren, alle unklug oder ſchlimmer, faſt den Thieren gleich. Dieſe Scene läßt ſich nicht beſchreiben; mehren waren die Hände feſt gebunden, und ſie hatten Stangen vor ihren Stühlen, und eines dieſer Weſen heulte wie ein Hund, biß um ſich und ſah mit gefalteter Stirn ſo böſe aus wie nur möglich. Einige hatten ſich wie ſchlafend oder halbtodt ſchlaff zur Seite gebeugt. Ein ganz kleines Weſen ſchrie und geberdete ſich wie wüthend, es war ganz feuerroth im Geſicht vor Anſtrengung. „Il y en

---

Glück geweſen, ſuchte ſie nun das, wozu früher ihre Finger gedient, jetzt mit den Lippen zu verrichten. Und, o Freude, es gelang! — Wie Wenige von uns glücklichen Sehenden küſſen aus Dankbarkeit den Buchſtaben, der uns belehrt!

avait une qui mangeait son linge,“ ſagte meine Freundin, „impossible de l'en empêcher, si même elle avait ses mains attachées.“

Man zeigte mir die Dortoirs dieſer Kinder, deren Betten ſehr reinlich ausſahen. Sie haben nur ein Strohlager und bedürfen jeden Tag reiner Laken.

Die Luft war völlig rein, denn man öffnet die Fenſter den ganzen Tag und zündet Nachts Feuer an. Hier ſchlafen nun die Schweſtern bei dieſen kleinen Ungethümen. Es iſt unglaublich — „l'air est une infection le matin,“ ſagte man mir. Mehre der Schweſtern ſind ſchon krank davon geworden.

Wir gingen nun die Treppe hinauf zu den weniger Kranken. Dieß war eine Erholung nach der letzten Scene. Sie ſaßen in ziemlicher Anzahl, vielleicht zwanzig oder mehr, an einem langen Tiſche, trugen kleine graue, mit ſchwarzem Tüll garnirte Mützen und hatten graue Tücher umgeſteckt. Die Schweſtern verſorgen ſie damit. Sie waren Alle entweder mit Charpiezupfen, oder mit Stopfen oder Nähen beſchäftigt. Hier ſaß auch eine Schweſter an ihrem Platze beim Fenſter vor einem kleinen Tiſche, einen wollenen Schuh für einen der kranken Füße verfertigend. Sie war eben eine von denen, die bei den ganz Kranken geſchlafen hatten und davon ſelbſt krank geworden waren. Nun aber hatte ſie wieder roſige Wangen.

Von den Kranken unter ihrer jetzigen Obhut ſagte ſie mir: „A chacune manque ou un bras, ou les deux, ou une jambe — ou la tête,“ fügte ſie gutmüthig

lächelnd hinzu und zeigte auf Eine hinter ihr, die einen Flecken Leinwand mit einer Stecknadel vorn an ihrem Kleide befeſtigt hatte und mit der linken Hand die Fäden auszog, weil ihr der rechte Arm abgelöſ't worden war.

Sie ſahen hier indeß alle menſchlich aus, manche ſelbſt blühend im Geſichte. Schweſter Franziska hatte für Jede ein freundliches Wort. Auch eine kleine Unkluge war hier unter den Vernünftigen zugelaſſen; ſie ſchien das Spielzeug der Geſellſchaft zu ſein, denn ſie war ein gutmüthiges, unbewußt glückliches Weſen. Die Schweſter rief ſie herbei, und ſie kam angeſchoſſen, ſetzte ſich zu ihren Füßen, küßte den Zipfel ihres Kleides und drückte ihn an ihr Herz, aus lauter Entzücken, weil ſie die Farben liebt und es gern ſieht, wenn man von ihr Notiz nimmt. Sie küßte ſelbſt den Boden vor der Schweſter, Alles zum Zeichen ihres Glücks. Armes harmloſes Geſchöpf!

Zur Eßzeit gehen alle dieſe Mädchen hinunter und füttern die unglücklichen Anderen; Jede hat ihr eigenes Kind. „Car il y en a beaucoup qui n'ont pas l'esprit à manger seul.“ Ich fragte eine der Schweſtern, wie es ihr möglich wäre, unter ſolchen Geſchöpfen auszuhalten, und ſie antwortete mit einem ſtrahlenden Geſichte: „Nous n'avons que la partie la plus honorable.“ Sie war noch jung. — Dieß war nicht in dem Sinne geſagt, als wenn ſie ſich rühmen wollte, ſondern als ob ſie dankbar ſei für eine ſo ſchwierige Aufgabe.

Meine Freundin erzählte mir von einem Kinde ſehr reicher Aeltern, welches dieſe hier gehabt hätten, deſſen Verwandten aber nie gekommen ſeien, es zu beſuchen. Auch

Digitized by Google

hatte man ein Beiſpiel von der Heilung eines Mädchens gehabt, denn es ſind ſonſt alle unheilbar, und dieß zwar mittels einer Medaille, die eine der Schweſtern zum Andenken an den Erzbiſchof von Paris, Du Quelen, hatte ſchlagen laſſen. Da er ſo fromm geweſen und wie ein Heiliger geſtorben war, ſo hatte die Schweſter gedacht, eine Medaille mit ſeinem Bilde könne nur Gutes thun.

Dieß führte uns natürlich auf die „Médaille miraculeuse," wovon ich ſchon früher eine Abbildung geſehen hatte.

Die Schweſter Françoiſe zeigte mir dieſe Medaille an ihrem Roſenkranze, auf deren einen Seite die Jungfrau Maria mit ihren Strahlenhänden erſcheint, wie man dieß auf dem Gemälde ſieht, während auf der anderen ein Kreuz, ein Herz und ein M. ſich darſtellen, und ſie wurde nun ſehr lebhaft, mir von wunderbaren Kuren und Bekehrungen durch dieſe Medaille zu erzählen.

Eines dieſer Wunder hatte ſich nun ſelbſt „aux incurables" begeben. Eine Frau, die von einem Hirnfieber befallen war, hatte ſich am Abende aus dem Hauſe in den Hof geſtohlen und war dort in den Brunnen gefallen, wo man ſie erſt am folgenden Morgen, nachdem man ſie lange vergeblich geſucht hatte, fand. Sie war aber ganz ohne Wunden und überhaupt ohne jeglichen Schaden geblieben, obgleich der Brunnen ſehr tief iſt, denn ſie trug „la médaille miraculeuse" um den Hals. Sie ſtarb freilich zehn Tage nachher, aber nicht in

Folge des Falles, ſondern an der Krankheit, die ſie ſchon vorher gehabt.

„Vous avez entendu de la conversion de Mr. de Ratisbonne?“ fragte mich die Schweſter. „Das iſt das größte Wunder, welches dieſe Medaille bewirkt hat.“ Ich mußte bekennen, daß ich von dieſer Bekehrung nichts vernommen, obgleich, wie ich nachher erfuhr, ſie viel Geräuſch in der Welt gemacht.

Herr von Ratisbonne war ein Jude, ſehr jung, in einer ſehr reichen Familie geboren und, obgleich ſein Bruder ſich ſchon zum Chriſtenthume bekehrt hatte, von ganzem Herzen gegen daſſelbe eingenommen.

Er unternahm eine Vergnügungsreiſe nach Rom, wo er die Bekanntſchaft des Barons von B. machte, der ſich viele Mühe gab, ihn für ſeinen Glauben (den katholiſchen) zu gewinnen, aber vergebens. Herr von Ratisbonne wendete ſich nur um ſo mehr davon ab, und in einem ſolchen Grade, daß ihm ſelbſt ſein Aufenthalt in der heiligen Stadt zuwider ward, und er ſich davon entfernen wollte.

Dem Herrn von B. war es indeß gelungen, ſeinem neuen Freunde, an dem er ſo großen Antheil nahm, die „Médaille miraculeuse“ aufzudringen, welche dieſer aber nur in der Abſicht angenommen hatte, um ſie bei der erſten Gelegenheit wieder bei Seite zu werfen. Schon iſt der Tag ſeiner Abreiſe beſtimmt, ſein Platz in der Diligence genommen, da begegnet ihm Herr von B. und bewegt ihn durch Bitten und Flehen, dieß Vorhaben wieder aufzugeben und ſeinen Platz abzubeſtellen. Einige Tage

Digitized by Google

darauf trifft Herr von Ratisbonne den Herrn von B. wieder, welcher eben beabſichtigt, einiges Nöthige für die Beerdigung eines Herrn de la Ferronnays, ſeines intimen Freundes, der ſich mit ihm für die Bekehrung dieſes jungen Juden verwendet hatte, zu beſorgen. Die Männer treten zuſammen in die Kirche, wo man ſchon Vorkehrungen zu der morgenden Trauerceremonie gemacht hatte. Der Letztere verläßt ſeinen jungen Freund auf einige Augenblicke, kommt zurück und findet ihn auf die Kniee geſunken, in einem Taumel, aus dem er ihn kaum loszureißen vermag. Darauf folgt eine Entzückung, ein Thränenſtrom — der junge Jude iſt bekehrt! Die heilige Jungfrau, die Strahlenreiche, die Lichtſpendende, iſt ihm erſchienen, ſo wie ſie auf der „Médaille miraculeuse“ ſteht. Sie hat, ohne zu ihm zu reden, ſein ganzes Innere umgewandelt, ihr Anblick hat ihn in dieſen entzückenden Taumel geworfen; kaum daß er ſprechen, kaum daß er ſeinem Freunde erklären kann, was ihn ſo mächtig bewegt. — Doch welche Freude für dieſen gläubigen Freund.

Herr von Ratisbonne wird bald darauf getauft, und dieß wiedergefundene Schaf verbreitet Freude über die ganze heilige Stadt und weiter; ja ſelbſt der Hirt der Hirten, der Papſt, giebt ihm Audienz.

Ich habe nachher Perſonen geſprochen, die der Taufe beigewohnt hatten, und ſie haben mir verſichert, daß es für ſie nie einen ſo rührenden Augenblick gegeben habe, daß die Hingebung des Täuflings die aufrichtigſte, die vollkommenſte geweſen ſei, die man je geſehen.

Aufrichtig mußte des Herrn von Ratisbonne Bekehrung ſein, denn er war reich, ſchön, geiſtreich, kurz auf alle Weiſe weltlich begabt. Er hatte eine ſchöne, ebenfalls reiche Braut, die er ſehr liebte.

Dieſes Alles hat er aufgegeben, um ſich ganz und gar dem geiſtlichen Stande zu weihen. Seine Braut beabſichtigte er im Anfange ſeiner Bekehrung noch zu heirathen, ihr Vater gab es zu, wenn ſie ſich gleichfalls zur katholiſchen Religion hinwenden wollte, und beſtimmte ihr eine gewiſſe Zeit, in der ſie überlegen ſollte, ob ſie aus eigener Ueberzeugung katholiſch werden könnte. Sobald ſie ihren Glauben aber nur aus Liebe zu ihrem Verlobten zu ändern vermöchte, ſo wünſchte er, daß die Heirath zurückgehen möchte.

Das junge Mädchen war nach Verlauf dieſer Friſt aufrichtig genug, ihrem Vater zu geſtehen, daß ſie fühle, ſie könne ſich nur um des Herrn von Ratisbonne willen zum Chriſtenthume bekehren, ſonſt aus keiner anderen Urſache. Alſo wurde die beabſichtigte Heirath rückgängig, und Herr von Ratisbonne weihte ſich dem Prieſterſtande. Er iſt jetzt in einem Jeſuitencollegium nahe bei Paris.

Als Prediger ſoll er ſehr beredt ſein; in der Faſtenzeit ließ er ſich in der Kirche Notre Dame de Lorette hören, und die Zuhörer drängten ſich zu ihm, wie zum Abbé von Ravignan. Er iſt ein beſonderer Liebling der „Soeurs de charité“, und ich hörte von Einer, die geſagt hatte: „Ach, ich kann meinen Augen nicht trauen, wenn ich ihn ſo am Altare ſehe, ihn, der früher

mit ſchneeweißen Handſchuhen angethan, mit einem zierlichen Barte, in einem eleganten Cabriolet an uns vorüberfuhr, einer der erſten Lions von Paris, und nun ſo demüthig, ſo voll gottſeliger Rede iſt.

Die „Supérieure aux Incurables" erzählte mir ſpäter, ſie habe mit ihm über die gehabte Erſcheinung geſprochen, und er habe ihr geſagt, daß er nie in ſeinem Leben etwas Schöneres geſehen habe als die Hände, die ſtrahlenreichen, der Jungfrau. Dieſelbe fromme Dame ſchenkte mir ein Bild, auf dem Herr von Ratisbonne im Augenblicke der Erſcheinung abgebildet iſt, wie er, auf die Kniee hingeſunken, die Hände zur Mutter Gottes erhebt, und worunter die Worte ſtehen, welche ihm in ſeinem Entzücken entſchlüpft waren: „O ma Souveraine! C'est vous qui ravissez les coeurs," und die, welche er nachher den Fragenden und Erſtaunten geantwortet hatte: „Elle ne m'a point parlé, mais j'ai tout compris."

So wird ſeine Bekehrung als einer der ſchönſten Triumphe der katholiſchen Kirche angeſehen, und da ſie durch die „Médaille miraculeuse" vorzüglich bewirkt wurde, welche einer Schweſter ihre Entſtehung verdankt, ſo ſehen die Schweſtern ſie, ſo zu ſagen, als ihr Werk an.

Die Heiterkeit der barmherzigen Schweſtern.

Die Heiterkeit der Schweſtern iſt auffallend und läßt ſich auf zweierlei Weiſe erklären: erſtlich in Bezug auf Andere und als zu ihrem Werke der Liebe gehörend, indem ſie noch über das Gebot hinausgehen und ihren Nächſten mehr als ſich ſelbſt lieben, zweitens als individueller

Zug und in der Natur der Sache liegend, nach den Worten Chriſti: „Selig ſind die Barmherzigen, denn ſie werden Barmherzigkeit erlangen," oder logiſch ausgedrückt: „La réaction est toujours égale à l'action." Sie thun ihre Pflicht und wie tröſtend iſt ein ſolches Bewußtſein.

Sie haben keine perſönlichen Sorgen, wie z. B. Familientracaſſerieen und dergleichen. Sie fragen nicht: was ſollen wir eſſen, was ſollen wir trinken, womit ſollen wir uns kleiden? Die Communauté oder das Hospital, in dem ſie ſich befinden, verſchafft ihnen die nächſten Bedürfniſſe in dem Sinne des Spruches: „Wenn wir aber Nahrung und Kleidung haben, ſo laſſet uns genügen," und was brauchen ſie in ihrer Poſition mehr. Das Weltgeräuſch ſtört ſie nicht in ihrer Andacht, wozu ſie ihre angeſetzten Stunden haben, die ſie nicht verſäumen dürfen. „Lobe den Herrn meine Seele, und was in mir iſt, ſeinen heiligen Namen." So fallen ihnen auch alle Mittel, ihren geiſtigen Hunger und Durſt zu ſtillen, in die Hand. Sie wandeln getroſt ihre Bahn und ſehen gleichſam jederzeit den Himmel offen, ſie zu empfangen. Sie trinken das Waſſer, welches ihnen gereicht wird, und es wird ein Brunnen, der in das ewige Leben hinüberquillt. — Oder wenn das Werk, wie bei den proteſtantiſchen Schweſtern, mehr das der Erkenntlichkeit als das des Verdienſtes iſt und von dem Geiſte des Spruches: „Wenn wir alle unſere Schuldigkeit gethan haben, ſo ſind wir dennoch unnütze Knechte," durchweht wird, ſo bekommt doch auch hier die Hoffnung Nahrung, und Hoffnung iſt grün, friſch, jung, und Jugend iſt heiter. So

ſtehen die Schweſtern beider Glaubensbekenntniſſe ungefähr gleich in Bezug auf die Ewigkeit; ſo ſtehen ſie aber ganz gewiß gleich in Bezug auf die Welt. Ihr Wirken iſt das nämliche, ihr Zweck derſelbe, nämlich das Elend zu vermindern, die Leiden zu erleichtern, den Blick zum Himmel emporzurichten.

So ſtehen die Schweſtern auch in ihrer äußeren Erſcheinung als unſer Muſterbild da. Ich wollte, daß Jedermann ſich die Heiterkeit der Züge, des Wortes mehr zur Pflicht machte, als es im Allgemeinen geſchieht. Die ſchöne Erde fordert ſo ſehr zur Heiterkeit auf. Warum nicht die Sonne, die Blumen widerſpiegeln in unſerem Antlitze? Warum nicht ein unverändert klares Bächlein im Auge fließen laſſen? Warum nicht den trüben Tagen Trotz bieten?

Allgegenwart und gelegentliches Wirken der barmherzigen Schweſtern.

Wir haben die barmherzigen Schweſtern vorzüglich in den öffentlichen Anſtalten und Hospitälern geſehen. Wie ſie in großer Anzahl ſich im „Hôpital des incurables“ und in der Infirmerie der Invaliden befinden, ſo beſorgen ſie die Krankenpflege auch in der polytechniſchen Schule, wo die jungen Leute ſie gleich warm wie die alten Invaliden lieben, im Blindenaſyl und in vielen anderen Inſtituten; allenthalben ſind ſie gleich thätig, gleich freundlich und geduldig. Dieſe Anſtalten und ihre Schulen ſind dem Anſcheine nach ihre Hauptſphä-

ren, doch nur dem Anſcheine nach, denn wie viele Nebenarme dieſes bedeutenden Wohlthätigkeitsſtromes, wie viele ſtille Bächlein, die hierhin und dorthin ſich verlaufen, könnte man nicht noch auffinden.

Man kann ſagen, in allen Fällen geiſtiger oder phyſiſcher Noth, wo man ſich in Paris keines Raths weiß, könnte man ſich gläubig und vertrauensvoll an eine „Soeur de charité“ wenden. Sie würde gewiß nach Kräften aushelfen. Ja, dieſe Schweſterſchaft zuſammengenommen iſt ohne Zweifel eine Art von Gottheit. Sie iſt allgegenwärtig, aber ſie dringt ſich nicht auf. Sie läßt ſich in jedem Augenblicke bereit finden, und dazu bedarf es nur eines Fingerzeiges. Sie thut immer das Ihrige.

Ja, wo und wie begegnet man den „Soeurs de charité“ in Paris nicht? Da fährt ein Fiacre im Galopp vorbei. Eine „Soeur de charité“ ſitzt darin an der Seite einer eleganten Dame. Gewiß wurde ſie eilig abgeholt zur Pflege eines Kranken.

Dort begegnet mir auf dem Boulevard des Invalides ein langer Zug von kleinen Schulmädchen im Coſtüm, eine „Soeur de charité“ führt ſie an, eine andere folgt ihnen.

Ich gehe in eine Kirche, da wird Kinderlehre gehalten, mehre „Soeurs de charité“ ſitzen zwiſchen der jungen Schaar zerſtreut und leiten den Geſang.

Hier begegnet uns eine Schweſter mit Gemüſe unter dem Arme, dort eine andere mit allerlei Paqueten in der Hand.

Meiſtens iſt ihr Schritt beflügelt, und ſie ſehen weder rechts noch links; der lange ſchwere Roſenkranz zur Seite fliegt, und wenn ſie, wie es ſelten geſchieht, nichts zu tragen haben, ſo ſind die Hände kreuzweiſe in den weiten Aermeln verborgen. — In den engſten und ſchmuzigſten Gaſſen ſieht man ſie am meiſten, Kleidungsſtücke und wer weiß, welche andere Gaben tragend.

Wir ſahen ſie an den Siechbetten die Leidenden pflegend; wir ſahen ſie mit Säuglingen im Arme, wie zärtliche Mütter die fremden Findlinge wartend; wir ſahen ſie das Prieſteramt verrichtend, umgeben von Betenden; wir ſahen ſie Troſt in Thränen gebend und Lebensweisheit den Thörichten predigend.

Laſſet uns nun auch einer ſolchen Nonne folgen, wie ſie am Meeresufer von Boulogne eine junge Schöne zum Wellentanze geleitet, mit ihr am Strande ſpazieren geht, über ſie während der ganzen Badezeit die ſchützenden Flügel ihrer „Cornette" ausbreitet.

Man hatte nämlich, ſo wurde mir erzählt, jenem jungen Mädchen das Seebad verordnet. Als aber die Badezeit herankam, wurde ihre Mutter durch Krankheit, ihr Vater durch wichtige Geſchäfte verhindert, ſie zu begleiten. Keine gefällige Tante, Couſine oder Freundin war da, um Stellvertreterin zu ſein. Da gab man der Demoiſelle eine „Soeur de charité" zum Chaperon, und eine beſſere Beſchützerin und Pflegerin hätte man natürlich nicht wählen können.

Die Engländerin, die mir dieſen Fall mittheilte und welche ſich auch zu gleicher Zeit mit jenen Beiden in

Boulogne aufhielt, fügte hinzu: „Every morning we saw them go on the shore to bathe, the sister and the young lady, it looked so pretty!“ — Ich hörte auch von einem alten Herrn, der jedesmal, wenn er krank wird, eine Schweſter zu ſeiner Pflege in's Haus nimmt. Er würde keine andere Krankenwärterin um ſich leiden. Die barmherzigen Schweſtern ſind duldſamer, beſſer, weiſer als die eigenen Verwandten.

Einige Schweſtern nehmen auch Penſionäre zu ſich. In allen dieſen drei letztgenannten Fällen bekommen ſie natürlich eine Vergütung. Aber Alles geht in den allgemeinen Schatz, und dieſer iſt nur zu Wohlthätigkeitszwecken beſtimmt, natürlich mit Ausnahme desjenigen, was zur Nothdurft der Schweſtern gehört. Es geht alſo hieraus hervor, daß, wenn man die Dienſte einer barmherzigen Schweſter in Anſpruch nimmt, man ſich und den Armen eine Wohlthat erweiſt.

Die weltliche Soeur de Charité.

Wir wollen die gute Schweſter nun noch in einer anderen Function betrachten, nämlich nicht als Armengabenſpenderin, ſondern als Lehrerin im Wohlthun. Wir haben ſchon oben geſagt, daß ſie die „pauvres honteux“, die Armen in ihren Himmelshöhen aufſucht. Laſſet ſie uns nun aber noch in Begleitung zweier hübſcher jungen Mädchen ſehen, denen ſie dieſe Himmelshöhen erſchließt, die ſie die ſteilen, engen und nicht von Veilchen duftenden Pfade — Treppen meine ich — hinaufführt.

„Die junge Pariſerin mit der Charité im Bunde?“ höre ich dich verwundert fragen. — „Und warum nicht?“ frage ich wieder. Sie iſt noch dazu eine Lionne — das heißt eine zahme — ſie iſt hübſch, ausgelaſſen luſtig — über die Maßen vergnügungsſüchtig, coquett wie Alle. — Aber es iſt Sommer, alle ihre Freundinnen ſind verreiſt oder auf dem Lande. Sie haben ſie freilich eingeladen nach Auteuil auf eine Woche, nach Bellevue auf vierzehn Tagen, nach St. Germain auf drei Wochen, oder anderswohin auf Monate; aber unter dieſen Freundinnen giebt es ſo wenige, zu denen die Mama ſie ohne ihre Begleitung ziehen laſſen kann, denn die eine iſt eine wahre „gamine,“ in dem Hauſe der anderen brouillirt man ſich immer u. ſ. w. Alſo bleibt die Tochter den größten Theil des Sommers zu Hauſe und gähnt. — „Je m'ennuye.“ — Sie beneidet ihre engliſchen Schweſtern, welche von Yorkſhire nach Suſſex mutterſeelenallein reiſen, um hier eine Tante, dort eine Schwägerin zu beſuchen, mit all ihren hübſch ausgeſchnittenen und kurzärmeligen „evening dresses,“ all ihren „new pretty pieces of music“ im Koffer. Dieſe genießen ihre Jugend, aber die junge Pariſer Demoiſelle ſeufzt: „Ah! je m'ennuye, ma chère amie!“

Eines Morgens ſetzt ſie ſich an ihr elegantes Schreibpult und ſchreibt:

„Monsieur,

„Vous êtes toujours si aimable, si charmant, si complaisant et moi — je suis une peste, vous savez! Figurez-vous ce que j'ai fait. Je vous ai mis à la

tête de ma liste pour les pauvres et vous êtes inscrit pour 5 frcs. par mois. Est-ce que cela vous convient?“

„Maman vous prie de venir prendre le thé avec nous ce soir, et un baba de ...... — et nous parlerons de nos affaires.“

„N'avez-vous pas un vieux manteau, ou un habit qui a prêté l'oreille au marchand d'habits?“

„La destinée est capricieuse. Tournez la sienne en ma faveur. Vous voyez, je m'en vais vous faire gagner le ciel. Vous y irez tout droit. Je prierai pour vous. Ma petite soeur au couvent et toutes ses camarades diront des neuvaines sans fin pour votre salut et moi je ferai dire trois messes pour votre conversion.“

„Adieu, n'oubliez pas de venir ce soir. Nous allons polker et bien nous amuser.“

Noch ein Dutzend anderer ſolch niedlicher Briefchen werden an junge und an alte Herren geſchrieben, mehr oder weniger zärtlich, mehr oder weniger lang. — Eine abſchlägige Antwort kann natürlich Niemand geben, nicht allein aus Politeſſe, ſondern auch aus wahrem Mitgefühl für die Armen. Die Pariſer ſind ſehr mitleidig. Mit Manchen wird die Sache auch mündlich abgemacht, und es giebt allerlei Scherz dabei. Aber eine Hauptſache ſind die Briefchen und die Beſuche Abends, wobei die jungen Advocaten, Employés, Vicomtes u. ſ. w. ihre Weſten und Mäntel ſelbſt unter dem Arme mitbringen,

und zur Variation der Beluſtigungen fallen wohl noch einige kleine Verkleidungen damit vor.

Indeß die Liſte — die Hauptſache — vergrößert ſich täglich, und die Armen müſſen nun auch ihren Profit davon ziehen. Man ſchreibt ein ganzes Paquet „Bons,“ das heißt Karten, worauf ein Pfund Fleiſch, ein Pfund Brot, eine Lieferung Holz im Winter oder etwas dergleichen gut geſchrieben wird.

Dieſe Karten ſind für die Armen, die „pauvres honteux,“ zu welchen „ma soeur Josephine“ unſere beiden jungen Damen führt, beſtimmt und werden ihnen nach Bedürfniß monatlich zugetheilt; für dieſe Bons, die das Siegel einer der Damen tragen, holen ſie ſich dann, wann ſie wollen oder das Bedürfniß haben, von dem Schlächter oder Bäcker, mit dem dieſe jungen Fräulein ſich beſprochen haben, die Quantität Fleiſch oder Brot, welche darauf notirt iſt.

Das geht nun recht heiß die erſten vier Wochen. Es iſt wirklich zum Verwundern, wie unſer Fräulein tagtäglich ihre Armenbeſuche machen kann, Treppe auf, Treppe ab. Sie hat freilich eine Freundin, „une dévote,“ welche dieſe Beſchäftigung mit ihr zugleich betreibt, welche ſie eigentlich dazu inſtigirt hat. Dieſe thut Alles ganz um der Sache ſelbſt willen, im katholiſchen Glauben. Das Werk ſoll ihr und Anderen gut thun.

Unſere beiden Demoiſelles nehmen ſich die Sache ſo zu Herzen, daß ſie die Armen, welche in einem Hotel garni wohnen, von dort wegnehmen und ihnen Wohnung und Möbeln ſchaffen, daß ſie über ihre Mit-

tel gehen und das Fehlende aus ihrer eigenen Baarſchaft zulegen, denn die Pariſerin iſt gutmüthig, das kann man nicht oft genug wiederholen. Die kleine Devote führt die Männer der armen Frauen zur Beichte, unſere weltliche Freundin macht ſelbſt die Betten der alten Schwachen, ſchwatzt ein freundliches Wort mit ihnen, ſchenkt ihnen Stricknadeln, leiht denen, die beſſere Tage geſehen haben amüſante Bücher, läßt ihr friſches Geſichtchen bewundern, kurz ſie verbreitet Freude, ſo wie ſie nur erſcheint.

Sie iſt oft ganz angegriffen von dem Elende, welches ſie den Tag über geſehen, in allen „septièmes“ und „huitièmes“ der Rue des Brodeurs, im ganzen Quartier der Rue de Sèvres, denn in den kleinen Nebenſtraßen dort wohnt viel Elend. Sie erzählt allen ihren Freunden die Geſchichte und Schickſale dieſer armen Familien; aber dieß nicht aus Prahlerei, denn die Franzoſen erzählen Alles, wie man ſchon weiß. Ich erinnere mich aber, daß die engliſchen wohlthätigen Damen ſorgfältig vermieden, von ihren Armen zu ſprechen. „Mademoiselle, je vous fais mon compliment de vos occupations,“ ſagt mancher alte Herr im Weggehen. Es kommt aber der Tag und die Stunde, wo die Mutter ſich in's Mittel ſchlagen muß, denn man wird etwas Weniges lau.

Ich habe aber noch andere junge Damen gekannt, die ſich ſehr ernſtlich und mit Beharrlichkeit ein Jahr nach dem anderen mit mehren „oeuvres“ beſchäftigten. Sie ſagen: „J'ai plusieurs oeuvres.“ —

Digitized by Google

Sie haben nicht ſo viel übernommen wie jene und führen das Wenige ohne Geräuſch und durch ihre eigenen Mittel aus. Aber weil ſie ſelbſt wenig oder gar kein Weſen davon machen, ſo erfährt man nur wenig davon, und man kann deßhalb nichts davon erzählen.

Les Dames de Charité.

Dieſe ſind wieder eine höchſt achtbare Körperſchaft und eine große Stütze der Wohlthätigkeit in Paris, denn man wähne nicht, daß die ſogenannten „leichtſinnigen Franzoſen“ die freie Göttin Wohlthätigkeit mit Füßen treten. Nein, ich glaube, daß es vielleicht keinen Ort giebt, wo ihr auf eine ſo liberale Weiſe geopfert wird und wo jede Hand ſich ihr ſo offen entgegenſtreckt, als in Paris.

Man kann den um Hilfe Anſprechenden hier nicht, wie in England, mit den Worten abfertigen: „go to the workhouse,“ denn es giebt keine „workhouses“ in Frankreich. A propos, darüber hörte ich einen Franzoſen einmal ſeine Meinung folgendermaßen ausſprechen: „Ces workhouses, ces prisons des pauvres, grâce à Dieu, ils n'existent pas chez nous. C'est là où l'on a calculé au juste combien il faut à un homme pour ne pas mourir de faim.“

In Paris giebt es eine „Administration de charité,“ und dieſe hat in jedem Quartier ein Bureau, welches von einem reichen „propriétaire“ verwaltet wird, denn es iſt eine Ehrenſtelle. Unter dieſem Director ſtehen die

„Dames de charité.“ Sie ſind die Vertheilerinnen der Gaben, die gewöhnlich in Holz, Brot, Fleiſch, Decken, ärztlicher Hilfe und Medicin beſtehen. Es giebt keine Armentaxe wie in England, ſondern die „Administration de charité“ disponirt über Fonds, welche von einer Abgabe der Stadt und aus freiwilligen Vermächtniſſen gebildet werden. Die Armen ſind auch nicht auf die Unterſtützung ihres Kirchenſprengels allein reducirt, wie in England.

Selten iſt es, daß ohne eigene Schuld eine Familie in Paris in nacktes Elend und blaſſen Hunger verfällt. Es müſſen ſchon ganz beſondere Umſtände ſie hineingeſtürzt haben. Wer arbeiten will, kommt hier immer fort und wird von jener Adminiſtration kräftig unterſtützt.

Die ſogenannten „Dames de charité“ ſind nun die Gehülfinnen jenes Directors, oder vielmehr auf ſie kommt das Meiſte an, und ihr Amt iſt gewiß kein leichtes. Es können ſich auch nur die Reichen damit befaſſen, die nicht viel zu thun haben.

Außerdem, daß ſie ſich ſelbſt immer nach den Armen umſehen, ſammeln ſie auch eigenhändig für ſie in den Kirchen. Solche Sammlungen für die Armen finden nur an Feſttagen und bei beſonderen Gelegenheiten ſtatt. Dann ſchickt die „Dame de charité,“ an welcher die Reihe iſt, einen „faire part“ an alle ihre Freunde. „Faire part“ iſt abgekürzt aus „lettre à faire part,“ womit man Briefe bezeichnet, wie man ſie bei Heirathen, Todesfällen u. ſ. w. herumſchickt. Solch ein „faire part“ enthält eine förm-

liche Einladung an „Monsieur un tel“ oder „Madame une telle,“ an dem und dem Tage nach St. Roch oder einer anderen Kirche zu kommen, weil die Unterzeichnete die Ehre haben werde, für die Armen zu ſammeln (quèter pour les pauvres).

Und da finden dann alle ihre Freunde und Verehrer beim Ausgange aus der Kirche ſie im ſchönſten Staate, graciös auf einem Stuhle knieend und über die Lehne ſanft hingegoſſen, in der Hand den rothſammetnen, goldgeſtickten Beutel, den ſie von Zeit zu Zeit ſchüttelt, daß es klingt, wozu der ihr zur Seite ſtehende Huiſſier in abgemeſſenen Pauſen und in einem gewiſſen Singſang immer die Worte ſpricht: „Pour les pauvres de la paroisse, s'il vous plait.“

Das iſt dann ein kleiner Triumph der Eitelkeit unſerer barmherzigen Dame, den wir ihr für ihre vielen Mühen gern gönnen wollen. Sie ſieht an dieſem Tage, wie viel wahre Gönner ſie hat. Doch könnte wohl je ein Pariſer einer Pariſerin etwas verſagen? — Es giebt an einem ſolchen Feſttage wohl ein Dutzend und mehr „Dames de charité“ auf Stühlen hingegoſſen, in St. Roch oder Madeleine, vor jeder Thüre, an jedem Ausgange eine, darunter nicht ſelten junge und ſehr reizende, alle aber immer ſehr geſchmückt; und ich habe mir oft gedacht, wie ſie zuletzt müde ſein müſſen von ihrem Schütteln und Knieen.

Ich habe ſomit von barmherzigen Schweſtern, barmherzigen Jungfrauen und barmherzigen Damen geſprochen — freilich nur ſehr oberflächlich, denn wenn ich mit

Menſchen- und mit Engelzungen redete, ſo ſagte ich doch nicht Alles aus, was die chriſtliche Liebe thut in dem groſʒen Paris, und ich könnte noch Vieles hinzufügen über die Bazars und Lotterieen, welche edle Damen des Faubourg St. Germain um der Armen willen einrichten.

Es iſt darunter eine Lotterie der Frau eines berühmten Mannes, wozu Jeder ſchon deßwegen ein Loos nimmt, um nachher zu der groſʒen Soirée eingeladen zu werden, in welcher die Looſe verſpielt werden, und die eine Verſammlung der größten Celebritäten von Paris ſein ſoll.

Wir hätten noch Unzähliges hinzufügen können von Liebeswerken der Damen, wir hätten erzählen können wie die eine ſich oft mit einer ganzen Familie für Jahre befaßt und ſie unterhält, wie ſie ſich dann wieder kräftig der Placirung dieſer Armen in die Hände arbeiten, wie ſie für die unglücklichen Frauen des Gefängniſſes St. Lazare ſorgen u. ſ. w. — Wir hätten aber auch von der männlichen Wohlthätigkeit oder — da die Göttin nicht dieſes Geſchlechts iſt — von „Frères de charité“ oder „Messieurs de charité“ ſprechen können. Denn nicht allein, daß ſie ihre Mäntel, Kleider und monatliche Contribution hergeben, — ſondern ich habe auch einen jungen Vicomte ſich auf das Sopha werfen ſehen aus Verzweiflung über das Elend einer armen Familie, die er ſo eben aus Zufall durch einen Fiacre ausfindig gemacht hatte. Er ſelbſt hatte das Dachſtübchen der „misère“ beſucht und wollte nun wiſſen, was zu thun ſei. Die Damen gaben ihren Rath, wollten ihn „ſeines Werkes“ aber nicht berauben, und da

er doch nicht mehr thun konnte, als der erſten Noth abhelfen, ſo wurde ihm darauf eine „Dame de charité“ angezeigt, die das Weitere beſorgte.

Ich habe auch von Verſammlungen junger Männer zum Beßten der Armen gehört. Dieſe gehörten aber vorzüglich dem proteſtantiſchen Theile von Paris an.

Das Faubourg St. Germain iſt das Hauptquartier der Charité. Da iſt erſtlich die alte Nobleſſe, welche brummt und, da ſie nichts mehr mit der Politik zu thun hat, ſich eine andere Pulsader ſuchen muß — dieß iſt die Charité, mit der ſie im Stillen beſchäftigt iſt. In demſelben Faubourg giebt es zweitens die meiſten Hospitäler und wohlthätigen Inſtitute, da ſieht man die meiſten „Soeurs de charité“ ſich bewegen. Kurz, hier iſt der wahre Herd des Wohlthätigkeitsfeuers, welches die guten Pariſer beſeelt.

„La charité, s'il vous plait.“

Wir haben geſehen, wie die Charité mit vollen Händen in Paris umherſchreitet und in alle verborgenen Winkel hineinkriecht, laſſet uns nun noch ein wenig Diejenigen betrachten, welche dieſe Göttin im Vorübergehen anflehen, ich meine die Bettler.

Giebt es denn Bettler in Paris, ſeit das Almoſenfordern polizeilich verboten worden? Beinahe keine. Der Reiſende, welcher direct von London kommt, würde antworten: „There are no beggars at all in Paris, or they are scarcely visible to the naked eye.“

Digitized by Google

Sichtbar ſind nun am Ende doch einige Bettler, aber ſtumm ſind ſie, möchte ich ſagen. Mit Ausnahme der Kaminfeger, die hier und da etwas den Kehrbeſen wenden, ſprach uns Niemand bei unſerer Ankunft in Paris um eine Gabe an, und auch dieſe bitten ſo niedlich: „un petit sou, Madame, s'il vous plait, un petit sou!“ daß man ſie kaum für giltig annimmt.

Der ſtummen Bettler aber bemerkt man verſchiedene auf den Brücken und den Quais, und dieſe ſprechen viel lauter zu unſerem Herzen als die geſprächigen. Darunter iſt eine Frau, die, wie es ſcheint, Jahr aus, Jahr ein auf dem Pont des arts ſitzt; ich habe ſie dort Winter und Sommer und oft im fürchterlichſten Wetter geſehen, ſie kam mir am Ende wie eine ganz zur Brücke gehörende Statue vor. Sie ſitzt in einer Zelle wohlverwahrt und bemantelt — der nämliche ſchwarze Hut bedeckt immer ihren Kopf — vor ihr iſt ein Bret mit wenigen Kleinigkeiten, als Nadeln und Schnürbändern, befeſtigt, ſo daß es ausſieht, als ob ſie etwas feil biete; daneben liegen immer einige Sous, die mitleidige Hände ihr gegeben haben und deren Haufen ſie zu vergrößern wünſcht. Gewöhnlich habe ich ſie ſchlafen ſehen, mit ganz auf die Bruſt gebeugtem Kopfe, den ſie aber plötzlich wieder erhebt, wenn ſich ihr Jemand naht. Ich habe nicht ausfindig machen können, ob ſie blind ſei oder keine Arme habe. Sie ſcheint jeden Morgen dort hingeführt und Abends wieder abgeholt zu werden. Sie öffnet nie den Mund, bewegt nie ein Glied, ausgenommen, wenn, wie geſagt, ihr Kopf zum Schlafe ſinkt.

Nie habe ich eine Freundin oder Bekannte bei ihr ſtehen ſehen.

Oft auch ſah ich bei'm Pont neuf eine ſehr alte blinde Frau auf einem Stuhle ſitzen, welche einen Kaſten in der Hand hielt, worauf geſchrieben ſtand: „Je suis une pauvre aveugle, assistez-moi, s'il vous plait,“ — aber auch ſie ſprach nie ein Wort.

Ein beſonderer Gegenſtand meines Mitleids befindet ſich Abends auf dem Quai des Tuileries. Es iſt ein ganz kleiner Mann, ein Monſtrum ohne Hände und Füße, der hinter einem durch eine Lampe erleuchteten Tiſche ſteht und ſehr eifrig kleine Stückchen Papier beſchreibt, die Stahlfeder in beiden Stumpfen haltend. Wenn ein Vorübergehender ihm eine Gabe auf den Tiſch legt, ſo überreicht er ihm ſehr eilfertig eines jener Papierchen, auf welchem ziemlich leſerlich ein Dank an die charitablen Herren und Damen ſteht, oder ein ſchöner moraliſcher Spruch oder etwas auf ihn ſelbſt ſich Beziehendes — mit der Unterſchrift: „par moi phénomène F . . . . .“ Seinen Namen, obgleich er wenigſtens ſechsmal auf demſelben Blatte vorkommt, habe ich nie leſen können, aber ſein Anblick hat mir immer die Augen feucht gemacht.

Der Leute, die durch ihre Künſte, vorzüglich durch Töne, um Mitleid anſprechen, giebt es nun noch manche auf den Boulevards. Auf dem Boulevard des Invalides habe ich Sonntags immer einen ſehr großen alten Mann auf einem Stuhle ſitzen ſehen, in der Winterkälte die Beine von unten bis oben in Lumpen eingewickelt, welcher Hymnen und Gebete auf eine ſehr ſchauerliche Weiſe ſang,

und der ſein Almoſennäpfchen vor ſich auf dem Schooße ſtehen hatte. Ein anderer Blinder, ebenfalls ein großer Mann mit unendlichem Bart- und Haarwuchſe, läßt ſich langſam von ſeinem Hunde in der Banlieue herumziehen, wobei er fortwährend ſingt. Ein blinder Flötenſpieler iſt häufig auf dem Pont de la Concorde zu ſehen, und ſpät Abends ſitzt ein Mann, der die Violine ſpielt und zugleich die Zauberflöte bläſt und Becken ſchlägt, auf der unfaſhionablen Seite der Champs Elysées. Doch wenn wir hier zu weit gehen, ſo möchten wir bald von den Bettlern zu denen übergehen, die ſich ſchon zu den Künſtlern rechnen und es uns ſehr übel nehmen würden, ſie in dieſe Rubrik der Sollicitanten hineingezogen zu haben.

Eine andere Abtheilung der Bettler bilden die, welche zum Scheine, und damit ſie nicht als Bettler aufgegriffen werden, etwas zum Verkaufe ausbieten, aber nur mit ſehr leiſen, kaum vernehmbaren Worten den Vorübergehenden anſprechen. Ihre Waare beſteht, wie ich bemerkt habe, nur in Dreierlei, in Papier, in Fuß- und Ellenmaßen, und in Schwefelſtücken nebſt trockenen Lorbeerblättern und Zwiebeln, in einem Korbe rangirt. Dieſe letzteren werden gewöhnlich von ganz alten Leuten herumgetragen, und ſie alle ſind, wie geſagt, ſehr beſcheiden, flüſtern nur und wagen kaum, dich anzuſehen. Man thut gewiß immer wohl, ihnen etwas zu geben. — Mit Papier habe ich in der Rue des petits Augustins und anderswo auch oft einen blaſſen Mann mit verbundenem Kopfe das Trottoir entlang ſchleichen ſehen, der mein innigſtes Mitleid er-

regte, wenn er ſo kläglich bat: „Voyez, Madame, j'ai cinq petits enfants et point de pain pour eux, je suis malade, ayez pitié, nous sommes très-malheureux.“ — Solchen Männern giebt man auch noch gern.

Aber dann kommen die Dritten; das ſind die kleinen Knaben, welche mit langen, in einander geſchlagenen Maſſen von „mètres“ ſich herumtreiben. Dieſe ſind ſehr luſtig und bisweilen höchſt unverſchämt. Letzthin iſt ihre Zahl im Fauburg St. Germain bedeutend geſtiegen, und ich denke, die Polizei wird ihnen bald Einhalt thun. Sie ſind weder ſtumm noch flüſternd, noch wohltönend, ſondern auf einmal ſpringen ſie hervor und hängen ſich jeder wohlgekleideten Dame wie Kletten an und verfolgen ſie mit ihren weinerlichen Bitten: „Nous sommes sept enfants, ma mère est malade, voyez, Madame, ayez pitié!“ Man hört ganz dieſelbe Geſchichte dreimal hinter einander von drei verſchiedenen Knaben; und wenn man ſolcher Zudringlichkeit zuletzt müde iſt und ihnen nichts giebt, ſo ſtampfen ſie hinter einem ganz unſanft mit dem Fuße und ſtoßen einen häßlichen Fluch aus, oder ſie rufen gar der ſchönen Dame nach: „Ah, la bosse!“ — Dabei ſind dieſe Knaben immer ſehr wohlgekleidet und ſehen gar nicht hilfsbedürftig aus.

Weit mehr dauern mich die armen Kinder, welche gegen Mitternacht im Winter noch mit ihren Schwefelhölzchen auf den Brücken oder im Gedränge der aus einem Theater ſtrömenden Menge ſtehen.

Ein Platz, der den Bettlern erlaubt iſt, iſt die Schwelle der Kirchenthüren, und da findet man ſie denn

beſonders vor Notre-Dame in großer Anzahl verſammelt. Da dieß aber bei allen katholiſchen Kirchen der Fall iſt, ſo macht es keinen eigenthümlichen Zug von Paris aus. Viel charakteriſtiſcher ſind die unſichtbaren ausgeſtreckten Hände.

Man ſieht nämlich auf den Straßen bisweilen Büchſen ausgeſtellt mit einer Aufſchrift, durch welche die Vorübergehenden gebeten werden, ihr Scherflein für den und den Zweck beizutragen. Eine ſolche Büchſe ſah ich vorigen Frühling in den Champs Elysées an einem Baume angeheftet, als dort der Bau des Palais de l'industrie vor ſich ging. Die Sammlung geſchah für die Wittwe eines Arbeiters, der von einem Balken heruntergefallen war und dadurch den Tod gefunden hatte. Ich ſah Viele ſtill ſtehen, leſen und ihren Beutel ziehen. Auch für die unglücklichen Bewohner des durch Erdbeben zerſtörten Point-à-Pitre waren an allen Straßenecken von Paris ſolche Büchſen ausgeſtellt.

Alſo ſtumm, unſichtbar, beſcheiden ſind die wenigen Bettler, welche man in Paris ſieht. In der Provinz — wo überhaupt Alles das Gegentheil von Paris iſt — iſt dieß natürlich anders. Da werden die Diligenen bei jeder Station förmlich von einem Schwarme aſſaillirt, und von dem Geſchrei: „Assistez, mes braves gens, donnez la charité, la charité, s'il vous plaît!“ wird man förmlich taub auf dem Ohre, wenn nicht im Herzen.

Proteſtantiſches.

Beſuch der Miſtreß Fry in Paris im Mai 1843.

„Will you go to a Quakers' meeting with us? It is to be held not far from here in the faubourg du Roule opposite to the ecuries du roi," — fragte mich eine engliſche Freundin, und ich antwortete bejahend und meine Verwunderung ausdrückend, daß es hier Quäker gäbe. „There are a few," ſagte jene Dame, „but this is to hear the celebrated Mrs. Fry who is at present in Paris." — Eine ſolche Gelegenheit war nicht zu verſäumen, ich hatte noch nie dieſe Königin der Quäker oder vielmehr dieſe Biſchöfin derſelben, dieſe Wohlthäterin der Bedürftigen, dieſe Predigerin der Gefangenen, gehört.

Wir gingen alſo am Sonntag-Morgen hin zu dem bezeichneten Hotel und fanden nach einiger Mühe das Zimmer, wo das Meeting gehalten werden ſollte. Es wurde uns durch eine ältliche Quäkerin in thurm-

hoher, ſchneeweißer Haube, ſchwarzem Kleide und gro=ßem Shawl von gleicher Farbe geöffnet, von der wir nach der Frage, ob es erlaubt ſei, einzutreten, die freundliche Einladung erhielten: „To be sure, come in, our meetings are always public.“

Es waren außer jener Dame noch zwei „friends“ da, die übrige Geſellſchaft beſtand aus Laien, wie wir, und ſie hatten ſich auf den Bänken des einfachen Zimmers, das ſich nach und nach füllte, neben einander gereiht.

Lange wurde die Hauptperſon vergebens erwartet. Endlich öffnete ſich die Thüre, und Eliſabeth Fry trat herein, begleitet von ihrem Bruder Joſeph Guerney und deſſen Frau, und Joſias Forſter, ihrem Freunde. Ich fühlte mich erregt, da ich dieſe vortreffliche Frau, von deren Gutthaten und chriſtlichen Grundſätzen ſo viel ge=redet wird, mit der Könige ſich gleich geſtellt oder viel=mehr gleich gekniеet haben, nun vor mir ſah.

Ihre Perſönlichkeit ſchon iſt ſehr impoſant, rieſen=groß und ſtark in Proportion. Was ihre Kleidung betrifft, ſo iſt ſie den Quäkerregeln ſtreng gemäß, nur in der Güte der Stoffe bemerkt man ihren Reichthum. Sie trug ein braunes ſchweres Seidenkleid mit einer Art Schleppe und einen großen ſchwarzen Shawl; der Kips ihres ſchwarzen, mit Weiß gefütterten Hutes war nicht übermäßig hoch, und ſie hatte nicht einmal Bänder zum Zubinden daran, damit, wenn der Geiſt ſie bewegt, ſie ihn ſogleich bequemer abnehmen könne, wie ein Mann ſeine Kappe. Sie hat dieß im Griffe und bleibt beim

Reden immer in ihrer einfachen und bekräuſelten Mouſſelinhaube.

Alles, bis auf die Handſchuhe, war nagelneu an ihrem Anzuge. Dieſe Ordnung, Reinlichkeit und Genauigkeit der „Freunde“ finde ich beſonders empfehlenswerth, und ſie ſcheinen vor allen Engländern jenem Sprüchworte von der Gottſeligkeit und Reinlichkeit anzuhängen. Der Ausdruck des Geſichts der Miſtreß Fry iſt ſehr gutmüthig und wohlwollend, die Stirn heiter, von einigen blonden Locken beſchattet. Sie winkte uns und einigen Anderen, die wir etwas fern ſaßen, freundlich zu, auf einer ihr näher ſtehenden Bank Platz zu nehmen, nachdem ſie und ihre Begleiter ſich ſelbſt in einer Reihe an die Wand placirt hatten.

Nach einer ſtummen Weile ſtand Joſeph Guerney, deſſen ſchönes Greiſenhaupt als Modell für den Sculpteur dienen ſollte, auf und hielt ein Gebet zur Einleitung. Darauf kam der Geiſt auf Miſtreß Fry herab, und ſie predigte zur Erlöſung und Befreiung der gefangenen Seelen kräftige Worte. Man muß ſchon an das Sinken und Fallen oder den Singſang der Stimme bei'm Reden, der den „Freunden“ eigen iſt, gewöhnt ſein, um nichts vom Sinne der Predigt zu verlieren, oder „tant soit peu“ ſeekrank zu werden.

Bei Maſter Guerney iſt dieß beſonders auffallend; doch iſt es nur etwas Aeußerliches und hat mit dem Weſentlichen nichts zu thun.

Mrs. Fry hielt nun eine kurze beſcheidene Rede von der Freundlichkeit des Herrn und ſprach ſo, wie ſie ausſah. Es

iſt ſoviel Wohlthuendes in dem ganzen Sinn und Weſen der „Freunde,“ ſie tragen den Ausdruck ihrer Frömmigkeit und Zufriedenheit ſo deutlich auf dem Geſichte, ſie ſind ſo kindlich, ſie ſcheinen, viel mehr als Andere, ein Ausfluß der Gottheit, zu der ſie auch, wie ich in mehren Beiſpielen mir habe erzählen laſſen, ſo natürlich und ohne allen Kampf zurückkehren, daß man ihnen in vielen Dingen gleichen möchte.

Mir fiel es auf, daß Bilder und Muſik gewiſſermaßen zum Gottesdienſte nothwendig ſind, weil, wenn ſchon die „Freunde“ dieſe beiden Kunſtwerke, als ſichtbar und handgreiflich ſich darſtellend, verbannen, ſie dieſelben doch in ihre ſingende und bildliche Redeweiſe introduciren.

Da unter der Geſellſchaft ſich Einige befanden, die der engliſchen Sprache nicht völlig mächtig waren, ſo wiederholte Maſter Guerney in Kurzem den Inhalt der Predigten auf Franzöſiſch, aber in ſo ſchlechtem Franzöſiſch, daß ich fürchte, ſie ſeien dießmal nicht beſſer verſtanden worden.

Am Ende that er uns kund, daß ſeine Schweſter Eliſabeth Fry die Abſicht habe, während ihres mehrwöchentlichen Aufenthalts in Paris jeden Sonntag die Meetings in dieſem Hauſe pünktlich zu halten, wie noch andere an anderen Orten, wozu er Alle, die ſich dazu disponirt fühlen ſollten, einlud. Als wir Alle aufgeſtanden waren und uns zum Fortgehen bereiteten, gingen dieſe guten Menſchen von Einem zum Anderen, reichten Jedem wohlwollend die Hand, obgleich ſie uns Alle noch nie

geſehen, indem ſie ſprachen: „How doest thou do? I hope thou art quite well?“

Unſere deutſchen Geſichter fielen der Miſtreß Fry auf, ſie ſprach noch einige Worte mehr mit uns und war ſehr erfreut, zu finden, daß wir Bewohner einer Stadt ſeien, wo ſie ſich einſt ebenfalls für die Verbeſſerung der Gefängnißeinrichtungen bemüht hatte. Sie erkundigte ſich nach der Wirkung dieſer Veränderungen und lud uns ein, am nächſten Dienstage zu einer Soirée in ihrer Wohnung, Hôtel Maurice, Rue Rivoli, zu kommen. — Dann bekamen wir Alle noch einen freundlichen „Shake-hands“ und „Fare well!“ und gingen davon.

The society of peace (die Friedensgeſellſchaft).

Wohl eingedenk der freundlichen Einladung, begaben wir uns am beſtimmten Abende zum Hôtel Maurice, wo wir in Miſtreß Fry's weitläufigem Salon ſchon eine große Geſellſchaft, meiſtens Damen, verſammelt fanden, feierlichſt den Berichten zuhorchend, die von dem Präſidenten der „Société de paix“ über die Ausbreitung und Wirkſamkeit dieſer Geſellſchaft gegeben wurden. Wir hörten nur noch das Ende davon, und darauf malte Miſtreß Fry mit vieler Lebendigkeit die Schrecken des Krieges und ſchilderte nicht allein, wie gottlos eine ſolche unchriſtliche Entzweiung und ſolch unnatürliches Menſchenſchlachten ſei, ſondern auch welch unſäglich ſchlimme Folgen es nach ſich

ziehe. „Der Krieg abrutirt die Menſchen, zerſtört den Segen der Felder und füllt die Gefängniſſe. And now fancy the time," when all will be peace, beautiful peace and perfect harmony, for ever on earth! What a happy time it will be, how every thing will prosper!" So ſprach die gute Mrs. Fry, mit einem Seherblicke zu mir gewandt, während auch die anderen „Freunde" mit ihren Nachbarn von dieſem kommenden neuen Zeitalter mit einer rührenden Gewißheit ſich unterhielten.

Als ſchlagender Beweis für dieſe Sache und dafür, daß auch die größten Helden im Herzensgrunde den Krieg als ein Ungeheuer, das den Naturgeſetzen gänzlich entgegen ſei, betrachten müſſen, wurde eine Anekdote von Lord Wellington citirt, der einſt in einer Geſellſchaft, wo Mrs. Fry zugegen geweſen, geſagt hatte, daß er mit Schaudern an ſeine glorreichen Thaten zurückdenke.

Es war in der That ſchön, dieſe einfachen Menſchen ihre friedlichen Geſinnungen und Wünſche ausſprechen zu hören. Es muß viele ſchöne Geſichter unter der Quäkergemeinde geben, da ſie von keiner Leidenſchaft verſtört und entſtellt werden können. Auch Mrs. Guerney hat ein ſolches liebeeinflößendes, nimbusumfloſſenes Geſicht, und Mr. Joſias Forſter gewann mein beſonderes Zutrauen, da er einige Worte Deutſch mit mir ſprach, und natürlich ſein „Du" mir hierbei noch viel unſchuldiger und annähernder klang als das engliſche „thou."

Mittlerweile wurde der Thee herumgereicht mit vortrefflichem Rahm und verſchiedenem Zubehör. Ich fand

dieſe gute engliſche Sitte nicht übel angebracht. Mr. Joſias Forſter erkundigte ſich ſehr angelegentlich beim Bedienten: „Where do you get the cream here?“ Er dachte gewiß an ſeine engliſchen Kühe und fetten Weiden. Dann ſagte Herr Joſeph Guerney: „Nous avons la coutume de lire tous les soirs un chapitre de la bible,“ und darauf öffnete er eine franzöſiſche Bibel und las ein Capitel daraus, nach deſſen Beendigung er die Augen auf eine Weile ſchloß. Mrs. Fry aber ging und kam wieder mit einem Arm voll kleiner Bücher, die ſie unter uns vertheilte, z. B. Texte für jeden Tag im Jahre, ein Heft von Joſeph Guerney über „silent worship“ u. ſ. w. Sie ermahnte beſonders die jungen Herren, jeden Morgen, wo ſie auch ſeien, in dieſem Textbuche den beſtimmten Vers gewiſſenhaft zu leſen, denn da die Büchelchen klein wären, ſo könnte man ſie auf Reiſen allenthalben mitnehmen. Dieß verſprachen ſie, aber ob ſie das Verſprechen Alle halten, weiß ich nicht; denn es waren darunter ziemlich weltlich Geſinnte, die, Gott ſei es geklagt, ſich einander Bemerkungen über die anweſenden Damen in die Ohren geflüſtert hatten, und Einer hatte ſich gar eingebildet, daß man hier tanzen würde. Der mußte wenig von Quäkerſitten wiſſen. Aber es war kein Deutſcher.

Miſtreß Fry und die Griechen.

Wir waren noch einmal von dieſer Dame zu einer Soirée eingeladen worden, die ſie dießmal zum Beßten der Griechen gab.

Eine große Anzahl der in Paris ſtudirenden jungen Griechen war zugegen, auch ihr Geſandter Kolettis in ſeinem Nationalcoſtüm, ſo wie einige vornehme Griechen aus der Türkei; außerdem Mr. Eyrard, der ſo viel für die Griechen gethan hat, und der Herzog von Broglie als Dolmetſcher für Miſtreß Fry. Der Erſtere machte den Präſidenten und Maſter Joſias Forſter den Chairman.

Es handelte ſich hier um die Errichtung einer Geſellſchaft zur Ueberſetzung kleiner, moraliſcher Kinderſchriften für die aufblühende Jugend in Griechenland, aus dem Franzöſiſchen und Engliſchen in's Griechiſche, da in Griechenland das Bedürfniß darnach ſehr fühlbar iſt. Viele paſſende Bücher waren von Miſtreß Fry ausgewählt und auf einem Tiſche zur Anſicht ausgelegt worden. Die hier anweſenden jungen Griechen, wie alle übrigen Griechen von Paris, die nicht zugegen waren, ſollten Mitglieder dieſer Geſellſchaft werden und ſich mit dem Ueberſetzen dieſer Bücher zum Beßten ihrer Landsleute beſchäftigen. Die freigebige Quäkerin ſetzte eine bedeutende Summe als Fonds der zu bildenden Geſellſchaft aus, und die jungen Griechen ſollten nach Verhältniß ihrer Mittel einen Beitrag unterſchreiben. Dieß war die Abſicht, und die Geſetze dieſer Geſellſchaft ſollten nun vorgeſchlagen werden, und jedem Einzelnen war es erlaubt, ſeine Meinung kund zu thun. Dieß Letztere wurde eifrig benutzt; viele eloquente junge Redner ſtanden auf.

Zuerſt wurde über den Namen der Geſellſchaft discutirt, dieſe Berathung aber ſo in die Breite und Länge gezogen,

daß eine geraume Zeit verfloß, ehe die Benennung bis auf den letzten Buchſtaben arrangirt war. Dann ſtand Joannis Kolettis auf und hielt eine ſehr hübſche Rede über die Nützlichkeit einer ſolchen Geſellſchaft, indem er das Wiedererwachen Griechenlands und deſſen Sehnſucht nach mehr und mehr Licht und moraliſcher Freiheit ſchilderte. Er ſprach ſo einfach und ſo poetiſch, daß er einen großen Eindruck machte.

Im Laufe des Abends bekam dieſe friedliche Verſammlung ſelbſt einen etwas aufrühreriſchen Anſtrich, beſonders durch die hitzige Einmiſchung eines jungen Corſen oder Halbgriechen von guter Familie, welcher gleich eine ganze Kirche für die Griechen in Paris gebaut haben wollte, denn dieſe fehlt ihnen, und ſie ſind genöthigt, in den ruſſiſchen Tempel zu gehen. Aber dazu war Miſtreß Fry's generöſer Beutel nicht eingerichtet; es war eine merkwürdige Prätenſion und ein noch größerer Unverſtand.

Es bildete ſich eine lebhafte Oppoſition, alle die jungen Brauſeköpfe wollten zugleich ſprechen, manche ziſchten. Sie ſagten, Jener ſpreche es nur ſo, um Unheil anzuſtiften.

Die guten Quäker hielten bei dem Allen ihren Gleichmuth aufrecht. Sehr merkwürdig war es, den Contraſt zwiſchen dem ſüdlichen und dem nördlichen Temperament zu ſehen, der um ſo mehr hervortrat, da dieß letztere noch durch religiöſe Anſichten gemildert ward. Schwer hielt es indeß, den Herrn Corſen zum Schweigen zu bringen, obgleich er nur von einem einzigen, aber faſt eben ſo hitzigen Indivi-

duum unterſtützt wurde. Endlich drückte er ſich in eine Sophaecke und erlaubte der Miſtreß zu reden, welche ihr Bedauern ausdrückte, daß die Verſammlung dieſer Unterbrechung wegen enden müſſe, ohne daß man zum Schluß der Unterhandlungen gekommen ſei, weßhalb ſie alle Anweſenden auf einen anderen Abend einlud und ſie dann nach eingenommenem Thee, geleſenem Bibelcapitel und Austheilung jener kleinen Textbücher, mit gewohnter Freundlichkeit entließ.

Beſuch bei einer Quäkerin.

Geſtern kamen die Damen L. und fragten, ob ich wohl mit ihnen gehen wollte, um einen Beſuch bei Miß K. zu machen, einer Quäkerin, die ich ſchon im Frühlinge bei den Verſammlungen von Mrs. Fry kennen gelernt hatte. Ich willigte ein, da ich „friends“ ſo gern ſehe. Wir fanden ſie eifrig beſchäftigt mit der Ueberſetzung eines Blattes als „Appendix to La Mennais' modern slavery“ in's Franzöſiſche. Da ich mich nicht viel oder gar nicht um dieſe Frage, die ſeit einigen Jahren unglücklicher Weiſe in England aufgetaucht iſt, bekümmert hatte, ich meine die Frage über die Rechte und Freiheit der Frauen, welche unter „modern slavery“ verſtanden wird, ſo verwunderte ich mich nicht wenig, in welch craſſen Zügen dieſe Sache in jener kleinen Schrift vertheidigt wird. Noch mehr aber erſtaunte ich über das Feuer, in welches Miß K. gerieth, da ſie meiner Unwiſſenheit dieſe wichtige Frage

„of vital importance“ auseinanderſetzte. „We will instruct thee, my dear friend,“ ſagte ſie und rief dabei noch drei andere Damen auf, ihr beizuſtehen, — „and thou shalt afterwards say, whether my cause is good and praiseworthy. Consider, is it not a very awful thing and abominable that one half of the human family should sigh under the bondage of wicked men? I will tell you afterwards why I call them wicked, it is only in comparison with the other sex. Does not it make our very hearts to quake, if we think that women, endowed as bountifully by God's merciful hand as man with respect to intellectual gifts, that she who was made a helpmate for man, that is to say placed from her very creation on an equal footing with him, should be kept in utter darkness concerning those things beyond which nothing is more precious, nothing more important, I mean those laws, political and moral, which are made to keep the great wheel of human society going round without skipping? Yes woman is a slave in all countries and in England more than in any, and why, tell me, should she be placed in the background? why should not she come forward on the scene with a bold step and an open forehead to open her mouth and speak in public assemblies for the good of the community and display her superior faculties as she does on her own hearth for the sake of her husband and children?“

„Würde es zu verſchiedenen Zeiten ſo bunt hergegangen ſein in der Welt, wenn die Frauen ſich hätten

Digitized by Google

ins Mittel ſchlagen dürfen? Schlag das Buch der Geſchichte auf, meine Freundin, und bedenke, ſo weit Du auch zurückblickſt, welche Gräuel, welche Gottloſigkeit von jeher das Menſchengeſchlecht zerriſſen haben. Und waren es nicht immer Männer, die dieſes Alles zuließen? Würden Frauen alle die blutigen Kriege haben geſchehen laſſen? O nein, das Weib iſt für den Frieden, die Mutter will ihren Sohn nicht dahin gehen laſſen, daß er ſeine Bruſt dem Feinde öffne; ſie will ihre wohlgeordnete Wirthſchaft nicht dem Feuerbrande und der Zerſtörung preisgeben. Eben ſo viel Gefühl hat ſie für ihre Schweſtern und möchte es nicht auf ſich nehmen, daß ihnen die Säuglinge von der Bruſt geriſſen würden."

„Muß nicht Alles in der Welt auf die Art, wie es eingerichtet iſt, einſeitig ſein? Würden die Frauen z. B. dieſen ungerechten Krieg gegen China zugelaſſen haben? Nein, ſie hätten ſich mit aller Entſchiedenheit dazwiſchen geſtellt und geſagt: Ihr Brüder habt nicht mehr Recht zu einem Erzeugniß der chineſiſchen Induſtrie als wir zu unſerer Nachbarinnen Gärten und Blumen."

„Es iſt längſt von ausgezeichneten Männern zugegeben worden, daß die Frauen eben ſo viel Einſicht, wenn nicht oft mehr, gewiß aber mehr Herz und viel mehr Ausdauer und Beharrlichkeit als ihre Brüder beſitzen. Wie unbegreiflich alſo, daß dieſe Eigenſchaften da ſind, um brach zu liegen."

„It is nothing but the pride, the vanity of men,

which has caused this; they vant to have a sort of superiority over us which naturally does not exist."

„Da die Frau dieſelben Laſten der Geſetze zu tragen, dieſelben Taxen zu bezahlen hat u. ſ. w. als der Mann, ſo ſollte es ihr auch erlaubt ſein, Geſetze zu machen. Sie ſollte eine Stimme dabei haben. Die letzten Jahre haben bewieſen, daß dieſe Wahrheit mehr und mehr gefühlt und auch unterſtützt wird. Sir John Stevenſon hat für unſere Sache viel gearbeitet, und ſind wir erſt einmal ſo weit gekommen, ſo wird es bis zum nächſten Schritt, dem Erſcheinen und Sprechen in den öffentlichen Verſammlungen, nicht viel mehr koſten. Und dahin muß es kommen, wenn Recht und Gerechtigkeit ſich geltend machen ſollen."

Dabei ſah meine Quäkerin ſo begeiſtert aus, als ob ſie ſchon die goldenen Thürme des himmliſchen Jeruſalems von Weitem erblickte.

„I will now explain to thee, how we first found out, that we were suffering under this slavery. It was in the cause of another slavery, I mean concerning the anti-slavery-society. The men were obliged to employ women in this matter, because they found out that they themselves had not perseverance enough to do all that was to be done, to collect the signatures for instance and to make the collections of money, which were required. Die Frauen zeigten ſich alsbald thätig in dieſer Sache, but after we had done all the drudgery, we were not allowed to come forward in the field of battle, we were left

Digitized by Google

behind the scene. We were not allowed to be present at the councils but under the protection of a man. I myself was under the protection of such a man," fügte die „Freundin" etwas ſpöttiſch lächelnd hinzu. „In Amerika hatten die Frauen längſt eine Stimme in dieſen Verſammlungen, und nun denkt Euch, da ſieben edle Frauen von Amerika mit eben ſo vielen Männern kamen, um bei den Conventions der „Antislavery-Society" zugegen zu ſein, wurde es ihnen nicht erlaubt, den Mund zu öffnen."

Darauf machte ſie uns eine ſehr lebhafte Beſchreibung, wie ſie ſelbſt in dieſer Sache gearbeitet habe, wie ſie in der Hitze des Sommers durch Bishopsgate-street und Houndstreet in der City von London von Haus zu Haus gelaufen ſei, um Unterſchriften zu ſammeln für die „Antislavery cause", wie ſie es der Mutter mit dem Kinde auf dem Arm erklärt habe, was ſie meine, wie Lord Brougham ſie gerühmt habe wegen der unglaublichen Anzahl von Stimmen, die ſie geſammelt, und geſagt, wenn die Frauen nur noch zehn ſolcher Arbeiter in ihrem Weinberge hätten, ſo würde es ſchon gehen.

„One of my most zealous opposers is a lady, who in the same time wants to have the law for divorcement changed in as far as the children belong to the father. For she is divorced from her husband, and has the dreadful misfortune to know, that he brings her boys up to nothing but the vile art of pugilisme. As the younger brother is not as tall as

the other, he has had a hole dug in the earth which is just high enough to make them both of equal height so that they may be able to fight with one another. Just think of this cruelty!“

„In France I have brought the question of the emancipation of women before M. de Lamartine. He promised a great deal, but what did he do, you think? Three weeks after he wrote: La Chute d'un ange, this abominable book which has for ever sullied his fame. Ich glaube, daß die Franzöſinnen ſich mit ihrem Einfluß vom Salon und ihrem Zimmer aus begnügen. Doch hat man mir erzählt, daß eine temeräre Stimme ſich vor nicht gar langer Zeit auf ähnliche Weiſe hat vernehmen laſſen.“

Je länger dieſe gute Fanatikerin ſprach, deſto mehr ſchien ſie mir die Form eines Mannweibes, dieſes Monſtrums der Natur, anzunehmen, deſto mehr verſchwand bei ihr jeder Zug von Weiblichkeit. Ich fragte ſie, was ſie von den „Chartist-women,“ die vor einiger Zeit in England ihre Komödie ſpielten, halte.

Sie antwortete mir nicht direct, ſondern ſagte ausweichend, das Princip bliebe immer daſſelbe und gut, trotz dem, daß eine Partie vulgärer Frauenzimmer den Weg verfehlt haben könnte. Kurz, wenn ich es ſchon bisher nicht bewundert hatte, daß die „Geſellſchaft der Freunde“ auch den Frauen erlaubt, in geiſtlichen Angelegenheiten ihre Redegabe und ihren Einfluß auszuüben, ſo war ich noch viel weniger erbaut von dieſer politiſchen Amazone, deren langer Rede kurzer Sinn

ungefähr auf Folgendes hinauslief, was ſie mich ihr aus einem Blatte vorleſen hieß:

„Indeed it is my own firm conviction that one of the most happy omens for England at the present time is the fact that we have a female on the throne. And I firmly believe that, could both our houses of parliament be dissolved, and both Lords and Commons sent off to their different beloved pursuits of gambling, steeple chasing, shooting etc. and a few women of plain common sense be put in their place to menage the affairs of the state, the country would in a very short time be raised to the highest degree of prosperity.“

Dieß ſind die Worte eines Mannes, aber er iſt nicht mein Mann. Iſt es nothwendig, daß das Weib auf die Tribüne trete, um ſich geltend zu machen oder ihr Reich zu behaupten, welches ſich ohnehin weit genug erſtreckt? Iſt nicht der häusliche Herd ihre Bühne und groß genug für die Beſcheidenheit, die ihr ſo wohl ſteht, und für das geiſtige Auge, das weiter ſieht? Soll nicht die Siegerkrone, ihr dort von ihrem Manne und ihren Kindern dargereicht, ihr mehr genügen als alle Applaudiſſemens der Menge? Iſt nicht auch ihr Körper nur für dieſe engen Räume eingerichtet? Da ich dieſe Fragen hinwarf, bekam ich zur Antwort:

„Ce sont là les questions d'une coquette, ce ne sont que les coquettes qui luttent contre moi. Tenez voilà à votre droite encore une petite fille, qui m'oppose dans ses idées, puisqu'un jour elle espère se

marier, et elle craint ne pas trouver de mari, si elle adhère à de tels principes.“

Ich nahm, da ich nach Hauſe kam, zum Troſt nach dieſer Scene, die mich der Neuheit wegen intereſſirt, aber nicht entzückt hatte, Aimé Martin's Buch „sur l'éducation des mères de famille“ vom Tiſche, dieſes Buch, welches jedes Frauenzimmer kennen ſollte, ohne welches ſie in der That ihren hohen, wahren Standpunkt nicht genau kennen kann, und ich möchte ſogleich hundert Stellen daraus citiren, wähle aber nur dieſe eine:

„On convient de la réalité du pouvoir, mais on objecte qu'il ne s'exerce que dans la famille, comme si l'ensemble des familles n'était pas la nation! Et ne voyez-vous pas, que les pensées dont les femmes s'occupent au coin de leur foyer, l'homme les porte sur la place publique! C'est là qu'il réalise par la force ce qui lui fut inspiré par les caresses ou insinué par la soumission. Vous voulez borner les femmes au gouvernement matériel de leur maison, vous ne les instruisez que pour cela et vous ne songez pas, que c'est de la maison de chaque citoyen que sortent les erreurs et les préjugés qui gouvernent le monde.“

Und weiter oben:

„Sur le sein maternel reposent l'esprit des peuples, leurs moeurs, leurs préjugés, leurs vertus, en d'autres termes, la civilisation du genre humain.“

Ich denke, daß ſolche Ausſprüche und von einem ſolchen Manne hinſichtlich unſeres Berufs uns wohl genügen ſollen, daß wir weiter nichts zu thun haben, als dieſem

Grundſatze nachzukommen. Wäre ich aber meiner Quäkerin mit dieſen Citaten gekommen, ſo würde ſie dieſelben eben ſo mächtig niedergeſchlagen haben als das Wenige, was ich ihr aus mir ſelbſt entgegnete. Wenn mein Wort, an die Thürſchwelle geſchrieben: „Bis hierher und nicht weiter," von ihr mit „Coquetterie" gebrandmarkt wurde, ſo möchte ich ihrem Geſchrei: „Auf die Tribüne!" den Namen „Eitelkeit der Eitelkeiten" geben.

Doch genug von dieſer ſchiefen, verrückten Ambition. Ich bin ſonſt nicht geneigt, einem Mitgliede der „Society of friends" durch Wort oder That ein Haar zu krümmen. Sie ſind ja ſonſt ſo friedlich, und es iſt, als ob der heilige Geiſt ſichtbarlich auf ihnen ruhe.

Beim Weggehen lud mich die gute Dame ein, zuweilen ihre Meetings zu beſuchen, die in demſelben Hotel, wo ſie wohnt, gehalten werden. „Jetzt" ſagte ſie, „ſind freilich außer mir nur noch zwei andere „Freundinnen" da, und es wird nicht geſprochen." — „Why do you not preach," fragte ich, „as you are so eloquent?" — „My dear," antwortete ſie mir, „I do not feel myself called upon to do so, and very glad I am, for it is a very awful thing to be gifted in that way. I should not be so happy and gay as I am. Fancy what a responsability! But if you will come to our meeting and sit in silence, as we do, we shall be glad. You know, God knows our inmost thoughts, .why then should the word always be necessary? Those to whom the gift of speech is given, let them practize it, for the benefit of others, but indiscriminately, men

and women, young and old. Is there anything more shocking and vain, than to set up one man above the whole spiritual flock, as an idol as it were!“

Doch wir denken ja auch: „Ihr ſeid es nicht, die da reden u. ſ. w.“

La maison des Diaconesses protestantes.

Ich wußte noch nicht, daß es auch proteſtantiſche Soeurs de charité gäbe, und war höchſt erfreut, dieß von einer edlen wohlthätigen Dame zu hören, welche zum Comité der „maison de refuge“ der Proteſtanten gehört. Sie hatte die Güte, mir eine Empfehlung an die Soeur Supérieure dieſer Anſtalt zu geben.

Das Faubourg St. Antoine könnte das proteſtantiſche Quartier von Paris genannt werden. Dort wohnen viele deutſche Handwerker, meiſtens „ébénistes“, und ganz am Ende desſelben nahe bei der Barrière de Charenton (ein Name, woran ſich wieder proteſtantiſche Erinnerungen knüpfen) liegt das obengenannte Haus, einſam und luftig, freilich noch „intra muros.“

Nun ſollte ich alſo auch in unſerer Kirche das kennen lernen, was ſchon in einer fremden mich ſo begeiſtert hatte; alſo hatte ein ſolcher Verein, deſſen Entſtehung ich ſo ſehnlich gewünſcht, ſich ſchon verwirklicht. Ich klopfte an die große Pforte, und eine Schweſter that mir auf. Da zeigte ſich nicht mehr die beflügelte Cornette von ſteifem, dichten Battiſt, ſondern eine einfache, klare Mouſſelinhaube, deren flaches Stirnſtück wie bei den

katholiſchen Schweſtern ebenfalls alles Haar verbirgt, und die mit einer oben ganz ſchlicht vorſtehenden und nur unter dem Kinn gekräuſelten Garnirung von demſelben Stoffe eingefaßt iſt, auf dieſe Weiſe etwas an den Schleier erinnernd. Das ſchwarze Merinokleid iſt aus einem Stück und hat nicht ſo weite Aermel wie das der katholiſchen Schweſtern. Eine Pelerine des nämlichen Stoffs deckt die Schultern, ein weißer ſteifleinener Kragen, wie auch einige Weltliche ihn tragen, faßt den Hals ein, und die blaue Schürze macht das Coſtüm vollkommen. Ich hörte nachher, daß es für alle drei Stufen, die „soeurs aspirantes,“ die „novices“ und „diaconesses,“ daſſelbe bleibe, nur mit Abänderung der Schürze, welche bei den erſten hellblau, bei den zweiten dunkelblau und bei den letzten ſchwarz iſt.

„Madame la Supérieure, est-elle chez elle?“ fragte ich die Schweſter Pförtnerin. Man führte mich durch einen kleinen Hof, eine kleine Treppe hinauf, in einen kleinen Gang und von da in ein kleines Zimmer. Alles erſchien mir hier diminutiv und in der Knospe, beſonders nach den weiten Räumen, die ich in den katholiſchen Anſtalten dieſer Art geſehen hatte. Auf großen Marmortafeln an der Wand ſtanden hier Sprüche aus der Bibel; hier gab es keine Gebete mehr an die heilige Jungfrau, keine Crucifixe, keine blumenreichen Altäre, der Königin der Königinnen errichtet: „Dieu me garde de me justifier en autre chose qu'en la croix de notre Seigneur Jésus Christ, par laquelle le monde est crucifié à mon égard, et moi je suis crucifié au monde.“

Hier athmete das Wort den Geiſt: „Gott iſt ein Geiſt, und die ihn anbeten, müſſen ihn im Geiſt und in der Wahrheit anbeten.“ Wer kann mir aber verdenken, daß es mir zuerſt im Contraſte etwas kalt vorkam.

Die Soeur Supérieure erſchien, — eine kleine zarte Dame von mittleren Jahren und, wie ſie mich bald fühlen ließ, feingebildet. Sie fing gleich ſehr gefällig und ſyſtematiſch an, mir die Geſchichte und den Urſprung dieſer proteſtantiſchen Schweſterſchaft zu erzählen, indem ſie mir berichtete, wie vor ſieben Jahren die erſte in Kaiſerswerth vom Paſtor Flinder begründet worden ſei, die jetzt ſchon funfzig Schweſtern zähle, — wie vor zwei und einem halben Jahre eine eben ſolche Gemeinſchaft in London entſtanden ſei unter der Leitung der wohlthätigen Miſtreß Fry, — wie etwas ſpäter Straßburg dieſem Beiſpiele gefolgt ſei und ganz kürzlich auch ein Ort in der Schweiz nahe bei Lauſanne, darauf Sachſen und andere Länder in Deutſchland.

Das Inſtitut in Paris war bei meinem Beſuche deſſelben drei Jahre alt und beſtand aus neun Schweſtern, die Superieure mit eingerechnet; man war aber mit Mehren in Unterhandlung, die einzutreten wünſchten und die noch durch Familienverhältniſſe daran gehindert wurden. So lange die Correſpondenz darüber dauert, nennt man ſie „postulantes;“ ſobald ſie die Schwelle des Hauſes der chriſtlichen Liebe betreten haben, heißen ſie „soeurs aspirantes,“ welcher erſte Grad ſechs Monate dauert; dann werden ſie „soeurs novices“ auf ein Jahr und zuletzt „diaco-

nesses." Zu dieſem letzteren Grade war aber außer der Superieure noch keine der Schweſtern gelangt, weil ſie noch nicht Gelegenheit gehabt hatten, ſich in der Krankenpflege zu üben, da die „maison de santé" eben erſt eröffnet worden war, und ſie alſo noch nicht vollkommen in ihr Geſchäft eingeweiht waren. Denn das Werk — „l'oeuvre," wie es hier heißt, ſtatt „vocation," wie bei den katholiſchen Schweſtern, — zerfällt in verſchiedene Zweige, in die Krankenpflege, Kinderwartung und Kinderzucht, Seelſorge, Zurechtweiſung verirrter Schafe u. ſ. w.

So war mit dieſem Hauſe ein „Refuge," eine „Infirmerie," ein „Pénitencier" und eine „Maison de santé" verbunden. Alles dieſes war neu und innerhalb zweier Jahre zugleich mit der Stiftung der Schweſterſchaft entſtanden. Während die katholiſchen Schweſtern die reichen Hospitäler, die Gefängniſſe und Inſtitute ganz fertig daſtehen fanden und weiter nichts zu thun hatten, als ſich die Thüren öffnen zu laſſen, was natürlich, ſobald einmal ihr Verdienſt anerkannt war, willig genug geſchah, mußten unſere proteſtantiſchen Liebesſchweſtern ſich erſt ein Werk, ein Terrain ſchaffen.

Obgleich man die Kranken und Hilfsbedürftigen der proteſtantiſchen Confeſſion eben ſo willig in den öffentlichen katholiſchen Anſtalten aufnimmt, wie die Anhänger des Papſtes, ſo konnten doch natürlich die Bekenner der reformirten oder lutheriſchen Religion daſelbſt als Pflegerinnen oder Lehrerinnen keinen Eingang finden. Es würde Colliſionen gegeben haben, da der Katholicismus die herrſchende Religion iſt.

Digitized by Google

Freilich fingen die Schweſtern nicht allein an, ſondern unterſtützt oder vielmehr angeführt von dem würdigen und verdienſtvollen Prediger der Eglise des Carmes billettes, Monſieur Vermeil.

Es giebt über 30,000 Proteſtanten in Paris. Sollten unter dieſen nicht viele Unglückliche ſein? Sollten ſie nicht deſſelben Privilegiums theilhaftig werden können, welches ihre katholiſchen Brüder in ſo reichem Maße von liebenden, verbindenden, tröſtenden, ſanften Frauenhänden genießen? Woher aber die Fonds nehmen? Nichts war da. Doch der Herr hat geholfen; ohne eine Médaille miraculeuse geſchehen auch Wunder. Die Wunder des evangeliſchen Glaubens werden bewirkt durch Vertrauen, durch Harren, durch Bewußtſein der guten Sache, durch Stützen auf barmherzige Gemüther. Ich muß aber hinzufügen, daß es überhaupt das Princip aller Soeurs de charité iſt, der proteſtantiſchen ſo wie der katholiſchen, daß man mit Nichts Alles vermag. Gaben und Subſcriptionen haben alſo das zu Werke gebracht, was ich heute nicht ohne Rührung und mit dem innigſten Gebete für ſeinen guten Fortgang und ſein Gedeihen ſah.

Die „Maison de refuge“ bot in dieſem Augenblicke den Soeurs de charité noch die Hauptbeſchäftigung, weil dieß ihr am zahlreichſten beſuchtes Inſtitut iſt. Es umfaßt ſolche unglückliche weibliche Weſen, die gegen Gott und Menſchen ſich tief vergangen haben und nun, ihre Fehler einſehend, ein neues Leben anfangen und in den Schooß der menſchlichen Geſellſchaft zurückkehren möchten.

Wie dieß zu machen? Sie kennen die Arbeit nicht; ihre Geſundheit iſt angegriffen, ihr Name befleckt, die Menſchen würden vor ihrem verpeſteten Hauche zurückſchrecken. Das Refuge nimmt ſie auf, verleiht ihnen das Wort Gottes zum Troſte, lehrt ihnen die Nützlichkeit und das Angenehme der Arbeit, weiſt ihnen ſtrenge, aber ſanfte Schranken an und giebt ihnen ſo die neue Geburt.

Wir ſahen mehre dieſer armen „repenties“ (Reuigen), ſo werden ſie genannt, um einen Waſchtrog verſammelt. Sie ſchienen heiter und fleißig, mehre Geſichter waren freilich etwas zurückſtoßend. Ihr Coſtüm iſt blau, mit ſchwarzer Haube und weißem Tuche. Einige waren durch Ueberredung der Schweſtern von St. Lazare, einem Gefängniſſe, worin meiſtens unmoraliſche Frauenzimmer ſich befinden, hierher gekommen. Andere hatten ſich aus eigenem Antriebe angemeldet.

Daß ein proteſtantiſcher Comité Eingang in jenes Gefängniß gefunden hat, iſt der immer thätigen Miſtreß Fry zu verdanken, welche dieß bei mehren Beſuchen in dieſer Stadt mit Energie durchſetzte. Die katholiſchen Gefangenen hatten ſchon vorher Unterſtützung, moraliſche und weltliche, durch die Schweſterſchaft ihres Glaubens gefunden. Dieſer Comité beſteht aus mehren edlen proteſtantiſchen Damen, mit zwei Predigern an ihrer Spitze.

Sie ſuchen in den unglücklichen Verhafteten jenes Gefängniſſes Sehnſucht nach einem beſſeren Lebenswandel zu erwecken und ſie ohne Widerwillen und aus freier Wahl in die Schule der Diakoniſſinnen zu führen. Derſelbe Comité beſchützt nun auch die Repenties, welche

ſich freiwillig in das Refuge begeben. Für jede von ihnen wird von der wohlthätigen Hand, unter deren Protection ſie ſteht, bei ihrem Eintritt ein Trouſſeau von 100 Francs und eine Penſion von 300 Francs auf ein Jahr bezahlt. Die gewöhnliche Dauer ihres Aufenthalts iſt auf zwei Jahre feſtgeſetzt, und im zweiten fällt die Penſion weg. Zwei Drittel von dem Ertrage ihrer Arbeit iſt für ſie ſelbſt beſtimmt und wird bis zu ihrem Austreten durch die Sparkaſſe verzinſt. Ein beſonderer Theil des Hauſes iſt für die Repenties eingerichtet und von dem, welcher den Diakoniſſinnen zugehört, getrennt.

Ich ſah zuerſt dieſen letzteren, in welchem die zuvorkommende und liebenswürdige Superieure ſich die Mühe gab mich herumzuführen. Hier liegt außer dem „Parloir“ und „Oratoire“ alles Uebrige dem Auge des Beſchauers offen.

Keine Entſchuldigung wie bei den katholiſchen Schweſtern, daß ſie mir dieß oder jenes nicht zeigen könnten, hörte ich in dieſem Hauſe. Die evangeliſche Religion hat keine Geheimniſſe. Das Oratoire oder die kleine Hauskapelle hatte außer einem großen Kreuz keinen Schmuck weiter. Bänke reihten ſich vor dem Katheder. Hier verſammeln ſich die Schweſtern alle Morgen zur geiſtlichen Lectüre, und am Sonntage wird vom Prediger Vermeil öffentlicher Gottesdienſt gehalten. Die kleinen Dortoirs der Schweſtern enthielten ein oder zwei Betten und waren hell und reinlich; an den Wänden ſtanden Sprüche aus der Bibel, und über der Thür las man immer einen kurzen Kernſpruch in großen Lettern. Die Bibel vertrat hier die

Stelle der Jungfrau; außerdem bemerkte ich noch einige andere religiöſe Bücher und einen Spiegel. Bei dieſem Spiegel fällt mir ein, daß die Superieure zum Beweis, mit wie Wenigem die Schweſtern in Kaiſerswerth angefangen haben, mir erzählte, daß eine Schweſter eines Morgens „toute barbouillée“ erſchienen ſei, worüber ihr die Superieure Vorwürfe gemacht habe (denn Reinlichkeit gehört zu den Regeln der Schweſtern), worauf ihr die Antwort geworden ſei: „Mais, ma soeur, je n'ai pas pu voir, puisque nous n'avons pas de glace.“ In verſchiedenen dieſer Dortoirs ſaßen Schweſtern mit Handarbeiten oder Schreiben beſchäftigt. Es giebt auch eine Etude, worin diejenigen, welche deſſen bedürfen, zum Unterricht ſich vorbereiten, und ferner ein Refectoire.

Die Repenties haben ein einfaches kleines Refectoire unten. Bei Allem, was ſie thun, wacht eine Schweſter über ſie. Wir fanden zwei in der Küche beſchäftigt. „Es iſt freilich Regel,“ ſagte die Superieure, „daß jede Schweſter ſich ſelbſt bediene, aber ſo lange wir noch nicht vollſtändig eingerichtet ſind und nicht genug für unſere Repenties zu thun haben, iſt es ihr Geſchäft, das Haus zu reinigen, die Küche und Wäſche zu beſorgen u. ſ. w.“ In einem ziemlich geräumigen Zimmer fanden wir die größere Anzahl der Repenties mit Handarbeiten beſchäftigt, worin eine Schweſter ſie unterwies.

Ihre Anzahl betrug im Ganzen ſechszehn, obgleich man nur für zwölf eingerichtet iſt. Man muß hoffen, daß die Räume ſich immer mehr ausdehnen werden. Ihre Dortoirs

oben ſind alle nur für Eine eingerichtet und befinden ſich in einem langen Corridor. „Nous croyons la solitude nécessaire et salutaire dans ce cas-ci," ſagte die Superieure. Gleich nach ihrem Eintritt werden jeder der Repenties vierzehn Tage gänzlicher Abgeſchloſſenheit in ihrer Zelle angewieſen, damit ſie ſich unter dem einflußreichen Zuſpruche einer Schweſter ſammle und vorbereite zu ihrer neueingeſchlagenen Bahn.

Auch hier fand ich auf jedem Tiſche eine aufgeſchlagene Bibel, und die Sprüche unter Glas und Rahmen hatten alle Bezug auf den Neuezuſtand der Bewohnerin und die Gnadenfülle Gottes. Die Ausſicht aus den Fenſtern iſt allenthalben frei und luftig.

Wir gingen in den Garten, von wo man das ganze weite Paris mit ſeinen Kuppeln, mit ſeinen Thürmen, mit ſeinen rauſchenden Freuden, mit ſeinen eclatanten Laſtern überſchauen kann. Und von da fiel mein Blick auf meine Begleiterin im ſchwarzen Kleide, deren heiter-ernſte Züge zu ſprechen ſchienen: „Kommet her zu mir, Alle, die ihr mühſelig und beladen ſeid, ich will euch erquicken." Die Repenties haben ihren Garten beſonders. Es iſt eine ſchattige Allee, wo im Sommer die Sonne der Sünde ſie nicht mehr brennen kann.

Dem Hauptgebäude zur Seite, nur durch die beiden Pforten getrennt, liegen drei kleinere Gebäude, die „Infirmerie," das „Pénitencier" und die „Maison de santé." Das letztere war ſeit vierzehn Tagen eröffnet und hatte noch keine Kranken; die Infirmerie enthielt Kinder, welche „ſcro-

fuleux“ oder „nouées“ waren, was in Folge ſchlechter Nahrung oder Pflege ſo oft der Fall bei den Armen in Paris iſt. Ihre Zahl war ſechs. Ich ſah ihr wohlgewärmtes Dortoir und Refectoire. Beide waren aber leer, da ſich die Kleinen gegenüber im Penitencier im Schulzimmer befanden, von woher wir ſie ſingen hörten.

Die Maison de santé iſt ſehr bequem und ſogar hübſch eingerichtet; das Gebäude wartet nur auf ſolche, die ſich dort pflegen laſſen wollen, und iſt jeden Augenblick bereit, ſie zu empfangen. Was mir ſehr gefiel, war, daß man hier ein eigenes Zimmer für die Geneſenden eingerichtet hatte, die „chambre de guérison.“ Ein Krankenbett mit Tiſch und Allem, was dazu gehört, koſtet 500 Francs. Es wurde mir eines gezeigt, welches eine wohlthätige Dame geſchickt hatte. Wie leicht iſt es, mit Aufopferung eines eleganten Mantels oder eines hübſchen Toilettentiſches einem armen Leidenden Lager und jede Bequemlichkeit zu verſchaffen. Die Superieure zeigte mir auch große Krüge und Gläſer mit Medicamenten, Geſchenke, welche für die Pharmacie eben angekommen waren und noch unausgepackt daſtanden.

Es ſcheint alſo die Theilnahme für dieſe Anſtalt rege zu ſein, wie überhaupt es das ſchönſte Zeichen unſerer Zeit iſt, daß dieſer Geiſt der thätigen Chriſtlichkeit mehr und mehr aufgeht, und daß die weibliche Charité ſich ihre Hütten baut an allen Enden. Leider giebt es nur zu viele Wunden zu verbinden und zu heilen.

Die liebenswürdige Superieure erzählte mir, daß es in dem Faubourg St. Antoine unter den Deutſchen viele

elende Familien gäbe, die keine Arbeit fänden. Ei=ner von den dortigen Kunſttiſchlern ſei genöthigt ge=weſen, vor einigen Tagen ſeine Frau mit zwei Kin=dern, die er ſehr liebe, zu verlaſſen, um in Bra=ſilien ſein Glück zu verſuchen, während nun ſeine Frau durch Firniſſen für andere Tiſchler ihr kümmerliches Brot für ſich und ihre Familie zu erwerben ſuche.

Durch den Garten der Kranken gingen wir wieder zu dem Hauſe der Diakoniſſinnen zurück, wo die Supé=rieure mir einige Hefte, die Regeln der Communauté enthaltend, überreichte. Alſo auch dieſe liegen baar und offen vor. Darunter bemerkte ich als Gegenſatz zu den Re=geln der katholiſchen Schweſtern vorzüglich, daß keine Poſtu=lante ohne die Einwilligung ihrer Aeltern aufgenommen wer=den kann. „Si quelqu'un n'a pas soin des siens, et principalement de ceux de sa famille, il a renié la foi, et il est pire qu'un infidèle.“

Ferner iſt das Alter weiter hinausgerückt, von 21 bis zu 35 Jahren nämlich, und auch Wittwen können auf=genommen werden, was bei den katholiſchen, glaube ich, nicht der Fall iſt. Man bindet ſich für zwei Jahre, und beſondere Gründe, wie ein „mariage retardé,“ der Tod eines Familienmitgliedes u. ſ. w. geben der Schweſter die Erlaubniß „de se retirer de l'oeuvre.“ Sie thun alle ihre Dienſte unentgeltlich, ausgenommen wenn ſie außer dem Hauſe reichen Leuten ihre Krankenpflege wid=men; in einem ſolchen Falle kommt das Gewonnene den Armen wieder zu Gute. Die Superieure ſagte noch, daß die Schweſtern in London unter der Leitung von

Miſtreß Fry ſich faſt ausſchließlich dieſem Dienſte widmeten und den Armen nur das zukommen ließen, was von den Reichen ihnen zuflöſſe. „Hier aber ſetzen wir die Armen immer voran und verſchaffen den Reichen unſere Hilfe nur dann, wenn wir überflüſſige Zeit haben. Es wäre zu wünſchen, daß unter allen proteſtantiſchen Schweſtern ein ſolcher Zuſammenhang beſtände, wie bei den katholiſchen, an deren Spitze eine Supérieure générale ſteht. Das würde ſie ſtärker machen."

Noch vieler Worte möchte ich mich erinnern, welche dieſe liebenswürdige Dame ſprach, wenn ich nicht fürchten müßte, die Geduld der Leſer zu lange in Anſpruch zu nehmen. Wie gern möchte ich Alles wiederholen, was ſie mir erzählte, z. B. wie ſie früher gedacht habe, es ſei möglich, in der Welt Soeur de charité zu ſein, wie ſie es verſucht habe, wie viele Hinderniſſe ſich ihr in den Weg geſtellt hätten: „le qu'en dira-t-on? qu'est-ce qu'on pensera de toi? etc.," wie ſie nun ſo glücklich ſei und kaum es glauben könne, daß der Herr ſie zu einer ſolchen Gnade auserſehen habe.

Ich richtete einige Worte an eine Schweſter, welche mit ihrem Nähzeug da ſaß. „Je ne suis venue que le mois de Juillet, mais si j'avais su avant qu'il y avait une telle institution, je serai venue avant; car il est si doux de servir le Seigneur." Die proteſtantiſchen Schweſtern ſind „Mägde des Herrn" (servantes du Seigneur), die katholiſchen „Bräute des Erlöſers" (épouses du Seigneur) und Dienerinnen der Himmelskönigin; hier iſt die Springfeder Dankbarkeit gegen Gott, dort ſoll das Liebeswerk ihr ewiges Rettungsmittel werden.

Ich habe mehr Heiterkeit bei den katholiſchen Schweſtern bemerkt als bei den Diakoniſſinnen. Die erſteren haben, möchte man ſagen, eine Glorie um's Haupt, die letzteren tragen das Kreuz, wenn auch freiwillig, wie denn überhaupt die katholiſche Religion viel heiterer, tröſtender iſt als die proteſtantiſche.

Ferner liegt die größere Stärke der katholiſchen Schweſtern in der Natur der Sache; ihr felſenfeſter Glaube an Wunder, an die Jungfrau iſt ihr Stab. Die Wärme und den Enthuſiasmus, welche ich bei ihnen fand, habe ich bei den proteſtantiſchen Schweſtern vermißt. Dieß liegt aber einzig in der Verſchiedenheit der beiden Glaubensbekenntniſſe.

Dieß iſt der Unterſchied, aber die Liebe iſt doch Eins, die Liebe vereinigt, ſie trennt nicht, — ſo beſteht für mich ein unſichtbares Band zwiſchen allen dieſen Schweſtern, dieſen ſegensreichen Schweſtern. „Ce sont de saintes filles," ſo hörte man auch bärtige Herren und Dandys über ſie urtheilen. Mit dankbaren Gefühlen trennte ich mich von dem freundlichen und angenehmen Weſen der Supérieure, und nicht ohne Rührung von dieſem neuen aufknospenden Werke.

Die methodiſtiſchen Verſammlungen in Paris.

Wenn man an einem heiteren Sonntagsnachmittag in dem volksbewegten Paris über die Place de la Concorde geht, wo eine Volkswolke von den Tuilerieen herſtrömt,

eine andere aus der Rue royale, eine dritte von oder nach den Champs Elysées, — wenn man an einem ſolchen hellen Tage auf den Quais, auf den Boulevards, in der Rue St. Honoré, im Quartier des Invalides, kurz überall, wo man geht und ſteht, ſich ſo recht mitten im Volksſtrome befindet und von der Volksluſt ummurmelt wird, und wenn Einem dann die vielen Engländer einfallen, die mitten durch dieſen Sonntags-Tourbillon hindurch wallen zu ihrem „evening service,“ oder troß des franzöſiſchen Sonntagsgebrauſes hinter dem Vorhange des einſamen Kämmerleins ſißen mit „Blunt's lectures on the life of St. Peter“ in der Hand, mit ihren ernſten Sonntagsgeſichtern, mit ihren ſtillen Sonntagsgedanken und Sonntagsgebeten, — wenn wir ſie ihre „Evening-hymn: Glory to thee, my God, this night,“ am Sonntagabend im Familienkreiſe ſingen hören, während die Pariſer Theater wie die Pfauen rundum von Queues umgeben ſind — ſo bildet dieß einen gar großen Contraſt.

Aber noch mehr abgeſondert erſcheint uns dieſes Häuflein inmitten des verblendeten Sodom und Gomorrha, wenn wir es ſelbſt an Werkeltagen verſammelt ſehen in einem ungeweihten Zimmer um einen beredten evangeliſchen Prediger. Franzoſen und Engländer ſah ich ſo verſammelt, aber meiſtens waren es Engländer, die den Prediger, einen jungen Mann aus Guernſey, umgaben. Er ſprach Franzöſiſch mit einem etwas fremden Accent.

„It seems like the first Christians when they were obliged to assemble with their doors shut,“ ſo ſprachen die Frauen — denn es waren wenige Männer

da — eines Tages untereinander, da das Gerücht gekommen war, man habe in den Zeitungen alle religiöſen Verſammlungen in Privathäuſern verboten. Dieß ſagten ſie mit hellſtrahlendem Angeſichte, gleichſam der Märtyrerkrone entgegenſehend.

Ernſtlich meinten ſie es ganz gewiß, dieſe guten Leute, ſie ſangen ihre Hymnen mit Macht, wenn gleich falſch. Dabei muß ich bemerken, daß eine kleine Miß dem lieben Gott ein ſchlechtes Ohr zutraute, indem ſie meinte, daß die falſchen Töne ihm beſſer gefallen würden als die reinen. Ihre Logik war dieſe: „If you sing as best you can (die beſten Töne einer Engländerin ſind immer ein wenig falſch), it shows that you are singing for the glory of God, but if you take pains to sing very beautifully, you are only singing to show your art.“

In der Predigt war vieles Gute, aber die Haupttendenz natürlich gegen den katholiſchen Dämon gerichtet und auf Ermunterung zum Miſſionsgeſchäft. Als man zum Gebete niederknieete, wurde meine katholiſche Freundin, die ich mitgenommen hatte, vom Lachkrampf befallen. „Vous tournez tout le dos au prédicateur, qu'est-ce que cela signifie?“ flüſterte ſie mir zu. In der That, dieſe Sitte der Engländer, ſich beim Knieen umzudrehen, um ſich auf den Stuhl zu ſtützen, war mir früher nicht ſo unmanierlich vorgekommen. Die Katholiken drehen ihre Stühle um, aber laſſen das Geſicht gegen den Prieſter gewendet.

Wöchentlich mehre Male verſammelt ſich dieſes

Häuflein in verſchiedenen Häuſern um verſchiedene Prieſter, um ihres eigenen und des Heiles Anderer willen. Es iſt rührend, zu denken, daß ſie wünſchen und es für möglich halten, den großen katholiſchen Körper mit ihrem Lichte zu erleuchten; es iſt rührend, wenn man dieſe kleine Welle nur allein der großen Woge der Soeurs de charité gegenüber ſieht, die ſo viele Triumphe feiern, aber dann muß man auch bekennen, daß die Methodiſten ſich nie die geringſte Gewaltthätigkeit erlauben.

Dieſe Methodiſten ſind keine mächtigen und reichen Familien; ſie wohnen meiſtens in der Banlieue, „aux Thermes“ zum Beiſpiel. Sie veranſtalten ihre kleinen Bazars und Sammlungen zum Beßten ihrer Miſſionsanſtalten. Ich wurde einſt um einen Sou wöchentlich angeſprochen „for the evangelisation of France“ *), und da ich verwundert bemerkte, ich glaube, eine ſolche Bekehrung ſei gar nicht nothwendig, ſo bezeugte man eine noch größere Gegenverwunderung mit dem Ausrufe: „You would not have them all damned?“

Noch eine kleine Anekdote von dieſen Ultra-Proteſtanten. Einſt war von einer Deutſchen die Rede. „To which Church does she go?“ fragte eine Engländerin. „She is Roman Catholic,“ war die Antwort. „Tant pis pour elle!“ wurde mitleidig lächelnd zurückgegeben.

*) Es exiſtirt auch das Umgekehrte, eine Geſellſchaft für die Katholiſirung Englands.

Ein ſehr eloquenter engliſcher Prediger an der Kapelle Marboeuf fügt alle Sonntage dem Gebete für die Königin Victoria, den Prinzen Albert, den Prinzen von Wales u. ſ. w. ein Gebet für Louis Philipp und deſſen Bekehrung zum Proteſtantismus hinzu, für welche Ehre der König ihm gewiß ſehr verbunden ſein würde, wenn er davon wüßte.

Digitized by Google

Pädagogiſches.

La maison royale de la légion d'honneur de St. Denis.

Dieſe berühmte Erziehungsanſtalt wurde, wie bekannt, von Napoleon unter der Leitung der Madame Campan geſtiftet und das weitläufige Gebäude einer früheren Benedictiner-Abtei dazu eingeräumt.

Wir traten ein in die weite Veſtibüle, die über einer inneren Thüre die Worte: „Honneur et Patrie!“ hat. Ein ſehr kriegeriſches Motto, welches uns ſogleich den militairiſchen Geiſt und die ſtrenge Disciplin entfaltet, wovon die ganze Anſtalt durchweht iſt. Eine Anekdote, die mir einſt von einer jener Heldentöchter ſelbſt erzählt wurde, giebt dazu einen Beleg. Vor mehren Jahren hatte nämlich ein förmlicher Aufſtand in dieſen heiligen Mauern ſtatt, weil ein Theil der jungen Mädchen für den ſchon längſt anderswo thronenden Kaiſer, der andere aber für Ludwig Philipp ſich erklärt hatte. So arg wurde der politiſche Streit, daß ſie ſelbſt zu den Waffen griffen, indem Alle ihre Taſchen-

meſſer zogen. Die Behörden der Stadt mußten herbeigerufen werden, weil die Lehrerinnen (les dames) das Feuer nicht dämpfen konnten. Der Maire, welcher in der Eile ſeine blaue Schärpe vergeſſen, oder ſie für überflüſſig gehalten hatte, wurde von einer der aufgebrachten Schönen mit den kecken Worten angegriffen: „Monsieur le Maire, nous ne reconnaissons pas les autorités sans leurs attributs.“

Heute ſah die ſchwarze Heerde fromm und folgſam genug aus, als wir ſie von verſchiedenen Seiten her aus den langen, hohen, ſteinernen Corridors zwei zu zwei zum Refectoire wallen ſahen, mit den Dames zur Seite. Schwarze Schäfchen ſind es vom Kopfe bis zum Fuße. Schwarz ſind ihre Kleider, ihre Hüte und ſelbſt ihre Handſchuhe; nur ein weißes Krägelchen ſchließt ſich eng um den Hals.

Viel Schönheitshoffnungen blühen hier eben nicht für die kommende Generation, und ich dachte bei mir: „Wie viele Madonnengeſichtchen würden ſich wohl unter fünfhundert ſolchen jungen Sprößlingen in England gezeigt haben?!“ Die Luft in St. Denis ſoll ungeſund ſein, und daher kommen wohl dieſe vielen blaſſen Geſichter und unſchönen Formen. In anderen Klöſtern habe ich die kleine Schaar mit viel roſigeren Wangen und ſchöner ausſehend gefunden.

Wir traten in die Küche, wo eben zahlloſe Ochſenbraten, Hammelkeulen, Coteletten, Kalbsköpfe, Kalbslebern u. ſ. w. abgeliefert worden waren. Sie ſahen höchſt ſchmackhaft aus und wurden von hier dampfend durch

ein offenes Fenſter der dort wartenden Schaar der Bonnen zugeſchoben. Die Suppe, das Gemüſe u. ſ. w. ſchien nicht minder gut bereitet zu ſein, obſchon die jungen Damen es ſich herausgenommen haben, ein beißendes Epigramm auf ihre Nahrung zu machen, welches ſie als Abſchiedsgeſang vor den Ferien ſingen:

„Gai, gai, gai!
Les vacances
Commencent,
Bientôt nous partirons.
Adieu les pommes de terre,
Les haricots pourris
Et la salade amère,
Rongée par les souris.“

Dagegen heißt es bei der Rückkehr zur Schule gar traurig:

„Triste, triste, triste!
Les vacances
Finissent,
Il faut reprendre les leçons.
Bon jour, messieurs les pommes de terre,
Les haricots pourris,
Madame la salade amère,
Rongée par les souris.“

Es wurde uns nun angezeigt, daß man auf unſer Erſcheinen im Refectoire warte. Als wir uns in dieß unendliche Gemach verfügt, hatten wir das ſehr intereſſante Schauſpiel, fünfhundert und mehr junge ſchwarzgekleidete Demoiſelles alle zugleich ſpeiſen zu ſehen. Sie ſitzen an kleinen Tiſchen zu etwa zwölf Perſonen und behalten ſelbſt während des Eſſens ihren ſchwarzen Hut

auf dem Kopfe. An dem Ende jeglichen Tiſches präſidirte eine Lehrerin. Ehe die dampfenden Schüſſeln attaquirt wurden, beſtieg eine der älteren Schülerinnen ein hohes Katheder in der Mitte, und auf ein gegebenes Zeichen ſtanden Alle auf, worauf dieſe ein kurzes Tiſchgebet ſprach, in welchem des Königs und der Königin erwähnt wurde. Dann fing das Geklapper der Meſſer und Gabeln an. Alles Service iſt von Zinn.

Ueber einer Thüre des Refectoires ſtand die erſte Viſite angeſchrieben, mit welcher der Kaiſer und die Kaiſerin 1811 dieſes Haus beehrt hatten. Am anderen Ende befand ſich ein Gemälde, „un bénédicité" (Tiſchgebet), Jeſus mit den Jüngern von Emmaus vorſtellend, wie er das Brot nahm, dankete und es brach. Des jetzigen Königs und der Königin Büſten befanden ſich ebenfalls hier; ſonſt war der Saal ein weiter ſchmuckloſer Raum, in dem ein einſamer, erhöhter Tiſch an der Wand mit der Ueberſchrift: „Table de bois pour une élève en pénitence," noch einen beſonderen und für die Anſtalt charakteriſtiſchen Zug bildete. Heute war er zum Glück leer.

Wir gingen von hier in die große Kapelle, wo unter mehren Gemälden ſich zwei befanden, die von Lehrerinnen der Anſtalt gemalt waren; es zeichnen ſich unter denſelben mehre als Künſtlerinnen rühmlich aus. Hier wird alle Morgen um ſieben Uhr Meſſe geleſen und Sonntags vollſtändiger Gottesdienſt gehalten. Seit zehn Jahren hat man bedeutende Verbeſſerungen vorgenommen, und die langen, mit Steinen gepflaſterten

Corridors im Parterre ſind alle durch bewegliche Oefen geheizt. So weitläufig ſie auch ſind, ſo kann man ſich hier doch nicht verirren, denn jedes Zimmer iſt außen über der Thür mit dem Namen ſeiner Beſtimmung bezeichnet, z. B. „Atelier de dessin pour les paysages,“ — „Atelier de dessin pour la bosse,“ — „Salle de bains,“ — „Salle du pansement,“ — „Laboratoire“ u. ſ. w. Die „Ateliers de dessin“ waren ſehr groß; man ſcheint dieſe Kunſt hier beſonders zu cultiviren, denn unſere Führerin ſagte mir: „On montre les trois genres: le paysage, les fleurs et la tête.“ Fremde Sprachen werden gar nicht gelehrt, wie das überhaupt in Frankreich nicht viel Sitte iſt. Die Damen oder Lehrerinnen der Anſtalt geben den Unterricht im Zeichnen und in der Muſik, und wöchentlich kommen noch Privatlehrer dazu aus Paris.

Dieß nennt man „des leçons d'agréments;“ von dieſen Agréments dürfen ſich die Schülerinnen eines wählen, welches ſie lernen wollen, und wenn ſie zu beiden Neigung haben, ſo muß für das zweite bezahlt werden. Sie haben ihr Coſtüm, ihre Wäſche, ihre Aufwartung, ihre Nahrung, ihren Unterricht, kurz Alles frei. Eine gewiſſe Anzahl von Mädchen, die nicht Töchter von Mitgliedern der Ehrenlegion ſind, wird außerdem aufgenommen, und dieſe bezahlen. Es darf aber von einem „Membre de la légion d'honneur“ nur eine Tochter in die Anſtalt aufgenommen werden; wenn noch eine zweite dort erzogen werden ſoll, ſo muß man für ſie bezahlen.

Der Badeſaal iſt ſehr gemüthlich eingerichtet. Jedes Bad iſt mit weißen Gardinen wie ein Bett

umgeben. Es giebt auch eine beſonderes Einrichtung zu Mineralbädern. Alles, was zur Aufrechthaltung der Geſundheit und zur Verpflegung der Kranken gehört, ſcheint hier vollſtändig vorhanden zu ſein. Die Infirmerie, welche man nicht anders zeigt, als wenn man eine kranke Verwandte darin zu beſuchen hat, ſoll ſehr ſchön ſein und alle nothwendigen Bequemlichkeiten enthalten. Die „Salle du pansement“ iſt zum Verbinden von etwaigen Wunden beſtimmt und enthält alle möglichen dazu nöthigen Werkzeuge und Gefäße.

Die Treppe führte uns nun vor den Schlafzimmern der Damen vorbei zu den Dortoirs der Eleven. Sie ſind immens, beſonders zwei derſelben, in denen ſich vier lange Reihen von Betten befinden, im Ganzen vielleicht 200 an der Zahl. Die Dortoirs ſind ſo hoch wie eine Kirche, und in der That ſcheint es, als ob die Bewohnerinnen hier wie die Soldaten auf offenen Felde ſchliefen. Wenigſtens kann man ſich's als ganz natürlich vorſtellen, daß eine Kleine, die bisher in ihrem engen Schlafzimmer an der Seite ihrer Großmutter geſchlafen, als ſie zum erſten Male in eines dieſer Dortoirs verſetzt wurde, ausrief: „O dieu, je suis abandonnée, abandonnée de tout le monde.“ Dazu herrſcht noch die geſpenſtiſche Regel, daß tiefe Stille im Dortoir walten muß. Es darf hier kein Wort geſprochen werden.

Neben jedem grünen Bettchen ſteht ein Tiſchchen, ein kleiner Teppich liegt davor, und gegenüber befindet ſich der Schrank, worin die Kleider liegen. Lampen hängen in gewiſſen Zwiſchenräumen vom hohen Plafond

herab. Sie bleiben die ganze Nacht angezündet, ſowie im Winter das Feuer in den Oefen auch bis zum Morgen unterhalten wird. Inmitten des Saales war auf einer Erhöhung ein größeres Gardinenbett aufgerichtet; dort ſchläft „une aide," um im Fall, daß die Kinder Etwas bedürfen ſollten, ſogleich zur Hand zu ſein, und eine „Veilleuſe" ſpaziert außerdem noch die ganze Nacht zwiſchen den Schlafenden herum. Alſo ein wirkliches Bivouac und eine Patrouille. Alle drei Nächte kommt die Reihe an die nämliche Veilleuſe.

An den weißen Wänden hängen große Tafeln, welche die Regeln der Anſtalt enthalten, die ſehr peremtoriſch und militairiſch befehlend abgefaßt ſind. Sie fangen ungefähr ſo an: „A six heures précises on sonnera le réveil, et chaque élève, après s'être levée, fera son lit," u. ſ. w. Die Dämchen machen alſo ihre Betten ſelbſt.

Von dieſen Dortoirs aus hatten wir eine ſchöne Ausſicht über den weit ſich erſtreckenden Park, den einzigen Spazierplatz der Schülerinnen, denn auch hier kommen ſie wie in den Klöſtern nicht aus den Ringmauern heraus.

Neben den Dortoirs ſind die Zimmer zum Waſchen, „pour se débarbouiller." Dieſer franzöſiſche Ausdruck „ſich abſchmuzen" klingt mir immer, als wenn die guten Leute ſich ſehr ſchmuzig machen müßten.

Wir traten in einen dieſer „Abſchmuzorte," welcher erſt neuerdings eingerichtet worden war. Hier befand ſich ein Lavoir oder Waſchtrog von Zink, der die ganze Länge des Zimmers einnahm, und worüber ſich eine waage-

rechte Röhre befand mit 60 Krähnlein an jeder Seite, in Form von Schwanenköpfen. Denke man ſich nun 120 „Abſchmuzungen" hier zu gleicher Zeit! Es muß dieß wieder ein ſehr ſoldatiſcher Anblick ſein.

In der „Salle d'inspection" ſind alle die Meiſterwerke der Maler- und Zeichnenkunſt, von den Schülerinnen und Lehrerinnen verfertigt, ausgeſtellt. Darunter befinden ſich viele hübſche Portraits von Schülerinnen in ihrem ſchwarzen Coſtüm mit dem bunten Gürtel. Eine große Anzahl Claviere giebt es in demſelben Zimmer, vielleicht zwanzig oder mehr. Dieſe ſind zu gewiſſen Stunden alle zugleich in Thätigkeit, und man verſicherte mir, daß dieß ſehr gut gehe und bei den Studirenden keine Verwirrung verurſache. Ich möchte dieſes muſikaliſche Babel nicht anhören.

Man zeigte uns ferner das „Atelier de broderie." Große Stickereien waren auf langen Rahmen ausgeſpannt, zu Teppichen, Lehnſtühlen, Tabourets u. ſ. w. Alles dieſes wird der königlichen Familie zum Präſent gemacht, und die Königin ſchickt es nachher zu wohlthätigen Bazars oder Lotterieen. Sie giebt dieſer Anſtalt als Gegengeſchenk jährlich einen Ball, wo die jungen Mädchen unter ſich tanzen. Natürlich wird kein junger Herr in ſolch ein Heiligthum eingelaſſen. Auf das Eis und den Kuchen dieſes Balles ſpitzen ſich aber die kleinen Leckermäuler ſchon das ganze Jahr vorher.

Die wiſſenſchaftlichen Klaſſen zeigte man uns nicht, wahrſcheinlich weil man darin beſchäftigt war und wir nicht ſtören durften. Vor einigen Zimmern ſah ich die Worte:

„Classe de perfectionnement“ angeſchrieben. Dort werden alle gelernten Künſte im Verein vorgenommen und vervollkommnet. Man giebt daſelbſt, wie die Engländer es nennen, „the finishing stroke.“

Es giebt dreizehn Klaſſen, und ſie ſind nach verſchiedenen Farben benannt, in Uebereinſtimmung mit der Farbe des Gürtels, welchen die Schülerinnen jeder Klaſſe tragen, und welcher die Schultern und die Taille umſchlingt und hinten in zwei langen Enden faſt bis auf die Erde herabhängt. Der erwählten Farben ſind ſechs: „vert, violet, aurore, bleu, incarnat et blanc,“ und dieſelben werden wiederholt mit einem andersfarbigen Rande, wo ſie dann „vert-liseré, violet-liseré, aurore-liseré“ ꝛc. heißen. Bei den einfachen Farben lauten die Namen: „vert-uni, violet-uni, blanc-uni“ u. ſ. w. Die Reihenfolge der Klaſſen iſt immer eine „uni“ und eine „liseré“ abwechſelnd, wie z. B. „vert-uni, vert-liseré, violet-uni, violet-liseré, aurore-uni, aurore-liseré“ u. ſ. w. Nach der zwölften Klaſſe „blanc-uni“ folgt dann noch die dreizehnte, welche alle Farben in einem Gürtel vereinigt.

Die Vorſteherinnen tragen das Kreuz der Ehrenlegion auf der Bruſt. „La Surintendante,“ die Obervorſteherin, eine ſehr vornehme Dame, nimmt ſich in ihrem breiten Ordensbande, das ihr ſchräg über die Bruſt geht, vorzüglich prälatenmäßig aus. Das Coſtüm der Lehrerinnen wie der Bonnen iſt ebenfalls ſchwarz.

Schade, daß man nicht die militairiſchen Benennungen: General, Oberſt, Major, Adjutant u. ſ. w. hier

beibehalten hat, denn dann gäbe es hier eine ganz vollſtändige Weiberarmee. Die Regimentsordnung, die Uniform, die Disciplin und vieles Andere iſt da. Aber die Lehrerinnen heißen „Dames," niemals wie anderswo „Maîtresses."

Bis zum achtzehnten Jahre können die Zöglinge in dieſer Penſion bleiben. Viele, die ſich der Inſtruction widmen wollen, finden dann gleich einen Platz hier; das heißt, ſie müſſen zuvor „deux ans de postulat et deux ans de novice" durchmachen, und mit dem zweiundzwanzigſten Jahre werden ſie erſt als wirkliche und beſoldete Lehrerinnen angenommen. Natürlich iſt die Anzahl derſelben wieder beſchränkt, aber dieſe Stellen bilden eine Verſorgung für Manche, die kein Vermögen haben.

Nicht unbegründet iſt die Klage, daß die Mädchen dort zu ſehr verwöhnt werden und ſich nachher in die beſchränkten Umſtände ihrer Aeltern nicht wieder finden können. Ob auch der Schatz von Kenntniſſen, den ſie mitbringen, ſo groß iſt, wie er von Manchen gerühmt wird, darüber habe ich von einigen Seiten Zweifel gehört. Napoleon war generös genug, jedem jungen Mädchen, welches von dort entlaſſen wurde, eine Mitgift zu geben. Dieß geſchieht jetzt nicht mehr, aber es bleibt kein Zweifel, daß das Inſtitut noch jetzt in vieler Hinſicht eine großartige und ſehr wohlthätige Anſtalt iſt. Sie verſorgt auch Montags und Donnerstags eine gewiſſe Anzahl Armer mit Suppe und den Ueberreſten der Mahlzeiten. Ich ſah dieſe Armen heute herbeiſtrömen und beladen fortgehen.

Vor Allem ſetzten mich die weiten Räume und

langen Corridors des Hauſes in Verwunderung; die letzteren ſind wie bedeckte Straßen. Am Ende eines derſelben befand ſich eine Statue der heiligen Jungfrau mit dem Kinde. Dieſe großen Räume ſind indeß ſehr zweckmäßig, weil die Märſche der jungen Soldatinnen von einem Quartier zum anderen dadurch verlängert werden; denn ſie verlaſſen den Bezirk dieſer Mauern und des dazu gehörenden Gartens nie, außer drei Mal im Jahre zur Ferienzeit, wo ſie ihre Aeltern beſuchen dürfen.

Den Bonnen iſt es auch nur drei Mal im Jahre erlaubt, auszugehen.

Als wir nachher die ganze Schaar der Zöglinge vom Mittagsmahle zurückkehren ſahen, bemerkte ich zwei darunter, welche ihren ſchwarzen Hut verkehrt aufgeſetzt hatten. Dieß iſt eine Strafe, welche ihnen im Fall der Noth dictirt wird. Die eine dieſer Kleinen hatte ihren Kopf laut ſchluchzend auf die Schulter ihrer Kameradin gelegt. Es war ihr vorzüglich ſchmerzlich, daß dieſe Strafe am Donnerstage, dem Fremdentage, ihr zu Theil geworden war.

Man könnte ſagen, es ſei dieß wieder eine Art militairiſcher Strafe, denn es iſt eine körperliche, etwas, das Jeder ſehen muß. So giebt es noch eine andere ähnliche, „le bonnet gris“ genannt. Es wird dann den Kindern eine graue Mütze aufgeſetzt. Und eine dritte Strafe beſteht darin, daß ſie ein paar Stunden des Tages „Torchons“ (grobe Wiſchtücher) ſäumen müſſen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Les Veilleuses de la Maison royale de St. Denis.

Ein beſonderes Beiſpiel von der militairiſchen Disciplin, welche in dieſer Anſtalt herrſcht, ſind die ſogenannten Veilleuſen, welche dort gebraucht werden. Dieſe Veilleuſen oder Nachtwächterinnen erinnern an die Patrouillen, die des Nachts in den Städten herummarſchiren, und zugleich an die Bivouacs im Lager. Sie gehen jede Nacht ihren vorgeſchriebenen Gang, durch alle Dortoirs des Kloſters hindurch, und haben ihr Licht in kleinen Laternen oder Lampen. Der Feind, dem ſie aufpaſſen ſollen, iſt Krankheit oder Unpäßlichkeit, und jegliche Art von Unordnung. So denke man ſich die Veilleuſen, wohl dreißig an der Zahl, die ganze Nacht überall im Kloſter, wo die ſiebenhundert Fräulein ſchlafen, von Dortoir zu Dortoir herumwandelnd, horchend, ob die eine vielleicht huſte, ſich über ſie beugend und lauſchend, ob der Athem jener Anderen natürlich, ſie mit ihren Händen zudeckend, wo zu lebhaft Träumende Arme oder Füße entblößen, einen Trunk reichend, wo er von Nöthen. Sie repräſentiren mit einem Worte die Vorſehung, welche über dieſe Jugendſchaar wacht.

Man denke ſie ſich in ihrem ſchwarzen Coſtüm, mit ihrer Laterne in der Hand, ſanft die Thür öffnend, leiſen Schrittes umherſchleichend. Ihnen rief wohl die ſchon ſicher ſchlafende gute Miſtreß Hemans zu: „O lightly, lightly tread, a holy thing is sleep.“ Wie viele „Schlummre ſanft,“ oder „Schlaf, Herzenskindchen,“

mögen ſich in ihrem Buſen regen, und „der Fliege will ich wehren, daß ſie nicht Störer iſt." Es iſt ein heiliges Amt, das Amt der Veilleuſen.

Aber ſie haben zugleich das Privilegium, daß heilige Gedanken und Viſionen ſie begleiten und ſie zu beſuchen kommen auf ihrem nächtlichen Gange. Die Traumwelt thut ihnen gleichſam wachend ihre Pforten auf. Sie ſehen ſie alle, dieſe bunten Geſtalten, mit offenen Augen, wie ſie um jedes Bettlein ſpielen und gaukeln; ja die Veilleuſe erblickt ſie, dieſe zarten, durchſichtigen Formen alle, aber ſie hat weder Gewalt, ſie abzuhalten, wenn ſie auch wollte, noch wird ſie im Geringſten von jenen bemerkt; denn zwiſchen der Traum- und der Wachwelt iſt eine große Kluft befeſtigt.

Die Veilleuſe ſteht inmitten des Zimmers angefeſſelt und ſchaut umher. Da ſieht ſie hier auf lächelnde Kindeslippen einen Vater mit ſanftem Kuſſe ſich neigen; „du biſt meine Hoffnung, mein Stolz," flüſtert er, „ſuche die Weisheit mit Eifer und jage der Tugend nach." Dort ſchmiegt eine angſtvolle, heiße Mutterwange ſich an die des Töchterleins, eine Thräne, die Perle der Nacht will ich ſie taufen, ſieht die Veilleuſe ſich hinunterſtehlen und möchte ſie trocknen, denn auch ſie hat vielleicht ein Mutterherz. Aber das Kindlein ſeufzt; da verändert und verklärt ſich die Miene des Mutterſchattens, ſeine Lippen bewegen ſich, er ſcheint Fröhliches dem kleinen Ohre zuzuliſpeln. Die Veilleuſe ſchreitet weiter (trägt ſie vielleicht Schuhe mit Sohlen von Sammet?) und ſteht plötzlich wieder ver-

wundert ſtill. Was iſt das? Mächtig iſt der Traumkönig, er verſetzt Berge, Wälder und Seeen. Hier hat er die ganze Heimath des Mädchens um ihr Bett gebaut, wärmer fühlt ſich die Luft hier an, blauer ſpannt ſich der Himmel, und ſo heiter wie die Sonne glänzt das Angeſicht der glücklichen Schlafenden. Dort zu einem anderen Bette ſind die Schatten der Puppen, Hunde und Katzen des väterlichen Hauſes herzugeeilt und haben ſich um die kleine Herrin gelagert, ſie ſpielt und ſtreichelt alle mit den Händen, die Brüder kommen auch noch hinzu, und die Veilleuſe wundert ſich nicht, daß die Kleine ſich einige Male im Bette wendet.

Hier ſteht unſere wachende Nachtwandlerin in einem Dortoir von älteren Demoiſellen. Sie findet nun einen anderen Diſtrict des Traumreichs; hier ſind nicht allein das älterliche Haus und die kindlichen Spiele von den kindlichen Gefühlen herbeigezaubert, ein anderer Magnet übt hier ſeine Gewalt, der des Wiſſensburſtes, der Eitelkeit, des Religionseifers, der Kunſtliebhaberei, oder auch vielleicht der eines anderen namenloſen Sehnens. Plato und Sokrates ſtehen mit entrollten Blättern vor dieſem Bette, woraus es ſeufzt: „Ach, ich weiß, daß ich nichts weiß.“ Die Schatten der heiligen Väter beſprengen jenes Lager eigenhändig mit geweihtem Waſſer, und aus der Decke hebt ſich die Hand, um das Zeichen des Kreuzes zu machen. Dort meint die Veilleuſe rauſchende Töne zu vernehmen. Kein Wunder, da ſchläft eine, die ſich Herz oder Thalberg zum Muſter erwählt. Der Louvre hat alle ſeine Bilderſchatten um jene Träumende geſtellt.

„O wie grauſam, des armen Kindes Sinne ſo zu verwirren!" denkt die Veilleuſe. Wahrſcheinlich will die Kleine die Meiſterwerke nachzuahmen ſuchen, hat den Pinſel in der Hand; aber die Glieder ſind ihr wie gelähmt, ſie kann nicht einmal bis zur Palette hinreichen. — Hier ſchlummert ein junges Fräulein, das, im achtzehnten Jahre ſtehend, ſeine Lehrzeit faſt beendet hat. Ganz natürlich umſpielen ſie Bilder der Zukunft. „Un mari, qui la mène au spectacle," der ihr elegante Kleider kauft. Wie der Mari ausſieht, darum bekümmert ſie ſich weiter nicht, ihn werden die Aeltern ſchon ausſuchen. — Wer aber ſitzt zu Füßen jenes Lagers? In der That, es iſt ein berühmter Maler. Und was will er? Nun, Veilleuſe, das läßt ſich doch leicht errathen, — das ſchöne Kind abkonterfeien. Hat man ihr nicht tauſend Mal geſagt, ſie ſei „belle comme un ange, blanche comme de l'albâtre, d'une taille délicieuse — et des traits, des traits si fins, si réguliers comme il n'est pas possible d'en avoir." Dazu haben Alle, Damen ſowohl als Eleven, ihr Portrait ſchon einige Dutzend Male mit Kreide als Umriß gezeichnet, oder in Aquarell oder in Oelfarben gemalt, „en face," „en profil" und „trois quarts." Da der Traumkönig zu Zeiten der allerhuldreichſte Monarch von der Welt, zu Zeiten aber auch der allertyranniſchſte iſt, ſo hat er ſeiner ambitiöſen Unterthanin hier einen Mann geſchickt, der hoffentlich ihre Züge getreu der Leinwand aufdrücken wird, um ſie der Nachwelt würdig zu überliefern. „Quel bonheur, mon portrait sera à l'exposition de l'année prochaine, et cela sans doute fera parler de ma beauté."

Dieſe Worte hat die Veilleuſe deutlich gehört und erklärt ſich nun den ganzen Zuſammenhang.

Welch eine weiſe Vorkehrung, daß die Veilleuſen den ganzen lieben lichten Tag ſchlafen oder doch am Tage nichts mit den Zöglingen des Hauſes zu thun haben, ſonſt könnten ſie Vieles ausplaudern und verrathen. Sie könnten auch Vieles verhindern, wenn ſie nämlich ſchalkhafte Traumgeſtalten geſehen hätten, die den Kindern Einfälle gegeben von allerlei Schabernack, um ihn nachher unter ſich oder an ihren Lehrerinnen auszuüben. Denn die Träume ſind nicht bloß Hinterſchatten, ſondern auch Vorſchatten. „Coming events cast their shadows before them.“ Kurz, wenn die Veilleuſe bei Tage wie bei Nacht zwiſchen den Kindern herumwandelte, ſo würde ſie eine Art Prophetin oder Seherin ſein können, die leicht den Schlüſſel zu mancher plötzlichen Charakterveränderung, zu verdoppeltem Eifer oder allmäligem Schlaffwerden finden würde, die die Schminke dieſer Wange und das Verbleichen jener mit geheimnißvollen Händen bereiten ſah.

Wozu aber dieſe Hirngeſpinnſte und Vorausſetzungen? Erſtlich fängt die Veilleuſe ſchon an zu gähnen und freut ſich auf den Tag (wie wir uns auf die Nacht freuen), und zweitens iſt ſie auch nur ein Menſch wie wir Alle und geht nicht mit ihrer Laterne umher, einen Engel zu ſuchen, was wohl Diogenes unter dem Menſchen, den er ſuchte, verſtand.

Die Geduld muß eine Veilleuſe aber mehr als jede andere Tugend üben, denn obgleich ſie müde iſt, darf ſie doch nicht zu Bett gehen, ſondern muß ihre Stunde

abwarten. Bei ihr gilt die umgekehrte Welt. Der Hahn iſt ihr Schlafvogel, die Eule (wenn es Eulen in St. Denis giebt) ihre Lerche, die Fledermäuſe ſind ihre Schmetterlinge, tauſend Sonnen ſehen ihr zum Fenſter herein, uns nur eine, der Wind hat für ſie eine lautere Sprache als für uns am Tage. Sie ſieht da droben die ſchönen Seelen, welche dieſer Erde entfallen oder entſteigen, — nach Newton iſt das einerlei — (fallende Sterne); das Athmen der Kinder iſt die einzige Sprache, die ſie vernimmt; die Träume ſind ihre Gedichte, „Young's night-thoughts“ ihre Bibel. An unſere Antipoden heftet ſie gewiß manche Gedanken, da ſie mit ihr zugleich, wenn gleich auf luſtigere Weiſe, wachen. Die Chiffonniers von Paris, die Spitzbuben des Bois de Boulogne, die Trappiſten, Leuchtthurmwächter, Somnambülen, Serenaden, Hyänen, Leonoren u. ſ. w. ſind lauter trauliche Verwandte und Bekannte ihrer Phantaſie. Auch die Kobolde ſieht ſie im Inneren der Erde mit ihrem Golde und ihren Juwelen ſpielen, wie Ritter Huldebrandt einſt in jenem grauſigen Walde, und ſie necken ſie und erinnern ſie hohnlächelnd an jene Zeit, wo ſie auch ihr von dieſen Schätzen reichlich in den Schooß warfen, und wo zugleich Titel und Würden ſie bekleideten. Unter den Veilleuſen war nämlich, wie ich hörte, eine, die früher Comteſſe geweſen. „But the light of other days is faded.“ Das Sonnenlicht dagegen erhebt ſich, Gott ſpricht zum billionſten Male: „Es werde Licht!“ Die Veilleuſe löſcht ihre Laterne.

Beſuch bei einer Elevin in St. Denis.

Die Verwandten dürfen nur alle Sonntage und Donnerstage die Zöglinge dieſer Anſtalt beſuchen, in der Stunde von zwei bis vier Uhr Nachmittags; und dieſe Beſuche geſchehen unter der ſtrengſten Aufſicht, ſie tragen das Gepräge des gewiſſenhafteſten Decorums, der genaueſten Disciplin, Alles erinnert an Klöſterlichkeit.

Von außen ſtellt ſich dem Auge nur die große „Porte cochère“ breit und mächtig dar, mit der Ueberſchrift: „Maison d'éducation pour l'ordre royal de la légion d'honneur.“ Vor dieſer hielten heute ſchon einige Equipagen. Man tritt in die Seitenthür und geht über einen Hof, wo man ſich zuerſt an den Concierge wendet, der in ſeiner Livrée mit rothen Sammetaufſchlägen und durch ſein ſehr majeſtätiſches Aeußere ſchon einen königlichen Reſpect einflößt. Er hat neben ſeinem Bureau ein kleines Kabinet, welches „Pain d'épice,“ „Plaisirs“ (ein leichtes Gebäck), „Sucre d'orge“ und ſonſt noch einige unſchädliche Näſchereien, ſo wie farbige Wolle zu Handarbeiten und andere Kleinigkeiten enthält, mit denen die Aeltern oder Freunde ihre kleinen Mädchen erfreuen wollen, und die der Concierge ihnen für Geld und gute Worte überläßt.

Es kommt daher Niemand mit leeren Händen in das lange Parloir, welches ſich gleich hinter dem Büreau des Concierge befindet, und an deſſen Seite ein langer Gang hinläuft, durch ein hohes eiſernes Gitter von dem eigentlichen Sprechzimmer geſchieden. Am Ende

dieſes Ganges, in einem, wieder durch ein Gitter abgetrennten kleinen Kabinet, ſitzen verſchiedene Damen (Lehrerinnen) und Directricen der Anſtalt in ihrem ſchwarzen Anzuge mit dem Ordenskreuze auf der Bruſt. An ſie wendet man ſich, um ſeinen Namen abzugeben, damit das Kind, welches man beſuchen will, auf die Liſte geſetzt werde, und hier gilt die allgemeine chriſtliche Regel: „Wer zuerſt kommt, mahlt zuerſt,“ denn die Kinder werden nach der Reihe gerufen und treten nachher einzeln in die Thür, damit Alles ruhig und ſchicklich abgehe.

Aeltern und Großältern empfehlen ſich ſelbſt und haben das Privilegium, ohne Weiteres hier zu erſcheinen; ſie ſind dann auch gewöhnlich den Damen bekannt; aber eine Tante oder ſonſtige Anverwandte muß eine Autoriſation vom Vater oder Großvater, Schwarz auf Weiß, in ſehr höflichen Ausdrücken abgefaßt, mitbringen, die den Damen vorgezeigt wird und worin auch die Namen Derer erwähnt ſein müſſen, die die Beſuchende in das Heiligthum einzuführen ſich die Freiheit nimmt.

Junge Leute, Brüder oder Vettern, dürfen nicht in das eigentliche Parloir kommen, ſondern müſſen außen vor dem langen Gitter ſtehen bleiben und durch daſſelbe mit ihren Schweſtern oder Couſinen ſprechen, wie bei den Nonnen. Ich würde eine ſo ſtrenge Maßregel kaum für möglich gehalten haben, hätte ich dieß nicht mit eigenen Augen geſehen und noch dazu gewahrt, wie ein junger Mann, der Bruder einer Elevin, der ſich in's Parloir eingeſchlichen hatte, höflich von einer Dame beim Arme

wieder herausgeführt wurde. Dieſe Vorſicht, ich möchte ſagen dieſe übertriebene Moral, fand ich in einem Kloſter, welches ich ſpäterhin beſuchte, nicht angewendet, — dort traf ich auch junge Männer.

An beiden Seiten des Parloirs laufen Bänke herum, auf welche ſich die Verwandten ſetzen; vor dieſen ſteht eine Reihe von Stühlen für die Zöglinge; ſie ſind ſo geſtellt, daß man ſie vis-à-vis hat. Da treten denn die Mütter alle nach einander herein und ſetzen ſich hin, ängſtlich harrend; da kommen alle die Großväter mit ehrwürdigem Scheitel und greiſem Schnurrbart, geſchmückt mit ihrer Decoration, alle eine Ueberraſchung in den Händen tragend, Thürme von Plaiſirs wie Düten in einander geſteckt ꝛc. für die kleine Naſchhafte, einen Arbeitskaſten für die Fleißige, eine Muſikrolle für die Talentvolle u. ſ. w.

Endlich zeigt die große Pendule an der Wand, das einzige Möbel außer den ſchon genannten in dieſem langen Raume, auf zwei Uhr, und auf thut ſich die niedere Thüre ganz im Hintergrunde, die uns, wenn wir nahe genug ſind, einen unendlichen Corridor hinunterſehen läßt, und herein tritt ein Mägdelein in ſchwarzem Merinokleide mit großer Pelerine von demſelben Stoff und weißer gefalteter Krauſe, in ſchwarzem Strohhut mit ſchmalem, ſchwarzem, kreuzweis darauf gelegten Sammetbande, und mit einem großen ſchwarzen Arbeitsbeutel, auf dem ihr Familienname in Weiß eingenäht iſt. Ein Gürtel von weißer, blauer, violetter, grüner oder oranger Farbe, je nach der Klaſſe, zu der ſie gehört, umgiebt die Taille

und die Achſeln und hängt hinten in langen Enden mit Trobbeln herunter. Und ſie ſieht ſich ſtumm ringsum. Wie ſie die Mutter erſchaut, jubelt ſie laut, verdoppelt ihre Schritte und iſt bald in der Liebenden Armen. Die Mutter drückt ſie an's Herz wieder und wieder und läßt ſie nicht, ſchaut ihr in's Angeſicht und hat hundert Fragen zu thun und eben ſo viele zu beantworten, ihre kleinen Gaben zu entfalten, bis endlich die Kleine, beruhigt, ſich gehörig auf den Stuhl ſetzt, beide Hände in der Mutter Schooß gelegt und ihr das Köpfchen ſo nahe wie möglich zugewandt. So ſchwatzen und herzen und flüſtern ſie fort.

Unterdeß hat es hinter der Scene wohl ſchon mehre Mal wieder gewinkt, denn die Bonnen, ebenfalls in ſchwarzem Coſtüm mit weißer netter Haube und weißer Schürze, in welcher rieſenhafte Taſchen, gehen geſchäftig hin und her, von den oberen Behörden geſandt. Wiederholt knarrt die kleine Thür und läßt eine Begürtelte ein, und das Schauſpiel des Suchens und Umherſchauens, da die Verwandten ſich nicht von ihren einmal eingenommenen Sitzen entfernen dürfen, rührt meine Augen zu unzähligen Malen; denn die Bänke ſind voll der liebend Harrenden. Wie ſchnell hat indeß das kleine Herz unter all den Phyſiognomieen die wohlbekannten Züge des Großvaters gefunden und ſtürzt mit einem O! hinzu. Weg fliegt nun auch der ſchwarze Hut und wird an den Stuhl gehängt, damit der „bon papa“ die freie Stirn beſſer küſſen könne, und bald muß auch die Pelerine von der Schulter, weil man vom Reden warm wird.

Es giebt rührende Gruppen. Die Wellen dieſes Liebesmeeres murmeln geſchäftig und werden immer lauter, je näher die Stunde rückt, wo jedes Waſſer wieder in ſein eigenes Bett zurückkehren muß. Aber außer dem Redefluß entquillt hie und da noch ein anderes heiligeres Bächlein dem Herzensgebirge.

Wir hatten einen Neuling der Anſtalt zu beſuchen, eine kleine Enkelin. Erſt ſeit vierzehn Tagen dort, hatte ſie ſich noch nicht an die Trennung von der „bonne Maman" und Tante, an die verſchiedene Lebensweiſe &c. gewöhnt, und die Wehmuth des erſten Wiederſehens ergriff ſie mit allgewaltigem Schmerz. „C'est vrai," flüſterte meine Nachbarin mir zu, „cela a l'air lugubre avec ce costume noir, je ne l'aimerais pas trop moi-même."

Sonſt ſcheinen die Elevinnen alle ſehr zufrieden und glücklich. Zur Zeit des Empire war das Coſtüm violet. Napoleon hatte es ſo angegeben. Seitdem hat man dieſe Farbe wieder abgeſchafft, weil Schwarz ökonomiſcher iſt. Die Mädchen tragen dieſe wollenen Kleider Winter und Sommer, Sonntag und Wochentag; für die Feſtkleider giebt es einen kleinen Unterſchied in der Güte des Stoffes. Zu weit ſind die Röcke auch nicht; ſehr natürlich, denn „economy is the soul of the army." Und bei 500 bis 600 jungen Mädchen iſt es auch gewiß weſentlich, ſo wenig wie möglich Kleidungsſtücke zu haben, da ſie alle in Ordnung gehalten werden müſſen.

„Madame, c'est vous qui va dans l'infirmerie?" fragte eine Bonne eine Dame, welche, dieß bejahend,

mit derſelben zur Thür hinausging. Sie hatte alſo nicht die Freude, ihr Kind heute unter den Geſunden zu ſehen; indeß, da ſie noch Plaiſirs in der Hand hatte, mochte die Tochter wohl nicht ſehr krank ſein. Die Mädchen werden, wie man uns erzählte, ſchon einer Kleinigkeit, einer unbedeutenden Erkältung, eines Naſenblutens wegen in die Infirmerie geſchickt. Mit der allergrößten Sorgfalt wacht man über ihre Geſundheit, es wäre faſt unmöglich, ihnen ſolche Pflege zu Haus zu verſchaffen; ſie haben die beſten Aerzte von Paris und dieß Alles umſonſt.

Ich ſah auch ein ſchon ziemlich erwachſenes Fräulein in das Parloir treten, eben ſo gekleidet wie die übrigen, nur mit dem Unterſchied, daß ſie ſtatt des Gürtels ein Ordenskreuz trug. „C'est une élève, qui reste dans la maison pour l'instruction," ſagte man mir; ſie war alſo eine ſogenannte Novize.

Es wird als ein ſehr anſtändiges Verſorgungsmittel angeſehen, wenn man ſeine Tochter oder Anverwandte als Lehrerin oder „Dame" in der Erziehungsanſtalt von St. Denis laſſen kann; da die höchſte Hand, die der Königin, darüber wacht, und gewiſſenhafte Behörden an ihrer Spitze ſtehen, ſo muß die Behandlung gut ſein und auch die Beſoldung nicht unbedeutend. Als königliches Inſtitut trägt das Ganze ein vornehmes Gepräge, und man hört es immer mit einem gewiſſen Stolze ſagen: „J'ai été élévée à St. Denis."

Wenn indeß dem ſehr allgemeinen Gerüchte zu trauen iſt, daß die Tendenz dieſer berühmten Lehr- und Erziehungsanſtalt nicht durchaus lauter iſt, daß die Schü-

lerinnen oft eine Erziehung erhalten, welche mit ihren Umſtänden und Verhältniſſen nicht in Uebereinſtimmung iſt, und dann zu ihren Aeltern mit großen Anſprüchen an die Welt zurückkehren, ſo möchte man wünſchen, daß Solches einmal zu Ohren der einſichtsvollen und gütigen Königin Amélie kommen möchte, damit eine Reform bewerkſtelligt werden könnte.

Der ſchon oben erwähnte Stolz mancher Damen, in dieſer königlichen Anſtalt erzogen zu ſein, artet oft in das Lächerliche aus, und ein junges Mädchen will bloß deßhalb, weil es in St. Denis geweſen iſt, viel gelten und ſehr glänzen, nicht durch das, was es dort gelernt hat. Der Gewinn ſoll in Hinſicht auf Kenntniſſe nicht ſelten ſehr gering ſein. „On ne fait qu'ébaucher,“ ſagte mir eine Dame, die eine Tochter dort hatte.

Die Anzahl der Penſionnaire iſt 750, die Bezahlenden und Nichtbezahlenden zuſammengerechnet. Man nennt ſie bei ihren Familiennamen, und giebt es zwei deſſelben Namens, ſo wird der Taufname zur Unterſcheidung hintenangeſetzt, wie z. B. Lagarde Marie, Lagarde Laure.

Die Schülerinnen der oberen Klaſſen haben die Macht, die der unteren für einen Fehler zu beſtrafen. Eine jüngere Elevin hatte eine ältere im Vorübergehen etwas plump angeſtoßen. Die letztere rügte dieſen Mangel an dem ihr gebührenden Reſpect dadurch, daß ſie jene den Hut verkehrt aufſetzen ließ.

„L'esprit de corps“ ſoll ſehr groß unter dieſen weiblichen Cadetten ſein. Sie leiden lieber Alle mit

einander, dieſe „Filles de l'héroisme," wie ich ſie poetiſch nennen hörte, für ein nur von Einer verübtes Vergehen, als daß ſie dieſe anzeigen.

Außer der Disciplin und den ſchönen Manieren der Lehrerinnen und Elevinnen iſt dann noch die körperliche Pflege ſehr lobenswerth. Sorgfalt, Nahrung und Kleidung wird ihnen gewiß reichlich zugemeſſen. Ich glaube, daß es den Kindern, trotz jenes Spottliedes, in keiner Schule in Paris am Nöthigen fehlt. Charles Dickens könnte nicht leicht ähnliche Entdeckungen hier machen, wie er ſie in England gemacht. Medicintage zur Erſparung giebt es nicht leicht, ebenſo wenig kommt der Pudding als erſter Gang, aus Fleiſchökonomie, mit der Ermunterung: „Nun, lieben Kinder, wer am meiſten Pudding ißt, der ſoll auch nachher das meiſte Fleiſch haben." Es iſt aber ein gekochter Kleiſterpudding, der die Thore zum Magenlande feſt verſchließt.

Aber der Zeiger der Wanduhr zeigt auf die Abſchiedsminute. Ohne höheren Befehl oder Commandowort kennen Alle ihre Pflicht. Ohne Geräuſch erheben ſie ſich von ihren Stühlen. Man umarmt ſich nicht einmal mit Ungeſtüm und vertröſtet ſich auf ein anderes Mal.

Eine Preisvertheilung (d. 18. September 1843).

Geſtern Mittag gingen wir zu einer Preisvertheilung, die in einer kleinen Mädchenſchule außerhalb der Barriere ſtatt hatte, und obgleich es nur eine ſehr unbedeutende

Digitized by Google

Anſtalt war, ſo amüſirte es mich doch, dieſer Ceremonie beizuwohnen, denn „chaque pays a sa guise.“

In Paris heißt jede Schule „Pension.“ Der bezeichnende Name für Tagſchule, wie dieſe, wo gar keine eigentlichen Penſionnairs ſich befinden, iſt aber: „Externat“, und die Schüler heißen „Externes.“

Es war ein ſchöner, heiterer Tag, und man hatte den Garten hinter dem Hauſe zur Aufnahme der Aeltern und anderer Gäſte arrangirt, auch ein kleines Theater hier errichtet, wo die liebe Jugend uns ihre Künſte zeigen ſollte. Man muß geſtehen, daß in Paris allenthalben, auch im Kleinſten, der gute Geſchmack deutlich hervortritt. Die offene Bühne war zauberiſch ausgeſchmückt; Sonnen, aus Schilf gebildet, mit brennenden Dahlien ſchmückten die Mitte, Feſtons die Seiten, Aſtern im Proſcenium vertraten die Stelle der Lampen (recht hübſch ſinnbildlich), und alle Bäume im Garten waren mit Blumen umwunden. Dazu kamen die kleinen Mädchen, im Alter von vier bis zwölf Jahren, alle ohne Ausnahme in Weiß gekleidet, ſelbſt ohne ein farbiges Band, und mit gelocktem oder ſchlichtgeflochtenem Haar. Dieß ſah recht hübſch aus. Ein Clavier ſtand unter dem freien Himmel, das Orcheſter repräſentirend, und darauf wurde ein Stück als Ouverture von einer angehenden Künſtlerin geſpielt. Darauf fing die Komödie an; „la Curieuse“ war der Titel. Die Kleinen machten ihre Sache wacker genug, denn es gab einige Kecke darunter, die dem Ganzen etwas Feuer verliehen.

Natürlich war es im beliebten Vaudeville-Style,

mit zierlichen Verſen untermiſcht, deren ſich die kindlichen Stimmen mit etwas zu häufigen Trillern entledigten. Auch etwas Sentiment fiel zur Kurzweil vor; doch beſſerte ſich das neugierige Kind am Ende, und ich beklatſchte in Gedanken die Grazie, an der es dieſen kleinen Comödiantinnen nicht fehlte, wenn ſie gleich größtentheils Kinder von einfachen Bürgersleuten, meiſtens Handwerkern, waren, wie das Ausſehen der anweſenden Aeltern bezeugte.

Wir hatten dann noch etwas Flötengetön und Romanzengeklage; denn alle franzöſiſchen Romanzen haben einen klagenden Ton, als ſeien alle Leiden Hiob's auf dieſe unglückſelige Nation unisono herabgeſtiegen. Darauf kam der Haupt-Nationalzug dieſer kleinen Feierlichkeit, nämlich ein Dialog zwiſchen den älteren Schülerinnen. Ein kleines Mädchen, das ſich ſchon in der Komödie ausgezeichnet hatte, ſpielte die Lehrerin und redete in nach der Schnur auswendig gelernten Worten ihre Mitſchülerinnen ſehr weiſe an, ſie auf die Wichtigkeit dieſer heutigen Ceremonie aufmerkſam machend und ſie fragend, welchen beſonderen Preis jede von ihnen vorzugsweiſe zu gewinnen wünſche und warum.

Eine nach der Anderen ſtand auf, die Eine, um für die Geſchichte, die Andere, um für die Geographie, die Dritte, um für die Orthographie, die Vierte, um für die Schreibkunſt, die Fünfte für die Arithmetik zu ſtimmen u. ſ. w. Dieß brachte jedes Mal eine förmliche Diſputation zwiſchen der Fragerin und der Befragten zu Wege, worin die Letztere die von ihr gewählte Wiſſenſchaft vor allen anderen zu erheben

ſuchte, und die Erſtere bewies, daß allein und ohne Zuſammenhang mit anderen oder ohne die Unterſtützung von dieſer oder jener ſie nicht viel nütze, oder nicht beſtehen könne.

Die kleine Lehrerin ruhte natürlich nicht eher, als bis ſie ihre Gegnerin völlig geſchlagen hatte, und bewies am Schluß den Zuſammenhang aller Wiſſenſchaften als ſo nothwendig wie den der Kettenglieder, und man muß ſagen, die Mädchen hatten ihre Worte recht artig auswendig gelernt, ohne vielleicht viel von ihrem Thema zu verſtehen.

Die Scene der Preisvertheilung ſelbſt wurde wieder mit vieler Anmuth ausgeführt; es möchte bei uns auch in einer höheren Klaſſe von Schülerinnen viel Linkiſches dabei vorgefallen ſein, hier aber fand keine einzige Störung ſtatt. Jede Bewegung, jeder Handſchlag iſt bei ſolchen Gelegenheiten immer vorher ganz genau abgemeſſen.

Die Lehrerin, in Schwarz gekleidet, beſtieg die kleine Bühne, ein Tiſch mit elegant eingebundenen Büchern wurde neben ſie gerückt; dahinter ſtand ein Herr mit einem großen Papier in der Hand, der die Preiſe verlas, zur anderen Seite der Lehrerin ein anderer Cavalier, der aus ihrer Hand jedesmal das Buch empfing, um es der Glücklichen zu überreichen, und neben dieſem wieder eine ſchöne Dame, die von einem dritten gehorſamen Diener hinter ihr die Siegeskränze alle nach einander bekam, um ſie auf die jugendlichen Stirnen zu drücken, nachdem ſie dieſe zuvor geküßt hatte. So ging Alles nach der Schnur, die Kleine wurde aufgerufen, trippelte die Stufen hinauf, ließ ſich ſanft küſſen,

bekam ihren Kranz aus der einen Hand, dann das Buch aus der anderen und machte einen Knix dafür, erhielt dann noch zum Segen den Kuß und Handſchlag der Lehrerin und trippelte wieder zurück zu ihrem Platze.

Zuerſt hatte man „le prix de la sagesse“ vertheilt. Dieſer beſtand aus einem Kranze von weißen Roſen mit ſilbernen Blättern und aus einem ſehr dicken Buche. Er fiel nur Zweien zu, ein Beweis, daß die Tugend ſchwerer zu erlangen iſt als die Wiſſenſchaft. Für alle Zweige der letzteren gab es künſtliche Kränze aus weißen Blümchen mit grünen Zweigen und verſchiedenartige Bücher, je nachdem es ſich um den erſten, zweiten oder dritten Preis handelte. Die Acceſſits oder Nebenpreiſe beſtanden nur in einem gehefteten Buche, mit buntem Bande zugebunden, ohne Kranz.

So lange dieſe Scene auch dauerte, ſo langweilte ſie doch kaum, da die Grazie ein ſo anziehendes Weſen iſt, daß man ſie lange auch in völliger Regungsloſigkeit beſchauen kann. Doch brachten in dieß Anmuthsbild die Kleinen auch noch Bewegung genug, wenn die vier oder fünf Jahre alten ſich ſtreckten zu einer Verbeugung, oder aus Freude über den Kranz und das Buch die Reverenz ganz und gar vergaßen und zurückgehalten wurden, oder die Stufen herabtaumelten und in die Arme ihrer wachſamen Mutter ſtürzten. Manche dieſer kleinen Weſen ſahen am Ende aus, als hätten ſie alle Blumen des Erdreichs erobert, ſo voll hingen ihre Schultern, Arme und ihr Kopf von Kränzen, ſo beladen waren ihre Hände mit Büchern.

Und ſo wollten ſie mit ihren Schätzen davoneilen, da wurden ſie durch eine weiſere Hand zurückgehalten. Um würdig dieſen Tag zu enden, mußte er noch durch ein Stückchen Poeſie gefeiert werden. Dieſe poetiſche Moralpredigt war für mich und die Kinder freilich etwas ſehr lang. Doch da der Verfaſſer — ein perſonificirter „professeur de l'humanité" — ſie mit ſo vielem Wohlgefallen vortrug, ſo nahm ich ſein gütiges Anerbieten, ſie mir ſelbſt hinterher ſchwarz auf Weiß zu überreichen, mit Dank an. Als charakteriſtiſch mögen dieſe Zeilen denn auch hier einen Platz finden. Nur Schade, daß ich die wohlgefällige und wohlmeinende Miene meines Sokrates ſo wenig wiedergeben kann, wie ſeine gewichtige Stimme, mit welcher er vorzüglich die Glanzpunkte ſeiner Effuſion hervorhob, und die Steigerung ſeines Enthuſiasmus bis zu dem höchſten Gipfel: „Il est si beau d'avoir la tête couronnée!" bei welcher Zeile er in der Begeiſterung ſein Haupt ſchüttelte, ohne in ſeinem poetiſchen Sinne daran zu denken, daß er den Kindern, welche ihm zuhörten, ein gefährliches Eitelkeitsgefühl einflößte. Unſchädlicher ſchon konnte der erwachſenen Lehrerin das ausgebreitete Lob ihres „brillant savoir" ſein. Aber der Ausruf: „Hélas! elle est pour vous une seconde mère," mochte ihr eben ſo wenig ſchmeichelhaft erſcheinen, als ich dieſe poetiſche Freiheit gelten laſſen kann, wenn nicht dieſe beiden Sylben (Hélas!), deren man beburfte, vielleicht die Mühen bedauern ſollen, welche einer Mutter von ſo vielen Kindern obliegen.

Doch hier überlaſſe ich mein Gedicht der mündlichen lebhafteren Kritiſirung und dem Erkennen des guten Willens:

„Aimable et belle enfance, aujourd'hui vont se clore
Vos travaux de l'année et demain dès l'aurore
Vous pourrez librement, par vos rires et vos jeux,
Donner à votre esprit quelques moments heureux;
Car si l'étude exige une ardeur exemplaire,
De même elle réclame un repos salutaire,
Puisqu'il rend nos moyens plus frais et plus dispos.
Mais hélas! trop d'enfants n'aiment que ce repos,
Disant: „Quel heureux temps que celui des vacances!
„Adieu tous les devoirs, adieu les pénitences;
„Car jouer tous les jours offre tant de plaisir
„Qu'on ne sait de ses jeux souvent lequel choisir.
„Puisse durer toujours une si douce vie!
„Quel délicieux sort, qu'il est digne d'envie!“
C'est ainsi que dirait un esprit paresseux;
Mais vous, mes chers enfants, feriez-vous de tels aveux?
Quoi! vous condamneriez votre active jeunesse,
Au lieu de travailler, à folâtrer sans cesse?
Non, non je n'y crois et votre jeune coeur
Désire, j'en suis sûr, un autre bonheur.
Que deviendrait, hélas! notre frêle existence,
S'il fallait la priver des fruits de la science,
L'esprit, comme le corps, demande un aliment.
Ce qui le porte au mal, c'est le désoeuvrement.
Il laisse dans notre âme un froid et pesant vide,
Qui la rend à la fois indolent et stupide;
La sincère vertu s'en éloigne toujours;
Un mauvais sentiment vient y prendre son cours,
Et dans l'oisiveté, mère de tous les vices,
Notre âme abandonnée y trouve ses délices.

Que dev'ent en effet l'enfant qui ne fait rien?
Trop souvent il se livre au mal plutôt qu'au bien.
Vous le voyez toujours ennuyé de lui-même,
Ne sachant pas souvent ce qu'il veut, ce qu'il aime,
Insoumis, volontaire, à charge à ses parents;
Leurs bienveillants conseils lui sont indifférents,
Envers ses professeurs, il est brusque et maussade,
Et ne peut se garder pas même un camarade;
Rien ne doit résister à son mauvais penchant;
Il est dans ses jeux et taquin et méchant;
Aussi chacun lui dit: „Ta vie est dangereuse,
„Je peux jouer sans toi, va-t-en, brebis galeuse."
Voilà ce que produit ce vide destructeur
Des qualités de l'âme et de son vrai bonheur.
Fuyez, mes chers enfants, oui fuyez la paresse.
Elle n'offre à l'esprit que misère et détresse,
Une molle existence, un avenir perdu!
Préférez à ce vice un travail assidu;
Avec moi, répétez: „Honneur à la science!
„Justice au zèle ardent, mais honte à l'ignorance."
Et plus heureux cent fois, le studieux enfant
Qui de la lice ouverte en revient triomphant,
Qui peut, rentrant chez lui, brûlant d'impatience,
Montrer de son travail la juste recompense.
Pour lui que cet instant offre un heureux attrait!
Il est victorieux! son coeur est satisfait.
A son père, à sa mère avec joie il présente
Ses couronnes, ses prix qui comblent leur attente;
Oui, ses parents eux-mêmes déposent tour-à-tour
Sur son front, déjà noble, un baiser plein d'amour,
Et, cédant aux transports de leur vive allégresse,
Ils baignent ses lauriers des larmes de tendresse. —
Pourquoi, de cet enfant sage et laborieux
Ne pas suivre toujours l'exemple précieux?

Il est si beau d'avoir la tète couronnée!
Mais quelques-uns diront: „Pendant toute l'année
„Comme lui je travaille avec la même ardeur,
„Sans pouvoir arriver à ce même bonheur."
Il est vrai quelquefois que votre intelligence
Exige plus de soin, plus de persévérance
Et que, tardivement, elle prend son essor:
Que votre zèle, enfants, soit plus ardent encore,
Ne perdez point de temps, profitez de votre âge;
Ne vous rebutez pas, redoublez de courage;
En s'appliquant beaucoup arrivent les progrès,
Et l'an prochain peut-être aurez-vous des succès.
Ayez dans vos moyens un peu de confiance,
De réussir un jour, conservez l'espérance,
Ce n'est pas impossible, à votre âge surtout:
C'est par un long travail que l'on sait vaincre tout.
Ecoutez et suivez votre digne maîtresse,
Qui dirige si bien votre tendre jeunesse,
L'amour qu'elle a pour vous, vous en fait un devoir,
Profitez des leçons de son brillant savoir;
Honorez ses vertus, respectez sa personne;
C'est la première fleur que veut votre couronne:
Prenez de son abord la bonté, la douceur;
Ayez les qualités que possède son coeur;
Conservez-lui toujours une amitié sincère,
Hélas! elle est pour vous une seconde mère!
De ses sages avis gardez le souvenir,
Qu'ils dirigent vos pas vers un bel avenir;
Préparez-vous sur terre une route céleste;
Que chacune de vous soit pieuse et modeste:
C'est ainsi, mes enfants, qu'on se fait d'heureux jours
Et que sur votre sort Dieu veillera toujours."

Le Couvent des oiseaux.

Es giebt in Paris gar keine müſſigen Klöſter mehr. Die letzte Revolution hat dieß zu Wege gebracht. Die Nonnen beſchäftigen ſich alle mit der Erziehung junger Mädchen oder nehmen wenigſtens, wie die Carmeliterinnen, Damen als Penſionnaire zu ſich.

Das obengenannte Kloſter iſt eines von jenen Mädchenſchulen, wohin die Aeltern im Ganzen genommen ſehr gern ihre Kinder ſchicken, was ſie auch mit völliger Gewiſſensruhe thun können, denn das geiſtige und leibliche Wohl ihrer Kinder wird dort gewiß treulich in Acht genommen. Was aber den wiſſenſchaftlichen Unterricht betrifft, ſo möchte ſich darüber vielleicht nicht ſo viel Gutes ſagen laſſen; denn das regelmäßige Singen und Beten jeden Tages nimmt ſo viel Zeit hin, daß nicht viele Stunden für die weltlichen Uebungen übrig bleiben.

Indeß die vielen Bilder und Zeichnungen, welche das Parloir des „Couvent des oiseaux“ ſchmücken, zeugen doch dafür, daß wenigſtens die Künſte hier nicht vernachläſſigt werden. Denn im Parloir dieſes Kloſters ſaßen wir und erwarteten eine kleine Freundin, die zu beſuchen wir gekommen waren. Hier iſt es weniger ſtreng als in St. Denis; man bekommt gleich Einlaß, ſobald man nach einer Elevin fragt. Auch Brüdern und Vettern oder ſonſtigen jungen Leuten iſt der Eintritt nicht verwehrt. Dieß Parloir gewährt alſo einen viel bunteren und fröhlicheren Anblick als das von St.

Denis. Man ſitzt hier nicht auf langen Bänken neben einander und genirt ſich nicht gegenſeitig in ſeinen Herzensergießungen wie in St. Denis, ſondern es werden Gruppen von Stühlen mitten im Zimmer, an den Wänden oder wo man ſonſt will, gebildet. Jede Familie hält ſich dicht beiſammen, dreht den Anderen den Rücken zu und kümmert ſich um nichts von dem, was rings umher vorgeht. In dieſer Gruppe iſt die ſchwarzgekleidete Schülerin die Heldin, der Stern, worauf ſich alle Blicke richten, ſie, die auch vorzüglich das Wort führt. Schwarz iſt auch hier ihr Coſtüm wie in St. Denis, aber es iſt hübſcher und kleidſamer. Die Aeltern ſchaffen es ſelbſt an, und da können ſchon die Röcke weiter und von beſſerem Stoff ſein.

Einige der älteren Mädchen hatten ein breites blaues Band ſchräg über die Bruſt gelegt. Dieß bedeutet irgend eine Auszeichnung, einen Preis. Medaillen trugen auch viele am Halſe; es giebt nämlich für jede Wiſſenſchaft oder Tugend eine beſondere, und die Kleinen ſtreben ſehr eifrig darnach, ſie ſind nicht wenig ſtolz auf den Beſitz einer Medaille und zeigen die neugewonnene den Aeltern mit Entzücken. Man ſieht, daß auch hier wieder das Princip des Ehrgeizes der gewaltige Hebel der Erziehung iſt.

Die Nonnen im Couvent des oiseaux ſind vom Orden von Notre Dame. Es ſind ihrer 220, und die Zahl der Zöglinge beträgt 200. Auf jedes Kind kommt alſo mehr als eine Nonne, und ſie müſſen daher unter guter Aufſicht ſein. Man zahlt 3000 Francs jährlich, und die „Maitres d'agréments,“ wenn man deren wünſcht, müſſen noch beſonders

gehalten werden. An ausgezeichneter Sorgfalt fehlt es den Kindern nicht; davon iſt ihr geſundes Ausſehen ein Beweis. Auffallend waren mir hier die vielen roſigen hübſchen Geſichter, die zu den bleichen Wangen in St. Denis einen großen Contraſt bilden. Aller Unterricht wird von den Nonnen ſelbſt ertheilt, ausgenommen der im Zeichnen und in der Muſik. Sie werden von den Kindern ſehr geliebt und Tanten genannt. Dieſer trauliche Name deutet ſchon das nahe Verhältniß derſelben zu den Zöglingen an.

Das Myſteriöſe des Kloſterlebens wird indeß auch hier noch gewiſſermaßen behauptet, denn man bekommt die innere Einrichtung des Gebäudes gar nicht zu ſehen. Nur einmal, wenn die Mutter ihr Kind der Nonnenpflege zuerſt anvertraut, zeigt man dieſer der Kleinen Schlafſtelle und was ſie ſonſt noch angeht. Später heißt es hinter dem Parloir ganz ſtreng: bis hierher und nicht weiter. Alle Monate erlaubt man den Kindern nur einmal auszugehen, das heißt, wenn die Aeltern ſie holen laſſen (les font sortir). Abends um acht Uhr müſſen ſie aber wieder in ihr Neſt zurückgebracht werden. Die eigentlichen Ferien, wo ſie der Mutter auf einige Wochen ganz überliefert werden, finden im Monat Auguſt ſtatt. Außerdem ſchlägt nur Sonntags und Donnerstags Nachmittags noch die auserwählte Stunde, wo die Aeltern und Verwandten dieſe kleinen gefangenen Vöglein beſuchen dürfen.

Der Name dieſes Kloſters „aux oiseaux“ ſcheint ſehr paſſend gewählt. Er iſt ihm aus Zufall geworden, da ein reicher Herr, ein großer Vogelliebhaber, früher an

dieſer Stelle ſeine Wohnung gehabt hat, wo Garten und Haus voll Vögel aller Gattungen ſchwirrten. Jetzt giebt es auch noch Gezwitſcher und Geflatter genug in dieſem Kloſterkäfig, beſonders an einem ſolchen Sonntagnachmittag im Parloir. Die freien Waldvöglein ſind zum Fenſter hereingeflogen, um den armen kleinen Gefangenen zu erzählen, wie es draußen zwiſchen den grünen Bäumen unter'm blauen Himmelsraume ausſieht. Man muß immerfort umherſehen und kann ſich an dem Anblick dieſes Liebesfeuers nicht genug erfreuen. Da ſteht eine Kleine von kaum fünf Jahren ganz keck vor ihrer großen Schweſter, der Penſionnärin, und belacht mit einem moquanten Näschen die Erzählungen aus dem Kloſter. Sie meint augenſcheinlich, ſie ſelbſt ſei eine ſehr große und wichtige Perſon, da ſie ihre Händchen im Muffe halten kann und nicht wie jene das ſchwarze Penſionnärkleid trägt.

Da ertönt das Vesperglöcklein. Es ruft zur Kapelle. Mit Anſtand umarmen die Kleinen die Ihrigen, nicht mit ſtürmiſcher Traurigkeit. Wie anſtändig und bedächtig iſt ein kleines franzöſiſches Mädchen überhaupt! Man ſollte denken, da es die Aeltern nur ſelten ſieht, ſo müßten in dieſen Augenblicken des kurzen Wiederſehens all ihre Gefühle, all ihr Schmerz, all ihre Luſt hervorfluthen mit Ungeſtüm. Aber nein, es iſt das Decorum eines reifen Weſens, welches ſchon alle Leidenſchaften zur Ruhe gebracht hat. Da dieſe Reſignation ihnen aber unbewußt iſt, ſo hat ſie etwas um ſo Rührenderes. Ich ſage nicht, daß ich keine Thränen ſah, keine freude-

glänzenden Augen, keine glühenden Wangen, keine beredten Lippen — aber es blieb Alles ſo in ſeinem gewiſſen Gleiſe, daß die Anmuth auf keine Weiſe verletzt wurde.

Doch, wie geſagt, die Vesperglocke hat getönt. Die Mägdlein wandern nach und nach in ein kleines Seitenkabinet. Da ſieht man ſie ſich der Contrebande, welche die guten Freunde ihnen in den Schooß geſchüttet haben, entledigen. Die Apfelſinen, Kuchen und Nüſſe werden abgeliefert und alle Taſchen umgekehrt, denn alle dieſe Delicateſſen werden ihnen erſt zur gewöhnlichen Eßzeit wieder ausgetheilt. Durch die offene Thür ſieht man ſie eifrig ihre Namen auf ihre Orangen und ihre kleinen Paquetchen ſchreiben und ſo dem allgemeinen Schatze anheimſtellen.

Aber noch zögert eine einzelne Gruppe im leeren Zimmer; ſie umgiebt ein kleines Mädchen, das mit ſeinem Abſchiede nicht fertig werden kann. Wenn ſie ihr Lebewohl beim Bruder geendet hat, fängt ſie bei der Mutter wieder an. Hier wird dem Vater noch die Hand gedrückt, dort der Schweſter noch ein Wort geſagt. Es iſt ein rührendes Schauſpiel!

Wir wollen auch in die Kapelle wallen, wo unterdeß die Vesper ſchon begonnen hat. Es giebt zur Seite der Kapelle zwei kleine Abtheilungen für die Weltlichen. In's eigentliche Innere derſelben dürfen ſie nicht kommen. Dieß wird von den Nonnen und Schülerinnen allein eingenommen. Sie waren ſchon Alle verſammelt, und der Geſang erſcholl kräftig und ſchön. Die Gemeinde gab dem Auge ein dreifaches Gemälde,

das der für die Welt Aufblühenden, das der Weltlichen und das der der Welt Abgeſtorbenen.

Die ſchwarzen und weißen Schleier der Nonnen und Novizen reihten ſich dicht an der Wand; inmitten ſaßen die Elevinnen auf niedrigen Stühlen, und im Hintergrunde officiirten einige Nonnen durch Vorſingen, Knieen und Hervortreten, durch Neigen, Verbeugen und Soloſingen. Denn zur Vesper iſt kein Prieſter da.

Die Kapelle iſt einfach und ſchön. Hinter dem Altare befindet ſich eine edle Statue der heiligen Jungfrau, mit dem Fuß auf einem Globus ruhend, von Engeln als „thuriféraires“ (Weihrauchſpendern) und Heiligen umgeben.

Im Hintergrunde des kleinen Raumes, in welchem wir uns befanden, war ein ziemlich großer Stall aufgerichtet mit dem Kinde Jeſu in der Krippe. Dieß Heiligthum hatten ſich die Nonnen ſelbſt wohl nur für die Weihnachtszeit, in der wir eben lebten, dort aufgebaut.

Nach der Beendigung der Geſänge trat eine der Nonnen vor den Altar hin, und je vier und vier der Zöglinge kamen von jeder Seite dort zuſammen und verbeugten ſich vor der heiligen Stelle, wie es die kleinen Chorknaben in den größeren Kirchen vor dem Ausgange thun. Eben ſo regelrecht verließ auch der ganze Zug die Kapelle. Die Kinder haben einen eigenen Pfad, der ſie vom Gotteshauſe durch den Garten in's Kloſter führt.

Die Nonnen gehen ihren beſonderen Weg. Sie blieben noch etwas länger in der Kapelle, bis ihr Ge-

Digitized by Google

ſang ganz erloſchen war. Da ſahen wir ſie von einem Fenſter unſeres Corridors aus langſam mit zur Erde geſenkten Blicken hinüberſchreiten.

Die Courſe für Kinder.

Für Aeltern, welche nicht viel Zeit oder Luſt oder Anlage haben, ſich um die Erziehung ihrer Kinder zu bekümmern, iſt die Kloſtererziehung, insbeſondere eine ſolche wie in St. Denis oder dem Couvent des oiseaux die bequemſte, weil in dieſen Häuſern für Alles geſorgt wird und Alles ſo ganz ſyſtematiſch eingerichtet iſt, daß die Mütter ſich gar nicht drein miſchen dürfen und können.

Diejenigen Mädchen aber, deren Erziehung im häuslichen Kreiſe geführt wird, ſchickt man ſehr häufig nach den ſogenannten Courſen. „Les cours de Mr. Lévi" ſind ſchon ſeit langen Jahren berühmt. Dieſer ſanftmüthige kinderliebende Profeſſor verſammelt zu verſchiedenen Stunden des Tages alle verſchiedenen Stufen der Jugend um ſich. Es giebt Abtheilungen von Mädchen in dem zarteſten Alter bis hinauf zu ſolchen in den ſpäteſten Lernjahren. Die Unterrichtsweiſe iſt der Katechiſirſtyl, und die Gegenſtände der Geſchichte, Mythologie, Literatur und anderer Wiſſenſchaften ſind ſorgfältig ſo ausgewählt, daß ſie ein weibliches Weſen intereſſiren können, wie es denn deutlich Mr. Levi's Abſicht iſt, nur einfache gute Mütter und Erzieherinnen der eigenen Kinder zu bilden, auf welches Ziel er in den Courſen der älteren Mädchen ſo häufig hinweiſ't, daß man hier in Gedanken ſchon lauter

kleine Mütter und Großmütter vor ſich ſieht. Das lernende, junge Publicum bildet aber nicht die einzigen Zuhörer beim Vortrage des Herrn Levi, dieß nimmt nur den mittleren Raum des Zimmers ein, und ringsum an den Wänden ſitzt eine eben ſo große Anzahl von Vätern, Müttern und Geſchwiſtern, welche an Allem, was in dieſem Muſenreiche vorgeht, ebenfalls ſehr eifrigen Antheil nehmen.

Die Mütter ſind gewöhnlich mit einer Handarbeit beſchäftigt, oder ſie machen, wie auch die Väter, Notizen. Viele folgen ängſtlich den Antworten, welche ihre Tochter giebt, und man lieſ't, je nach der ertheilten Antwort, freudige oder betrübende Ueberraſchung auf ihrem Geſichte. Ohne Begleitung ſchickt man bekanntlich in Paris niemals Kinder aus, und da dieſe Courſe nur wenige Stunden gewiſſer Tage in der Woche hinnehmen, ſo finden die Verwandten Zeit genug, die Ihrigen zu begleiten.

Dieſe wenigen Stunden würden vielleicht den Schülerinnen nicht Nutzen genug bringen, wenn dazu nicht ſehr viel und genaue Ausarbeitungen im Hauſe erfordert würden.

Ferner verbindet man auch gewöhnlich noch Privatſtunden „en domicile“ damit, und dieſe Courſe ſind für die älteren Mädchen nur eine Art Wiederholung des ſchon Gelernten und ſollen das Vergeſſene ihnen wieder in Erinnerung bringen. Was die kleineren Kinder betrifft, Mädchen und Knaben, ſo ſchickt man beide zu den erſten Courſen; da giebt der Profeſſor den Aeltern gewiſſermaßen eine Anleitung,

wie man mit dem Unterricht der Kinder zu Hauſe verfahren ſoll, und es dient dieſen als Sporn, ihr Gelerntes hier vor vielen Ohren, groß und klein, zu Tage zu bringen; denn die Oeffentlichkeit dieſer ſo ſehr zur Mode gewordenen Anſtalten hat einen großen Vortheil, nämlich den, daß ſie den Geiſt auch ſogleich an Freiheit und Furchtloſigkeit gewöhnt.

Endlich ſind dieſe Courſe eine Anleitung oder Vorbereitung zu den Vorleſungen, welche den Erwachſenen in Paris in ſolchem Ueberfluſſe geboten werden. Sie erwecken den Geſchmack daran und gewöhnen das Ohr an's Hören, eine Kunſt, ohne welche auch dem gelehrteſten und offenſten Kopfe das Verſtändniß jener intereſſanten Courſe im Collège de France und anderswo verſchloſſen bleiben muß.

Des enfants en nourrice.

„J'ai reçu une petite soeur aujourd'hui," ſagte mir ein kleiner Knabe voll Freude. „Je joue avec elle et elle peut déjà marcher," fuhr er fort, ſo daß ich mich verwunderte über dieſes kluge neugeborene Geſchöpfchen. „Mais un de ses bras est tout-à-fait tordu; la nourrice n'a pas bien fait attention."

Da verſtand ich denn, daß dieſe Kleine in der That für ihre Aeltern erſt jetzt geboren war, nachdem ſie einige Jahre in der niederen Hütte einer Amme zugebracht hatte, von der ſie mit verdrehten Gliedern wieder zurückgekommen war. Welch eine verdrehte (um kein härteres

Wort zu ſagen) Sitte der franzöſiſchen Mütter! In der That, dieſe Gewohnheit, die Kinder „en nourrice“ zu ſenden, revoltirt mich. Es iſt wahr, daß ſie in den höheren Klaſſen jetzt nicht mehr üblich iſt, aber früher war ſie allgemein verbreitet, und die Mütter, weit davon entfernt, es wie die engliſchen für eine heilige Pflicht zu halten, ihren mit Schmerzen in die Welt gebrachten hilfloſen Kleinen, ihrem eigenen Fleiſch und Blut, den erſten Nahrungsſaft zu reichen, debarraſſirten ſich, ſelbſt wenn ihnen die Entſchuldigung einer ſchwachen Geſundheit fehlte, ſogleich von dem Kinde, „il fut mis en nourrice.“

Eine alte Dame erzählte mir: „C'est comme cela que nos mères faisaient avec nous: elles nous envoyaient pour deux ans chez une nourrice et après cela pour encore deux ans chez une sevreuse. C'était très-rare que ma mère venait me voir, et j'aimais ma nourrice bien mieux que ma vraie mère, quoiqu'elle était horriblement sale. Je l'appelais „Maman“ aussi, et je pleurais beaucoup, lorsqu'on voulait me séparer d'elle. Mais depuis la révolution nos femmes sont devenues de bien meilleures mères. Je n'ai pas voulu donner mes propres enfants en nourrice et puis j'avais une bonne santé pour les nourrir moi-même.“

Eine andere Dame hörte ich einſt ſagen, als ſie uns ihren 18 Jahre alten Sohn mit Mutterſtolz vorſtellte: „Aussi je l'ai nourri moi même,“ als ob dieß eine außerordentliche Heldenthat geweſen wäre.

Jetzt ſind es nur die Leute geringeren Standes, die Handwerker und Ladenbeſitzer, dieſe aber faſt ohne Ausnahme, ſelbſt ſehr reiche und angeſehene darunter, welche ihre Kinder „en nourrice“ ſchicken. Dieß findet man ganz natürlich, weil die Frauen derſelben nicht Zeit genug haben, ſelbſt das Amt des Säugens bei ihren Kindern zu übernehmen. Wahr iſt es, daß die Thätigkeit ſolcher Frauen in Paris ſehr ausgebreitet iſt. Indeß ſollte man denken, daß hier eher ein Mangel an natürlichem Muttergefühl ſtattfinden müſſe, denn was als Naturgeſetz feſtſteht, daran läßt ſich nicht rütteln und ſchütteln. Eine engliſche Mutter denkt nicht daran, ihr Kindlein vom eigenen Buſen zu laſſen.

Eine Perſon, die Tochter ſehr rechtſchaffener Aeltern, erzählte mir, auf welche leichtſinnige Weiſe man früher die Kinder weggab, indem man ſie Frauen überließ, die man nicht einmal kannte, und die nach Paris kamen, die kleinen Weſen abzuholen, und ſie, der Himmel weiß wohin, brachten. Jene Erzählung lautete: „Ma mère croyait ne m'avoir envoyée que six lieues d'ici, et quel fut son étonnement lorsqu'elle reçut la première lettre de trente lieues de Paris. Et plus le femme, parcequ'elle n'avait pas de lait, me donnait la lait d'une chèvre. Pourtant j'y suis restée deux ans.“

Ja, nicht ſelten bin ich auf der Straße ſtehen geblieben und habe den „Canard,“ den Ausrufer ſchrecklicher Geſchichten, das ſchaudererregende Unglück declamiren hören, welches zwei kleinen Kindern, „mis en nourrice,“ begegnet ſein ſoll, wie ſie ein Mal

verbrannt, ein ander Mal von den Ratten gefreſſen wurden u. ſ. w.

Die Frauen der arbeitenden Klaſſen führen als Entſchuldigung den Mangel an Zeit an; die vornehmeren Damen aber verſchweigen wohl den eigentlichen Grund, weßhalb ſie ihre Kinder nicht ſelbſt nähren, nämlich den, daß ſie ſich der Entſagung rauſchender Vergnügungen und ſtarker Aufregungen, der Nothwendigkeit eines geregelten Lebens, nicht gern unterwerfen wollen. Sie ſprechen wohl nur davon, daß „une nourrice en domicile“ ſehr theuer ſei. „Voyez-vous, il faut bien payer une femme qui quitte son mari et ses enfants, pour nous servir,“ in welcher Phraſe ein großer Widerſpruch liegt in Bezug auf die Leichtigkeit, mit der ſie ſich von ihren Neugeborenen trennen. Der unerſetzliche Verluſt, welcher ihnen dadurch wird, indem ſie des erſten Lächelns, des geheimnißvollen Lallens, des allmäligen Erwachens des Götterfunkens in dem kleinen Körper ſich berauben, ſcheint ihnen kaum in den Sinn zu kommen.

Ich habe ſchon geſagt, daß die vornehmeren Klaſſen ſich jetzt meiſtens Ammen halten; aber es giebt auch in der jetzigen Generation noch Spuren genug von jener Sitte der auswärtigen Nourricen und Sevreuſen; denn eine nicht ſehr bemittelte, aber reich betitelte Mutter erzählte mir von einem eben zwölfjährigen Mädchen: „Une nourrice coute soixante francs par mois. J'ai envoyé ma petite dans la Normandie, où on la nourrissait avec du lait de vache. Elle y est restée jusqu'à

deux ans; mais elle est revenue avec des goûts sales et triviales.“

Hier möchte man die Mutter fragen, ob ſie es wohl für leichter hält, dieſe ſchmuzigen und trivialen Angewohnheiten wieder zu vertilgen, als auf irgend eine, gewiß ſehr leicht ſich bewerkſtelligende Weiſe den ſchönen Weg der Natur zu gehen, wie denn überhaupt bei dieſem ſo lange erhaltenen Ammenſyſtem ein großes Fragezeichen gemacht werden muß. Freilich macht die franzöſiſche Mutter nachher in der Liebe zu ihrem Kinde Vieles von dieſem Leichtſinn wieder gut.

Belohnung der Tugend.

Nach der Bibel geht es dem Gottloſen oft ſehr gut auf Erden und der Gottesfürchtige muß viel leiden. Hiob beſchreibt des Erſteren Glück alſo: „Warum leben denn die Gottloſen und nehmen zu mit Gütern? Sie werden alt bei guten Tagen und erſchrecken kaum einen Augenblick vor der Hölle.“ Und von ſich ſelbſt ſagt Hiob, der Gerechte, im Namen vieler Frommen auf Erden: „Er hat meinen Weg verzäunt, daß ich nicht kann hinübergehen, und hat Finſterniß auf meinen Steig geſtellt. Er hat meine Ehre mir ausgezogen und die Krone von meinem Haupt genommen. Meine Nächſten haben ſich entzogen, und meine Freunde haben meiner vergeſſen u. ſ. w.“

Hiob's große Leiden werden freilich nachher in Freuden verklärt. Aber oft geht es auf dieſer Erde ganz

wörtlich nach obigen Reden, das Laſter hat gute Tage und die Tugend leidet. Es kann hier freilich nur von äußerlichen Glücksumſtänden die Rede ſein. Denn wir wiſſen wohl, wo die innere Seligkeit allein zu finden iſt, und daß der Lohn des Gerechten und die Strafe des Gottloſen nach dieſem Leben nicht ausbleiben wird. Wenn aber die Menſchen es in ihre Hand genommen haben, das Böſe zu beſtrafen, wenn ſie dunkle Kerker bauen, das ſcharfe Beil ſchwingen, Galgen und Guillotinen errichten, trotz der bittenden Quäkerhände, wenn ſie den verſteckten Uebelthätern immer auf der Spur ſind, damit die Menſchheit Ruhe habe und ſich warnen laſſe — warum ſollten nicht auch der ſanftwandelnden Tugend Kränze gewunden, Throne errichtet, Preiſe ausgetheilt werden? warum ſollten die verborgenen Wohlthäter nicht an's Licht gezogen werden, damit die Menſchheit aufſchauen und ſich ermuthigen, ſie bewundern und ihnen nachahmen möge?

So dachte wahrſcheinlich jener gute Mann mit Namen Monthyon, der jene Tugendpreiſe begründete, welche die Akademie in Paris alljährlich dem Verdienſte austheilt. Dienſtboten, welche ihrer Herrſchaft viele Jahre hintereinander mit gewiſſenhafter Treue und großem Eifer gedient, ſie vielleicht in ſchweren Krankheiten gepflegt oder ihr in großen Nöthen nach Kräften beigeſtanden haben, — Perſonen, die im Feuer oder Waſſer ihr Leben zur Rettung Anderer ausſetzten, — Kinder, die eine außergewöhnliche Aufopferung für ihre Aeltern zeigten — Alle aus der ärmeren Klaſſe natürlich —

ſind diejenigen, für welche jene Preiſe und Belohnungen beſtimmt ſind.

Man könnte ſagen, daß dadurch ein edler Wettkampf für die Tugend entſtehe; man könnte aber auf der anderen Seite auch einwenden, daß die Tugend, das Wohlthun dadurch zu einer Art von Profeſſion herabſinke. Es ließe ſich überhaupt Vieles dafür und Manches dawider ſagen, wenigſtens nach der Anſicht von uns Deutſchen, denn die Franzoſen ſind für jene Anſtalt ſehr enthuſiasmirt, und die Exiſtenz dieſer Tugendpreiſe liegt tief in dem franzöſiſchen Charakter, ſowie auch vielleicht in der katholiſchen Religion begründet.

Die Gründe dagegen liegen am Tage. Die Tugend trägt die Belohnung in ſich ſelber. Gott, gut, Tugend ſind Eins; alſo ſoll die Tugend als reiner Götterfunke nur in dem Allerhöchſten ihren Anfang und ihr Ende finden. Es kann von ihr heißen, wie Göthe's Sänger ſingt:

„Ich ſinge, wie der Vogel ſingt,
Der in den Lüften wohnet,
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Iſt Lohn, der reichlich lohnet.“

Demnach wären alſo jene Tugendpreiſe eben ſo unnöthig als kühn. Logiſch genommen wird auch zuletzt der Name Tugendpreis ein Widerſpruch. Das Gute, welches wir um des Lohnes willen thun, iſt ſchon nicht mehr vollkommen gut, weil dabei Nebenzwecke im Spiele ſind, weil der Egoismus, die Ruhmſucht, die Habgier —

und das ſind doch offenbare Untugenden — ſich darein miſchen.

Die Gründe dafür ſind eben ſo einleuchtend. Viele arme Leute wiſſen wahrſcheinlich nichts von dieſen Monthyon'ſchen Preiſen; da kommt ihnen denn der Preis wie aus Gotteshand. Er iſt ein Vorſchmack von dem, was ſie einſt im Himmel für ihre Leiden empfangen werden. Und ſo tröſtet und ſtärkt er ſie auf dornigem Pfade. Solche nun gar, welche Jahre lang der Tugend Diener geweſen ſind, können nicht um einer elenden Medaille willen täglichen Opfern ſich unterziehen. Sie verdienen dieſe Auszeichnung gewiß am meiſten. Nützlich und gut ſind auch ferner „les prix Monthyon" in Bezug auf diejenigen, welche durch einen Monthyon'ſchen Jünger den Flammen, Wellen oder anderen Lebensfeinden entriſſen werden.

So alſo ſtrahlt aus dem Grabe des guten Monthyon die warme Sonne der Barmherzigkeit. „Selig ſind die Barmherzigen, denn ſie werden Barmherzigkeit erlangen," das muß ſein Wahlſpruch geweſen ſein.

In wie fern ich dieſe „Prix Monthyon" für ächt franzöſiſch halte, habe ich ſchon oben angedeutet und will zur Erklärung dieſer Erſcheinung noch Einiges nachholen.

Die Franzoſen ſind Kinder der Gegenwart — wer wollte alſo auf die Zukunft den Lohn des Guten verſchieben? Belohnen wir nicht die Kindlein durch ein Brezelchen, wenn ſie gut geweſen ſind, oder durch eine Ausfahrt, wenn ſie fleißig gelernt haben?

Die Franzoſen ſind frank. Sie ſagen dir es ohne

Scheu: du biſt gut, du biſt ſchön, oder du biſt bös, du biſt garſtig. Sie belohnen ja ſelbſt oft Gefühle durch Worte: du haſt geweint, du biſt gerührt geweſen, alſo haſt du gute, edle Gefühle. Oder: du biſt erſchüttert geweſen, du wurdeſt blaß, alſo biſt du mitleidig, da haſt du einen Kuchen. So ziehen ſie die Tugendhaften und Barmherzigen an's Licht.

Die Franzoſen calculiren: So viel Thränen, ſo viel Küſſe, ſolch hohe Röthe oder Todtenbläſſe — darum dieſen Händedruck, dieſen Lobſpruch.

Die Franzoſen ſind fröhlich. Nun, ein Lohn, eine ſilberne Medaille, ein Preis, ein Lächeln der Akademie, wie wir dieſe und alle ihre anderen Preiſe auch nennen können — das iſt doch wohl etwas Fröhliches.

Die „Prix Monthyon“ ſind ächt franzöſiſch, und nicht allein dieſe, ſondern das ganze Syſtem der Tugendpreiſe überhaupt, denn wo iſt es ſo ausgebreitet wie hier? Wo empfangen die Schulkinder ſo viele Medaillen, Weisheits- und Wiſſenſchaftskränze, ſo viele Preisbücher als in all den Couvents und Collèges von Paris? Wo giebt es ſo viele mit Lorbeer und Eichenlaub umkränzte Stirnen als dort? „Dem Verdienſte ſeine Krone,“ heißt es da.

Ferner glaube ich, wie geſagt, daß die Monthyon'ſchen Tugendpreiſe in der katholiſchen Religion begründet ſind. Liegt darin nicht ein ziemlich öffentliches Geben und Nehmen? Nehmen wir die Abſolution an, welche von Sünden freiſpricht, die Macht des Papſtes, die Viſionen der Jungfrau und Engel, welche den

Frommen auf Erden zu Theil werden, die Canoniſirung des Guten durch Menſchenhände oder nach Menſchenbedünken u. ſ. w.

Der Heiligenſchein iſt die Krone der Tugendkronen, ein Kranz aus göttlichen Funken, von göttlichem Odem zuſammengewebt.

Könnten wir nicht auch ferner ſagen, daß, ſo wie das Tragen religiöſer Medaillen zu göttlichen Gedanken und Thaten inſpiriren ſoll, auch Herr Monthyon gedacht haben könnte, daß ſeine Medaille dieſelbe elektriſche Kraft auszuüben vermöge.

Wo die Tugend ſo gewiſſenhaft belohnt wird, da muß ſie wohl auch ſehr gut bekannt ſein. Denn wie könnte man die Ausübung einer Sache verlangen oder erwarten ohne Kenntniß derſelben? Und das muß wahr ſein, an Predigen, Auseinanderſetzen und gehörigem Erläutern der Tugend haben es die Franzoſen nicht fehlen laſſen. Die Lectüre der Jugend iſt eigentlich nur zuſammengeſetzt aus ſolchen Büchern, welche die Moral predigen, mit artigen Geſchichtchen zur Erläuterung all ihrer Lehren. Nur gute und ſchöne Geiſter, wie Mademoiſelle Sage, Monſieur Esprit, Madame Bonne u. ſ. w., werden dem Kinde vorgeführt; lauter Perſonen à quatre épingles, die ſich ſehr gerade halten, ſehr fromm, artig und folgſam ſind, kurz Muſter von Tugenden. Man giebt den Kindern das Maß voll, das heißt übervoll. Wenn ſie ſich's nun in ſpäteren freien Jahren einfallen laſſen ſollten, dieſe läſtige Perſon, Fräulein Tugend genannt, womit man

ſie in ihrer Jugend ſo überſättigt hat, einmal abzuweiſen, ſo wäre dieß wohl nicht ſehr zu verwundern. Wenn das franzöſiſche Mädchen, ſobald die Kloſtermauern, worin es von lauter ſchwarzen ernſten Tugendgeſtalten wimmelt, hinter ihr ſind, nun zur Veränderung einmal mit bunteren Bildern ſich abgeben möchte, ſo iſt dieß eben ſo wenig wunderbar. „Variety is charming,“ ſagt ſelbſt der trockene Engländer.

Die Tugend ſelbſt iſt ein ſo unegoiſtiſches Weſen, ſo zartfühlend und ſcheu, daß ſie ſich gar nicht beim Namen nennen hören mag. Darin gleicht ſie jenem wohlbekannten Berggeiſte Rübezahl, der, ſo gutmüthig er auch ſonſt war, wenn die Leute ihn Rübezahl riefen, ihnen auf der Stelle einen Schabernack ſpielte. „Ich liebe die ſogenannten tugendhaften Menſchen gar nicht,“ ſagte eine Deutſche in Paris zu mir. Dieß deutet ſchon an, daß diejenigen, denen man das Attribut der Tugend beigelegt hat, oder die ſich ſelbſt deſſelben würdig bedünken, am weiteſten davon entfernt ſind. Sie haben die Tugend gerufen oder berufen ſich darauf, und da ſpielt ſie ihnen denn dieſe Rübezahl'ſchen Tücken und Nücken.

Ausflüge in die Umgegend von Paris.

Fête des Loges à St. Germain.

Es war der dritte und letzte Tag der „fête des Loges“ zu St. Germain, „la plus jolie de toutes les fêtes,“ wie man ſagt. „Fête“ nennt man nämlich in Paris die Jahrmärkte, welche den ganzen Sommer durch, einer nach dem anderen, in all den umliegenden Dörfern, ſowie in den verſchiedenen Kreiſen der Banlieue gehalten werden. An Beluſtigungen fehlt es dabei nicht, ſie ſind wirklich grandios in ihrer Art; jede Fête dauert zwei oder drei Tage und ſchließt mit einem hübſchen Feuerwerke, welches der König giebt. St. Cloud, St. Denis, Paſſy, Auteuil, Clichy u. ſ. w. haben alle ihre Fêten. Sie ſind die Haupt-Sommerbeluſtigungen des Pariſer Volks

Wir ſetzten uns früh Morgens in unſere Chaiſe, um uns ſelbſt zu überzeugen, ob die Fête von St. Germain ihren Ruf verdiene. Die meiſten Leute ziehen es in unſerem erleuchteten Zeitalter vor, „par chemin

de fer“ nach St. Germain zu gehen; aber es giebt in Frankreich noch einige Graubärte und Großmütter, die lieber auf ganz natürliche Weiſe mit Pferden fahren, und die es ſich in den Kopf geſetzt haben, daß die Eiſenbahn eine Art „Machine infernale“ ſei, und daß der Mann, der ſie erfunden, mit dem Böſen im Bunde geweſen ſein müſſe. Solcherlei Unwiſſende und Ungläubige werden nach und nach von der Erde verſchwinden. In England giebt es ſchon längſt keine Spur mehr davon, nicht allein, weil dort das „Railroad-Syſtem“ zuerſt begann, ſondern auch, weil dort die Alten ſo muthig ſind, wie die Jungen, weil Alle dort mehr einen gleichen Schritt gehen. Doch die „Pâte“ iſt eingepackt, ſo auch „le filet de veau, le gruyère, le pain, le vin rouge, le vin blanc, et une petite bouteille de cassis (qui est bon pour les estomacs faibles), les couteaux, fourchettes etc.“ Nach dem Mundvorrath werden die Perſonen, jung und alt, eingepackt. „Heureuse voyage!“ ſagt die Bonne und ſchlägt die Wagenthür zu, der Kutſcher peitſcht auf die Pferde, und ſo geht es auf die „grande route de Neuilly“ zu. Wie lachend erſcheinen die Ufer und kleinen Inſeln der Seine von der Brücke von Neuilly aus. Und da iſt wieder der „Mont Calvaire“ oder „Mont Valérien“ und „Nanterre,“ wo das ſanfte Leben von St. Geneviève erwachte. Hier müſſen wir anhalten, um einige „Gâteaux de Nanterre“ zu eſſen. „Les trouvez-vous bons?“ Ein Blinder begleitet unſere Mahlzeit mit einem andächtigen Kirchengeſange. „Pauvre homme! envoyez-lui ce sou!“

Die Landſchaft erweitert ſich hier und wird immer hübſcher. Wir ſehen Rueil von ferne und den Thurm der Kirche, worin Joſephine andächtig betend knieet, auch das Gebüſch, in welchem Malmaiſon verſteckt liegt. Dann fängt, nachdem wir noch einige kleine Orte paſſirt, das Gehölz allmälig an und zugleich die Angſt einiger zarten Damen, welche mit Schaudern daran denken, wie wir ohne Unfall, ohne von Banditen angefallen, ohne beraubt oder ermordet zu werden, am Abend wieder hier durchkommen wollten. „Dans les bois aux environs de Paris on est joliment attaqué dans la nuit,“ heißt es, und ſo wird denn ſchon die ſpäteſte Stunde berechnet, wo wir uns von dem Feſte und ſeinen Freuden werden trennen müſſen. Der beßte Theil dieſer Fêten fängt immer erſt am Abend an, dann giebt es Bälle, Feuerwerk und Erleuchtung. Ich für meinen Theil hätte mich daher gern dem Monde anvertrauen mögen, den wir heute Abend erwarten und zu unſerem Beſchützer nehmen konnten.

Unterdeſſen ſind wir in der Stadt St. Germain angekommen, und die armen Pferde haben ihre Noth, uns den ſteilen, langen Hügel hinanzuziehen; aber auch unſere Geldbeutel haben viel zu thun, die Anſprüche der Armen, die von beiden Seiten herzugelaufen kommen, zu befriedigen. „Ayez donc pitié, compassion d'un pauvre aveugle, qui a cinq enfants,“ ruft ein kleiner Knabe, der ſeinen Vater an der Hand führt, mit wahrer Heftigkeit. „Ah, Mesdames, donnez, donnez à un pauvre homme, qui a la jambe tout desséchée.“ Hier wirft uns ein kleiner Savoyarde ſeinen Affen faſt in den Schooß. Kurz, ſo viele Bettler hatte

ich in Frankreich noch nicht beiſammen geſehen. Sie feierten heute vielleicht auch ein Feſt. Uebrigens ſcheinen ſie in der Umgegend von Paris, wie in der ganzen Provinz, eben ſo zahlreich als in Paris ſelbſt unſichtbar zu ſein. Wir mußten uns die Unterſuchung der Zollofficianten an der Barriere gefallen laſſen, hielten dann vor der Kirche ſtill und ſtiegen aus. Dieſe Kirche enthält das Monument von James II. von England, welcher, wie bekannt, ſeine letzten Lebensjahre im Schloſſe zu St. Germain zubrachte und dort ſtarb. Georg IV. ließ ihm dieß einfache Denkmal ſetzen. Es beſteht aus Marmor, ruht auf einer ſchwarzen Platte und hat in der Mitte folgende Inſchrift:

Regio Cineri Pietas Regia.

Funerale quisquis hoc monumentum suspicis
Rerum humanarum vices meditare.
Magnus in prosperis, in adversis major,
Jacobus II. Anglorum Rex
Insignes aerumnas dolendaque nimium fata
Pio placidoque obitu exsolvit
In hac urbe
Die XVI. Septembris anni 1701.

Sonſt enthält die Kirche nichts Beſonderes, und obgleich neu, ſcheint ſie doch in einem Zuſtande des Verfalls begriffen zu ſein. Der Kirche gegenüber iſt das alte Schloß von St. Germain, von Franz I. erbaut, wo Heinrich II. mit ſeiner Diana lebte, und man noch die Namenszüge des hohen Paares bis in die Schornſteine hinauf verſchlungen findet. Jetzt iſt dieß düſtere ehrwürdige Gebäude in ein militairiſches Gefängniß umgewandelt wor-

den. Aber deſto heiterer iſt die Ausſicht, welche man genießt, wenn man am Schloſſe hinunter bis an den Rand der großen berühmten Terraſſe geht. Hier hat das Auge einen weiten Spielraum und beherrſcht den Fluß mit ſeinen Inſeln, weite Strecken Wald, eine Menge von Orten und ganz in der Ferne Paris.

„Les Loges" iſt eine öffentliche Erziehungsanſtalt für Töchter von Souslieutenants u. ſ. w., wie St. Denis für Töchter von höheren Militairperſonen. Sie ſteht daher nicht in ſo hohem Anſehen wie dieſe, und der ertheilte Unterricht geht hier mehr auf das Nützliche hinaus als auf das Angenehme. „C'est une succursale de St. Denis." Das Feſt hat ſeinen Namen davon, daß es in der Nähe dieſes Gebäudes gehalten wird. Wir fuhren durch den dichten Wald von St. Germain, der von Fußgängern und allerlei Equipagen ſchon ziemlich belebt war. Auch einzelne Troubadours und Savoyarden ſahen wir deſſelben Weges wandern, und endlich kamen wir an dem Platze an, wo all der Jahrmarktslärm ſich dem Ohre durch Trommeln deutlich genug kund gab. Hundert eifrige Hände waren bereit, uns beim Ausſteigen beizuſtehen, und bemüht, unſere Shawls u. ſ. w. durch Bürſten vom Staube zu befreien.

Die bunten Zelte ſahen luſtig genug zwiſchen den grünen Bäumen aus, beſonders die, welche für den Ball am Abend beſtimmt waren und die ein Kranz von dreifarbigen Fahnen umwehte.

Das Spaßhafteſte bei dieſem Feſte und das, wodurch es ſich vor den anderen auszeichnet, ſind die Küchen im

Freien, wovon ich ſchon vorher viel hatte reden hören. Hier hat man die ganze Kochprocedur der Kaninchen und Hühner vor Augen, vom Rupfen und Hautabziehen an bis zu dem Augenblick, wo ſie bereit ſind, in den offenen Mund hinabzuſpazieren. Mehr als hundert Spieße drehen ſich ohne Ende mit ihren Hammelbraten, Kaninchen und ſpeckbemantelten Hühnern; die glühenden Holzklötze dahinter treiben ihnen die Angſtjus auf den Rücken, von wo ſie in die Pfanne herabtröpfelt, und der gefällige Wind trägt uns den balſamiſchen Wohlgeruch davon unter die Naſe und bläſt uns die Schminke der Flamme an die Wangen, ſo daß wir alſo weder Flacon, noch Baumwolle bedürfen.

Eine dieſer Küchen war phantaſtiſch rund umher mit zerriſſenen Gobelins behangen, die einen Wald vorſtellten, und das Feuer ruhte in einem künſtlichen Felſenſtücke. Alle Küchen waren ganz offen. Das Ganze glich alſo einer Zigeunercolonie. Es fehlte nur noch, daß man in den Wald gelaufen wäre, um die Haſen oder Ratten beim Schwanze zu ergreifen, daß man die Vögel aus der Luft gefangen, daß man die Kartoffeln im Felde des Landmanns ganz leiſe vom ſchweren Erdkloße befreit hätte u. ſ. w. Jedoch ſpielten die unſchuldigen Kaninchen hier noch im Korbe mit einander „comme les enfants d'Edouard“ im Tower vor ihrem Tode. Dort erlitt ein rieſenhafter Aal ſeine grauſame Strafe, ſechs Perſonen waren bemüht, ihm das Fell lebendig über die Ohren zu ziehen. „Nein,“ ſprach der Jäger, „du biſt mein, denn ich bin groß und du biſt klein.“ Hier weinte ein Mädchen über Zwiebeln, „ach es ſind der Thränen viel!“ Dort ſchloß ein Huhn ſein

ganzes Innere auf: „Ueb' immer Treu' und Redlichkeit." Aber wer ſich durch alle dieſe Brotberge durchfreſſen kann, der verdient ohne Zweifel König zu werden. Sie ſind neben dieſen Kuchen aufgehäuft, und Gruyere und Früchte ſtehen einladend daneben.

Hinter den Kuchen ſtehen die Eßzelte mit Blumen und Bildern ausgeſchmückt. Da ſitzen ſchon viele Gruppen und laſſen ſich das wohlgefallen und wohlſchmecken, was wir nur wohlriechend und wohlausſehend gefunden haben. Da wird der Wein aus den Fäſſern gezapft und geht gleich luſtig die Runde. Aber Himmel! mir vergeht ſchon Hören und Sehen. „Ah Signora, un piccola sol!" ruft es, und eine Hand mit einem weißen Mäuschen ſtreckt ſich uns entgegen. „Attendez donc, ma jolie dame, pour quatre sous," mit dieſen Worten wird ein bunter Blumenſtrauß uns unter die Naſe gehalten. „Voulez-vous savoir la vivacité de votre sang, tenez, essayez la force de votre sang," ſchreit es neben kleinen runden Glaskugeln und Röhren. „La vente à un sou et à deux sous!" ertönt es, und Puppen, Knöpfe, Lichtmanſchetten und der Himmel weiß, was ſonſt noch für Dinge liegen zu unſeren Füßen. „Allons, faites une partie de macaronis en passant," iſt die Phraſe, mit der ein munterer Gamin uns zu ſeinem Haſardbret einladet, indem er zum Zeitvertreib die Kugel in den Löchern deſſelben herumtreiben und ſpectakeln läßt. „Servez-vous de quelque chose, Madame, v' là des pains d'épices, des sucres d'orge, des croquignoles, choisissez!" ruft man auf dieſer Seite. „Ne voulez-vous pas faire une partie de lotterie, ma belle amour?" fragt man auf der anderen. Hier iſt ein Zelt mit reizendem

Porzellan von Sèvres; man ſetzt ſich vor ein langes Bret, welches als Tiſch dient, und es heißt: „cinq sous le coup.“ Man bezahlt, und die dicke Frau ſchreit ſo lange, bis die Geſellſchaft ziemlich zahlreich iſt und ſie beinahe alle ihre großen Karten mit den verſchiedenen Nummern darauf, wie bei unſerem Lottoſpiel, vertheilt hat. Jeder bekommt drei. Nun wird der verhängnißvolle Sack herbeigeholt, worin in hölzernen Eiern Papierchen mit einer Nummer ſich befinden. Die Frau ſchüttelt den Sack und ruft: „Qui veut mettre la main dedans? Vous, ma belle dame! Tirez toujours pour vous même, pas pour les autres!“ das heißt für ihren eigenen Gewinn räth ſie ihr zu ſorgen. Das Glücksei wird geöffnet, die Zahl laut verkündet. Man ſucht, und der Begünſtigte bekommt ſeine vergoldete Taſſe oder ſeine Zuckerſchale, oder ſonſt Etwas, und er mag es den Göttern danken, wenn er ſie unverſehrt nach Hauſe bringt. Denn da kommt eine ganze Reitertruppe des Cirque français, die hier in einem Zelte ihre Künſte zeigen will, mit voller Muſik auf ihn losgeſprengt. Weiß ſind die Beinkleider der Männer und die Röcke der Damen, ſcharlachen die Röcke der Männer und die Jäckchen der Damen, grasgrün die Hüte und Kappen. Wem ſollte das nicht in die Augen ſtechen?

Puff! paff! ſo geht es ohne Ende, denn hier iſt die ganze Reihe der „jeux d'adresse,“ die auf dieſen Fêtes ſo beliebt ſind. Da ſteht z. B. ein Türke in Lebensgröße mit einer Schießſcheibe auf ſeiner Bruſt. Nach dieſem ſchießen die Liebhaber mit dem Bogen und Pfeile. „Deux coups pour un sou!“ Wenn Jemand in die Mitte trifft, ſo

ſchlägt der Türke mittels einer mechaniſchen Vorkehrung einen Purzelbaum oder, wie man es hier nennt, einen „casse-cou.“ Daneben iſt ein Bandit mit einer geladenen Piſtole in der ausgeſtreckten Hand, und vor ihm knieet eine geſpenſterhafte Frau, ganz weiß gekleidet, die um ihr Leben fleht. Wenn einer der Schützen den Hauptſchuß thut, ſo geht die Piſtole los, die Frau fällt auf ihr Angeſicht, und der Bandit ſtürzt gleichfalls rücklings nieder. Bei einem anderen dieſer Kunſtſpiele ſieht man den Sarg Napoleon's, und wenn man hineinſchießt, ſo ſteht Napoleon aus dem Sarge auf. Noch andere ſtellen eine Schlacht dar, und wenn der rechte Schuß geſchieht, ſo verwandelt ſich die Scene in eine friedliche Landſchaft. Kurz, man iſt ſo erfinderiſch wie möglich in dieſen Spielen. Das Knallen nimmt kein Ende, denn die „Jeux d'adresse“ werden fortwährend beſucht, und ſobald eins leer ſteht, erſetzt das Geſchrei des Gamins: „V' là Messieurs, on a quatre coups pour un sou!“ den Schuß. Dazu ſchallt von einer anderen Seite die Marſeillaiſe herüber, die vor den Zelten der Reſtaurants geſpielt wird. Dazu erklingt die ſchauderhafte Glocke, die gellende Trompete und die das Trommelfell zerreißende Pauke der „Femme colosse.“ Natürlich muß hier Alles koloſſal ſein, ſelbſt die Ankündigung dieſes „modèle de toutes les femmes.“ Mir genügt ſchon das Portrait dieſes anziehenden Fettklumpens. Aber wollen wir denn nicht den „aimable Jouvin, né à Herblais le 10. Jan. 1840 pesant 131,“ oder „les travaux de Hercule,“ oder „le phénomène, qui porte dans les yeux un ca-

dran d'horloge," oder „la troupe amériquainne" ſehen? Sie kann vielleicht beſſer voltigiren als buchſtabiren; ihr Coſtüm iſt, wenn gleich nicht ſehr indianiſch, doch luftig genug. Oder wollen wir Asmodie, den großen Zauberer, der ſich dort in ſeinem ſilbergeſtickten Sammetkleide und ſpitzen Hute höchſteigen und geheimnißvoll präſentirt, mit unſerem Beſuche beehren? Oder zieht uns die einladende Phraſe: „Voyons combien nous pesons," die über jener Waage geſchrieben ſteht, an? Nein, ach nein! Laßt ſie lärmen, mein Ohr iſt betäubt; laßt die Carrouſels ſich drehen, mein Auge iſt verwirrt. „Hinaus in eure Schatten, rege Wipfel des alten, heiligen, dichtbelaubten Hains!" Hier blüht mir die Campanula, „the blue bell of Scotland," ich drücke ſie an mein Herz, das zarte Blümchen. Wer fühlt, wer erdenkt all das heilige, das tiefe Leben, welches in einer kleinen Feldblume wohnt! Eine Blume iſt eine Welt; mit einer Blume kann ich mich unterhalten, wie mit einem menſchlichen Weſen, und oft viel beſſer; von einer Blume kann ich alle Weisheit, jede Tugend lernen. Meine Campanula, mein Glöckchen, deine Farbe iſt die Treue; deine Zunge ſpricht nicht Falſchheit und lärmt auch nicht, wie jene Jahrmarktsglocke; in Demuth ſenkſt du das Köpfchen auf deinen zarten Stengel und hängſt nichts an die große Glocke. Du inſpirirteſt Schiller, und da ſang er in unſterblichen Tönen das Lied der Lieder, das deutſche Lied, das Weltlied. Läute, mein Glöckchen, an meinem Buſen nun, und bringe mir Frieden in's Herz.

Doch meine Freunde haben ſich ſchon auf weichem Mooſe unter einem Baume gelagert. Hier leſen wir die Beſchreibung von der Ankunft der Königin Victoria in Frankreich, während etwas entfernter auf der grünen Grasdecke zwiſchen einem graubärtigen Napoleonsgenerale und einem ſchwarzbeſchnurrbarteten Louis-Philipps-Majore eine Partie Piquet geſpielt wird, wozu die Karten und die ſilbernen Spielmarken im Beutel mitgenommen worden ſind.

Nun ſchlägt der Magen vier Uhr. Unſere „cuisine ambulante," der Wagen, wird vorgefahren vor unſer Blätterhaus, wir ſetzen uns Alle auf den Moosteppich, der Schooß wird unſer Tiſch, und die „pâtés" u. ſ. w. müſſen nun ihre Pflicht thun. Auch an Tafelmuſik fehlt es uns nicht. Hier lehnt ſich ein Troubadour, den dreieckigen Hut mit Pfauenfedern geſchmückt, an einen Baum und kratzt ſeine Zither. Dort kommt ein Deutſcher und ſingt uns ein Tyrolerliedchen oder etwas von der Liebe und dem Wein, und um die ſentimentale Scene in eine ultrakomiſche umzuwandeln, ſetzt er eine rothe Perrücke auf und eine Rieſenbrille, die ihm die Naſe zuſammendrückt, ſo daß nun die Töne fein lieblich ſich vernehmen laſſen: „Der Doctor, der iſt da, hahahahahaha!"

Die Bettler ſuchen wir uns ſo viel wie möglich fern zu halten, aber ein kleiner Junge, der lange fern geſtanden und uns ſtill zugeſehen, wird für ſeine Beſcheidenheit belohnt. Die Kinder werfen ſeinem Hunde Knochen zu, geben ihm auch ein Stück Brot; er kommt allmälig weiter heran, und ſeine ſanfte Miene gefällt

den Kleinen ſo ſehr, daß ſie anfangen, Alles, bis auf die Pfirſichen und den Kuchen, mit ihm zu theilen. Dabei hat er ſich nicht weit von uns unter einen Baum geſetzt; der Hund iſt nicht minder geſchäftig als der kleine Herr, und für die blinde Mutter zu Hauſe wird Brot und Käſe in einen großen Sack geſteckt. In etwas weiterer Ferne am Rande des Fahrwegs ſitzt der Kutſcher und füttert ebenfalls ſeinen Hund mit den Brocken, die von unſerem Tiſche fielen. So bilden wir für die Vorübergehenden eine ziemlich maleriſche Gruppe, denn weiße Kleider winden ſich ohne Ende durch die Bäume hindurch, und die ferne Landſtraße wird von Wagen nicht leer.

Aber die meiſte Bewegung fand ſtatt, als wir aus Furcht vor den Räubern bei Einbruch des Abends unſeren Rückweg antraten. Nun waren die Omnibus voll geputzter Damen, die zum Balle ſich bereitet hatten, und in der That, am Abend müſſen die erleuchteten Zelte zwiſchen dem Grün hübſch genug ausſehen, des Feuerwerks mit ſeinem Glanzpunkte, dem Bouquet, nicht zu gedenken.

Und ſo endigt die „Fète de St. Germain,“ welche den Ruf hat, „la plus comme il faut“ aller dieſer Feſte zu ſein. Zu Carl's X. Zeiten ging ſelbſt der Hof dahin, wie man mir erzählte. Es war daher damals noch viel brillanter als jetzt.

St. Germain.

Die Pariſer Juniſonne brannte uns heiß auf den Rücken, als wir um elf Uhr über die ſchöne

baumloſe, waſſerreiche „Place de la Concorde“ gingen. Jemand ſagte mir dabei, daß dieſer Platz ihm immer wie eine zu einem Mittagsmahle bereitete Tafel vorkomme. Der Obelisk und die beiden Fontainen erſchienen ihm als Auffatz in der Mitte, die Lampenſäulen ringsumher als vergoldete Leuchter mit Kerzen, die kräftigen Geſtalten der acht ſitzenden Städtefiguren mit ihren ſchönen neumodigen Coiffuren als die zu Gaſte geladenen Schönen. O dann hätten ſie auf den beiden Paar Pferden an den Eingängen noch je zu Zweien ankommen können, dieſe ſteinernen Damen. Gourmandes aber dürften ſie nicht ſein, weil außer „Gâteaux de Nanterre“ als Braten, „Sucre d'orge“ als Zugemüſe und Waſſer ſtatt des Champagners ſie von dem unſichtbaren Gaſtgeber nicht viel vorgeſetzt bekommen würden; und das wäre doch wohl nur ein Liliputanermahl für dieſe Brobdignackerinnen. Und wie würden ſie ſich vor den Inſecten, den Menſchen, die beſtändig das ſteinerne Laken des Concordiatiſches umſchwärmen, retten können? Nein, beſſer iſt es, ſie bleiben auf ihren hohen Sitzen in ernſthafter Betrachtung des Ganzen, die hehre Straßburg, die geſchäftige Lyon, die ſtolze Marſeille u. ſ. w.

St. Germain war unſer Beſtimmungsort. Wir beehrten aus Liebhaberei einen offenen Wagen mit unſerer Gegenwart. Dort ſitzt man von luftigen Netzen umſpannt wie in einem Zelte und kann die ganze Landſchaft ringsum überſehen. Dabei iſt immer Raum genug, ſich yankeeartig zu ſtrecken; wir waren heute ganz

allein. So ließen wir den Wind mit unſeren Hutbändern und unſere Phantaſie im weiten Geſichtskreiſe ſpielen. Die lange menſchenvolle Brücke, die nach der Place de l'Europe führt, hatten wir ſchon hinter uns; Paris war ſchon unſeren Blicken entſchwunden. Auf dieſem rechten Flußufer verliert man es ſogleich, während auf dem linken Ufer man noch bis zu Belleone die reizendſten Durchblicke und Ueberblicke der Städtekönigin hat. Aber hier war es vollkommen aus damit, wie wenn man zum Ende eines ſchönen alle Sinne und Gefühle in Anſpruch nehmenden Romans gekommen iſt, und noch nicht daran glauben kann. Man ſchlägt die Seite um, ſie iſt weiß, ganz leer. Doch der Umſchlag des lebensvollen Buchs trägt vielleicht noch einige Rückerinnerungen der Geſchichte in ſeinen goldenen Verzierungen. So iſt auch der Einband von Paris voll Schönheiten. Wie erfreuen nicht ſchon die bloßen Randumſchlingungen, die rothen Klatſchroſen und blauen Kornblumen, weiterhin die ſchwarzbehangenen Kirſchbäume, die gelockten Weinberge und noch weiter in der Mitte die Dörfer und Kirchthürme. Das rechte Ufer hat aber, wie geſagt, nicht die maleriſchen Ueberraſchungen des vernachläſſigten, gefährlichen und übelberüchtigten linken, nicht das immer abwechſelnde ſchöne Schauſpiel der Monumentenſtadt vor Augen. Dieſes letztere führt aber nicht bis nach St. Germain.

Asnières, — wahrſcheinlich waren früher ſeine „ânes," Eſel, berühmt — Nanterre und der Wald bei Chaton ſind durchflogen, die Seine hat ſich uns zwei Mal in den Weg gelegt, und nun ſind wir im Pecque angelangt. So

heißt der untere Theil von St. Germain, welcher von dem eigentlichen hochliegenden Orte durch die Seine getrennt wird. Die Omnibusführer ſchreien laut alle Namen der Straßen von St. Germain aus. „St. Germain, Rue du marché,“ ruft einer, und in ſeinen Wagen ſtürzen wir uns. Wer keinen Platz mehr bekommt, geht zu Fuß über die Brücke und die breiten ſchönen Treppen der Terraſſe hinan. Bergauf geht unſer Omnibus. Wer kennt nicht das „Doubting Castle,“ zu welchem der Pilgrim Chriſtian auf ſeiner mühevollen Wallfahrt zur goldenen Stadt Jeruſalem kam, und den „Giant of despair,“ der es bewohnte? „Château de doute“ hatte darnach unſer Freund ſeine etwas zerfallene Behauſung benannt.

Und wer liebt nicht alle die „Doubting Castles“ und „Castles rackrents“ dieſes Erdballs faſt mehr als ſeine glatten, ſicheren und regelrechten Villas? Man weiß nicht ſogleich, was dahinter ſteckt; denn es giebt in ihnen allerlei verborgene Schlupfwinkel. Sie haben eine Geſchichte, denn ſie ſind alt. Ihre Lage iſt immer romantiſch; denn ſonſt hielte es wohl Keiner der Mühe werth, darin zu wohnen. Dazu iſt dieſes „Château de doute,“ ſtatt von einem „Giant of despair,“ von einem gaſtfreundlichen liebenswürdigen Wirthe bewohnt. Ein Welt- und Staatsmann hat darin ſeine Sommerwohnung aufgeſchlagen, wie auch die Chambre ſich während der heißen Monate abkühlen muß im Sommerſchlaf, um wieder neue Kräfte zu ſammeln für die nächſten Winterdebatten.

Was ließe ſich nicht Alles ſagen von einem ſolchen Schloſſe, worin man freilich keine deutſche Gemüthlichkeit, noch weniger engliſchen Comfort ſuchen darf, und von einem

ſolchen Manne, von der ländlichen Sonntagsſtille, von den fruchtbaren Gemüſegärten, deren Producte nur für Paris, welches ringsum ein Gartengebiet von fünf Lieues zu ſeiner Benutzung hat, wachſen und reifen, und in denen eine Ernte der anderen folgt? Welch idylliſchen Träumen könnte man ſich hingeben im Anſchauen der reizenden hügeligen, mit Dörfern und Wäldern beſetzten Landſchaften? Das frühere Hospital von St. Germain liegt zu unſeren Füßen; nur das Kreuz über der Thür bezeichnet es noch als eine beſondere Wohnung. Fräulein von Montpenſier, die einſt Beſitzerin unſeres Château de doute war, ließ das Hospital verlegen, weil dieſe Dame den Anblick eines ſo traurigen Gebäudes nicht ertragen mochte. Auf einem buſchigen Platze zur Rechten ſteht noch eine alte verfallene Kapelle, worin Eulen und andere Nachtvögel hauſen, als Ueberbleibſel davon. Und dieß wäre nebſt dem treuen Hunde Brouno, dem kleinen Hühnerhofe, den Kaninchen und den vernachläſſigten düſteren Bosquets des Gärtchens genug des Genuſſes für einen Tag, aber das Herz verlangt immer noch mehr. Es treibt uns hinaus durch die Stadt, vor der Kirche, welche die Gebeine des exilirten engliſchen Königs bewahrt, vorbei, und hinunter zum alten düſteren Schloſſe, romantiſchen Andenkens. In ihm wurde Diane von Poitiers von ihrem königlichen Liebhaber gefeiert. Heinrich II. ließ es in Form eines D aufführen, nachdem ſein Vorgänger den Bau begonnen hatte. Eine Mauer umgiebt es, und innerhalb derſelben befindet ſich ein tiefer Graben. Die verſchlungenen Lettern H und D

befinden ſich allenthalben außerhalb des Schloſſes bis an den Schornſtein hinauf. Jetzt dienen dieſe dunkelrothen Mauern weder der königlichen Liebe zum Tempel, noch einem verjagten königlichen Fremdlinge zum Aſyl, ſondern den Soldaten zum Strafhaus; das Schloß iſt ein militairiſches Gefängniß. Vor einigen Jahren zeigte man noch die Zimmer der Marie von Medicis im Schloſſe; jetzt aber darf man nur anſchauend vorüberwandeln, und zu den engen Fenſtern hinaufſchauend, erblickt man außer dem Gras und Moos, welches auf den Steinen kriecht, nicht viel Lebendes mehr.

Scharf weht die Luft auf der Terraſſe, und wir ſind bald am Ende beim ſogenannten Pavillon Heinrich's IV., wo jetzt ein Reſtaurant wohnt. Hier ſtand das neue Schloß. Es ſoll aber früher auf derſelben Stelle ein viel älteres als jenes Dianenſchloß geſtanden haben. Davon weiß man aber nicht viel mehr, ſondern erzählt dem Fragenden nur, daß das ſogenannte neue Schloß am Rande der Terraſſe von Heinrich IV. angefangen und von Ludwig XIV. verſchönert wurde. Es ſoll von unbeſchreiblicher Pracht geweſen ſein; dennoch fiel es dem großen Könige ein, es eines Tages zu verlaſſen, aus welchem Grunde weiß man ſchon. Er kehrte nie wieder dahin zurück. Die Revolutionsbrut aber kam und that ihre Werke; ſie ließ von dieſem Prachtgebäude faſt keine Spur zurück. Nur die ſchönen Treppen der Terraſſen ſtehen noch da und ein kleiner Pavillon, der das Zimmer enthält, worin Ludwig XIV. geboren wurde. Eine kleine vergoldete Wiege, mit Lorbeerzweigen umkränzt

und von den Worten: „Ici naquit Louis XIV." umgeben, dient dem Reſtaurant zum Zeichen.

Sollte dieſe Weite, worauf vielleicht zuerſt der Blick des Kindes fiel, wohl dazu beigetragen haben, des Königs Sinn und Willen nachher ſo mächtig auszudehnen? Aber Ludwig's des Großen Auge ſchwimmt jetzt in noch weiterer Ferne. Da iſt noch das Fenſter, durch welches die ſchöne Lavallière zu ihm hineinſtieg. Doch iſt der Weſt ſo geſchwätzig und will mir ſo Vieles zuflüſtern, was ich gern verſtehen möchte, ſo viele Töne, von denen einſt dieſe Räume erklangen. Ein einfaches Grabmal, ein D aus rothen Steinen, ein kaum bemerkbares Wiegelchen, das iſt Alles, was das Auge hier wahrnimmt. Sinnend bleibt man vor dieſen drei Zeichen ſtehen. Darin liegt ja Alles, Geburt, Leben, Liebe, Tod!

St. Germain iſt voll von königlichen Erinnerungen, aber mit der königlichen Gegenwart hat es nichts mehr zu thun. Louis Philipp hat, trotz aller ſeiner Schlöſſer, nicht einmal ein „pied-à-terre" in St. Germain, dem Platze, der ſeiner majeſtätiſchen Ausſicht wegen am meiſten dazu geeignet wäre, ein königliches Obdach zu tragen. Von fern aber winken uns kaiſerliche Nachgrüße; der „Arc de l'étoile" zeigt ſich ganz deutlich in weiter Ferne. Welch eine Ausſicht! „Aussi a-t-elle une renommée européenne," ſagte mein Begleiter. Und immer verändert ſie ſich, ſowie man die lange, hohe Terraſſe hinunterſpaziert. Städte, Dörfer, Wälder, Wege und Eiſenbahnen beherrſcht ſie, und von Hügelketten iſt ſie endlich umkränzt. Im Vordergrunde giebt es Weinberge und

Digitized by Google

weidende Ziegen, — gerade vor uns in der Tiefe ſehen wir die Brücke über die Seine zwiſchen dem Pecque und St. Germain, die Station mit der Eiſenbahn dahinter und die alte Landſtraße, auf der man früher ruhig und vernünftig zu Wagen nach St. Germain fuhr. Die beiden Wege begegnen ſich hier, ſie führen zu einem Ziele; doch welch verſchiedene Empfindungen erregen ſie in unſerem Buſen. Die Landſtraße hebt ſich ſanft, Menſchen, Kinder, Wagen und Hunde trägt ſie in buntem Gemiſch, und wäre es nicht Sonntag, ſo würden wir vielleicht Vieh darauf treiben ſehen. Die Eiſenbahn liegt öde, nichts regt ſich dort, denn Gefahr ſchläft auf den Rails, bis das mächtige Maſchinen-Ungeheuer herangeſchnaubt kommt. Die Landſtraße erſcheint mir wie ein gutes Weſen, natürlich, wie Gott es geſchaffen, geſittet, wie die Erziehung es geformt, ohne Schminke und Geziertheit, ohne Schnürbruſt und Falſchheit. Die Eiſenbahn iſt das athemloſe, zuſammenraffende, ſchnellſchreitende, kosmopolitiſche, freiſinnige, oberflächliche, geiſtreiche, gemüthloſe neunzehnte Jahrhundert.

Doch warum ſo lange bei dieſen beiden Wegen verweilen, da noch viel mehr, noch viel Schöneres zu ſehen iſt? Ich liebe die Wege, und gern mag ich ſie von fern betrachten, beſonders Wege, die ich ſelbſt paſſirt habe. Hier von der Terraſſe ſehe ich auf ſie herab, wie wir vielleicht einſtens von der Himmelsterraſſe hernieder auf unſeren Lebensweg ſehen werden. Alles, was ſeit Hercules Scheidewege über Wege geſchrieben und gedacht, was von breiten und engen Wegen ge-

predigt worden, was in Kreuzwegen geſpukt, kam mir in den Sinn, — Alles, was von Dornenpfaden und Roſenwegen geſungen, was auf Feldwegen geträumt und gedichtet, was auf Luſtpfaden gelacht, auf Waldſtegen geluſtwandelt, was ſich auf verſteckten Pfaden verirrt, was in unterirdiſchen Gängen geſchlichen, trat mir vor die Seele, — ich erinnerte mich des blumenbeſtreuten Hochzeitswegs, ſo manches Kirchengangs, des „going their rounds“ der bigotten Irländer um die heiligen Brunnen, des „taking to the road“ der armen kartoffel- und cabinloſen Paddys, — ich dachte an ſo manchen Weg zu Glanz und Thron, an die Wege Unſchuldiger und Verirrter zum Hochgericht, an Leonore's Ritt auf nächtlichem grauſigem Wege zum letzten Breterhaus, an den Vater mit ſeinem Kind, auf ſpätem windigem Wege vor dem Erlkönig fliehend, an Ophelia's letzten Gang am blumenreichen Bach, — ich erinnerte mich ſo manches einſamen „shady walk“ um den Park, vom großen Naturconcert der Vögel, Schafe, Kühe und Hunde erfüllt, des ungebahnten, unbedrückten, unſicheren Weges der „Foxhunters,“ der fliegenden Bahn der Wettrenner, der Luftbahn der Aëronauten, der kreiſigen Bahn des verfolgten Straußes, und Jean Paul's Jünglings am Neujahrsabende, welcher vom Ende ſeiner Lebenswege träumte, — und ich gedachte der Meereswege, welche das Schifferauge trotz der Wogendecke zwiſchen Sandbänken und Klippen wohl unterſcheidet, und der Bahnen der kreiſenden Planeten und Sonnen. O was iſt denn die Erde mehr als ein Netz von Wegen, was iſt das Meer, was der Himmelsraum Anderes? Wir Alle ſuchen den rechten Weg, mehr oder weniger ernſtlich, möchten

wenigſtens Alle darauf ſein; aber für die Meiſten iſt er zu hoch, ſie verwickeln ſich in jenem Netze. Nur das einfältige Auge findet Chriſtus, den Weg und die Wahrheit und das Leben. Herr, führe alle Welt auf den wahren Weg, den lebendigen Weg!

Da ſitzen ſie, deine Menſchen, deine Pariſer, am Rande der Terraſſe und ſchauen hinaus. Auch wir wandeln und ſchauen. Der Himmel iſt blau und leicht bewölkt. Die beiden End- und Orientirungspunkte von Paris, den Montmartre und den Mont Calvaire, zwiſchen denen man ſich die Stadt im Sonntagsgebrauſe denkt, mit St. Denis und dem Arc de triomphe, hat man deutlich vor ſich. Und wenn man weiter geht am Rande des Waldes entlang, ſo entwickeln ſich immer andere wohlbekannte Punkte, die Waſſerleitung von Marly, Meudon und ſeine waldigen Hügel. Man ſtaunt und ſchaut und ſtaunt. Groß iſt dieſer Anblick, unendlich groß! Wer mag ſich davon trennen?

Die Terraſſe hat die Länge einer Lieue. Ich lehne mich über das Geländer, welches außerhalb noch ein Stück Mauerrand läßt, worauf die Wagehälſe ihre Kunſt zeigen. Die Anderen rufen: nach Haus, nach Haus! Doch müſſen wir noch einige Minuten beim Pavillon Heinrich's IV. verweilen, um einen Freund zu erwarten, den die Eiſenbahn uns bringen ſoll. Da weidet wieder am Abhange gerade unter mir meine hübſche weiße Ziege, ihr nimmer endendes Mittagsmahl haltend; da iſt auch wieder meine blaue Campanula gleich hinter dem Geländer. Ich habe immer den Vordergrund in

den Landſchaften geliebt, in gemalten ſowohl als auch in natürlichen.

Der Vordergrund gehört uns oder auch dem Maler an; jeder Halm iſt hier von Bedeutung, denn er wächſt auf demſelben Grund und Boden, auf dem wir ſtehen, er iſt gleichſam mit uns identificirt. Der Vordergrund iſt menſchlich, gemüthlich, er verſteht uns noch, er kennt unſere Wünſche, unſere Leidenſchaften, während die eigentliche Landſchaft daliegt, getrennt von uns, groß, ruhig; ſie zeigt nur das Bedeutende, das Ganze, Einige, Harmoniſche; in ihr verſchwinden die Nebenſachen. Sie iſt die Vergangenheit, aus der das Wort ſchon verſchwunden iſt, der Geiſt allein weht darin. Der Vordergrund iſt die Gegenwart. Die Blume zu meinen Füßen ſpricht zu mir durch ihre Farbe, durch ihren Duft. Auf dieß Geländer habe ich mich gelehnt, ich bin ihm dankbar geworden. Kurz, ich liebe die Maler, welche mir einen hübſchen Vordergrund deutlich, kräftig und kühn malen.

Aber der Schtſchi dampft — welch ein unmaleriſches Getränk — aber bei einem Diner al fresco auf der Höhe von St. Germain kann wohl der Appetit nicht fehlen. Der Plumpudding à la française, geſpickt mit Angelique, krönt das Werk. Der Champagner vergeiſtigt es, und wer wollte ihm nicht gern Herberge leihen mit ſeiner fröhlichen Laune, wenn auch nicht im Sinne des franzöſiſchen Sprüchworts: „il ne doit pas coucher dehors.“

Es giebt viele hübſche Redensarten über Wein und

Weineslust im Franzöſiſchen, wovon ſchon der Ausdruck: „Il a été dans les vignes du bon Dieu,“ ein kleines Beiſpiel iſt.

Man ſchwatzt, man lacht, man ſpaziert, man polkt, man ſingt, man eilt zuletzt die langen Treppen der Terraſſe hinunter, damit man noch vor der Abfahrt des letzten Convois ankommt. Da iſt noch eine Schaar toller Etudiants auf dem Vorplatze des Bahnhofs, die, in Blouſen gekleidet, die Polka zur Begleitung des näſelnden Mirlitous tanzen. Die Glocke läutet; ſie ſtürzen alle wie toll auf die Wagen los und ſchreien und lärmen, bis der Convoi abfährt, denn glücklicherweiſe läßt unſer Zugthier, die Locomotive, ſich dadurch nicht irre machen. Auf jeder Station erhebt ſich dieſer Studentenlärm im Finſtern wieder wie ein brauſender pfeifender Sturm. Zuletzt kommt man wieder da an, wo man am Morgen eingeſtiegen war. Hier geht das Toben, Dampfen, Sieden, und Ziſchen der Unterwelt an. Die armen Teufel, die Arbeiter, ſitzen mitten im Feuerbrand. Heraus wälzt ſich das Eingeweide der langen Schlange, des Convois, und hinunter drängt man ſich die Treppe. Draußen ſchreien die Omnibusconducteurs, Fiacres und allerlei Kutſcher. Ein Wunder iſt's, daß Jeder ſich noch durchwindet und ſein Hotel, ſeine Etage, ſein Bett und ſeine Nachtmütze findet.

Das Schloß Neuilly.

Es iſt das intereſſanteſte der vielen Königsſchlöſſer, und zwar deßwegen, weil es der wahre Sitz eines Bürger-

königs iſt. Aeußerſte Einfachheit iſt ſein Gepräge; denn viele Grafen wohnen weit prächtiger. Unter den Gemälden, die meiſtens nur klein ſind, giebt es viele intereſſante; die Gegenſtände, die ſie darſtellen, ſind theils Epiſoden aus Louis Philipp's Leben, theils Portraits ſeiner zahlreichen Familie und mancher bedeutenden Vorfahren, theils Heimathserinnerungen der Königin.

Neuilly iſt Louis Philipp's Lieblingsſitz; es empfing die noch warme Leiche des frühgeknickten Herzogs von Orleans und ſchloß den erſten Schmerz der unglücklichen Familie ein.

Nach Neuilly macht der König ſeine erſte Ausflucht im Frühling, dort ſuchen die Königin und die Prinzeſſinnen die erſten Veilchen, wenn ſie ſich ſo weit herablaſſen; dort hören ſie die erſten Nachtigallen, deren es im Parke des Schloſſes nicht wenige giebt. Gewiß habe ich oft von außen derſelben Primadonna der befiederten Sängerinnen gelauſcht, der drinnen dieſe Primadonnen der Nation zuhorchten.

Neuilly iſt im italieniſchen Styl erbaut und beſitzt nur ein Rez de chaussée. Es hat etwas Freundliches und Gemüthliches, aber die Ausſicht von St. Cloud fehlt ihm. Der Park erſtreckt ſich weit und breit und erinnert an die engliſchen Parks, aber es fehlt ihm das Thierleben. Auch in ihm iſt nichts Königliches, und mancher Herzog oder Gentleman in England hat eine viel großartigere, wenn gleich weniger berühmte Umgebung. Die Sitze, Einſiedeleien, Brücken u. ſ. w., ſie alle ſind ländlich und einfach. Das Badehaus iſt ſehr

hübſch. Ein Arm der Seine, über den viele Brücken führen, fließt mitten durch den Park.

Man ſieht zuerſt die Zimmer der Madame Adelaide. Klein und niedrig, ſind ſie ſo bürgerlich wie nur möglich; an den Wänden ſieht man die allereinfachſten Familienbilder, ſowie kleine Schweizeranſichten, vom Herzoge von Montpenſier, dem Bruder des Königs, gemalt.

Eine Büſte ſtellt Louis Philipp als Kind vor. Wenn man dieſem Unſchuldskopfe das jetzige Greiſenhaupt zur Seite ſtellt, welch ein Meer von Begebniſſen liegt dazwiſchen! Man ſollte ſagen, daß Frau von Genlis eine ſonderbare Ahnungsgabe beſeſſen habe, da ſie ihn und ſeine Brüder ſchon früh an Abhärtungen gewöhnte. Dieſer lächelnde hübſche Kindskopf, in deſſen Zügen man eine gewiſſe Aehnlichkeit mit denen des Greiſes nachweiſen kann, muß der Schweſter Adelaide jetzt beſonders lieb ſein, da ſich an die Wiege wahrſcheinlich bald das Grab knüpfen wird. In den Zimmern des Barons F., Secretairs des Königs, ſieht man den jungen Louis Philipp mit gepudertem Haar in einer Scene des Jahres 1790; hier kann man ihn aber ſchwerlich erkennen, denn man iſt an ſeine eigenen jetzigen Silberlocken zu ſehr gewöhnt.

Die Bibliothek iſt zugleich die „Salle de conseil,“ wo der König ſeine Adjutanten empfängt. Sie enthält viele nützliche Werke, beſonders viele engliſche. Ich ſah Locke, Swift, Addiſon und andere claſſiſche Autoren Englands. In der „Antichambre des aides de camp“ zeichnete ſich unter den Bildern aus: „Le jugement de Galilée,“ welches uns zu erklären unſer höflicher alter Führer ſich

viele Mühe gab, indem er erzählte: „On l'avait calomnié, puisqu'il avait dit que la terre tournait. Voilà tous les Cardinaux et le Pape, et voilà Galilée qui dit: „Cependant elle tourne;“ et voilà les hommes savants avec leurs instruments derrière lui, qui veulent prouver que tout cela est une chimère, et une invention de la nécromancie.“ In der That, die ganze Scene erklärte ſich von ſelbſt, ſo lebhaft hatte der Künſtler ſie wiedergegeben.

Darauf kommt man zu der Suite der Zimmer Louis Philipp's. Zuerſt zeigt ſich ſeine ſchlichte Badeſtube; wahrſcheinlich badet er ſich noch in kaltem Waſſer, wie Frau von Genlis es ihm gelehrt. In ſeiner Antichambre befindet ſich eine Familiengalerie, es ſind die Portraits aller ſeiner neun Kinder in ganzer Figur, aber im Kleinen, und alle, wie es ſcheint, ſehr ähnlich und nach dem Alter geordnet, von der Königin von Belgien an bis zum Herzoge von Montpenſier. Der Letztere ſpielt mit einem Pulcinello, der Herzog von Joinville hat ein kleines Schiff, das er vielleicht ſelbſt gemacht, in der Hand und läßt es in einem Waſchbecken ſchwimmen. Träumte er damals wohl ſchon von dem Schiffe, worin er die Braut heim holen wollte? Die Prinzeſſin Clementine beſchäftigt ſich mit Handarbeit, wie eine Deutſche, die ſie nun auch geworden; Marie huldigt den Muſen; Nemours und Orleans ſind in ihrer Uniform. Ein Bild, welches über dieſen letzteren hängt, erzählt uns einen ſchönen Zug aus Louis Philipp's Charakter, ein „Souvenir de Vendôme,“ wie er dem Curé und

Maire eines Dorfs das Leben rettet, indem er ſie mit ſeinem Körper ſchützt und, auf ſich ſelbſt zeigend, zu den herannahenden Soldaten ſpricht: „Sur moi il faut tirer.“

Das „Cabinet de toilette“ des Königs iſt voll von Portraits der Königin und ſeiner Schweſter, Madame Adelaide. Unter einem Rahmen ſieht man die Pläne aller „Propriétés privées“ des Königs. Ein Portrait der Prinzeſſin von Lamballes hängt ebenfalls da.

Im Schlafzimmer des Königs ſteht das berühmte Bett, welches ganz niedrig, bürgerlich und mit einer einzigen Matratze auf dem nackten Holze verſehen iſt. So hatte Frau von Genlis ihn gelehrt zu ſchlafen; dieſelbe Gewohnheit hat ſich auch auf ſeine Söhne übergetragen. Ueber dieſem Bette ohne Gardinen hängt eine ſchöne Anſicht von Marſeille und dem Thurme St. Jean, worin die beiden Brüder des Königs, Beaujolais und Montpenſier, gefangen ſaßen, und wo Montpenſier, um ſich zu befreien, aus dem Fenſter ſprang, das Bein brach und ſo am Morgen von der Wache gefunden und zurückgebracht wurde. Dieſem Bette gegenüber hängen die Portraits dieſer beiden früh verſtorbenen Brüder. Beaujolais ſtarb in New-York, und man erinnert ſich, wie zärtlich beſorgt der König immer um die Geſundheit deſſelben war.

Hierauf kommt man zu der „Salle de réception,“ wo es nicht an Gold und reichen Verzierungen fehlt, wo eine etwas königliche Atmoſphäre weht. Hier findet man Abbildungen von der Einnahme von Conſtantine, wo

die Geſtalt des Herzogs von Nemours hervortritt, und von der nächtlichen Einnahme von Antwerpen, wo der Herzog von Orleans ſich auszeichnet, — zwei ſchöne Bilder von Scheffer und einige Gemälde von Robert, — das Portrait der Königin von England und des Prinzen Albert.

Aber am intereſſanteſten war mir der „Salon de famille,“ wo in der Mitte ein runder Tiſch ſteht. Dieß iſt der Arbeitstiſch der Damen. Um dieſen verſammeln ſich Abends die Prinzeſſinnen, und jede hat ihren eigenen Platz, der mit einer Nummer bezeichnet iſt, und darunter eine kleine Schublade, worin ſich ihre Arbeit befindet. Einen ſolchen runden Familientiſch findet man auch in St. Cloud und allen anderen Schlöſſern. Wenn die erlauchten Damen Abends daran arbeiten, ſitzt der König mit ſeinen Räthen in einer Ecke dabei und ſchreibt. Die Polſter der Stühle dieſes Salons ſind ſämmtlich von den Händen dieſer Hofdamen und der Königin ſelbſt gemacht. Sie wurden au profit des pauvres verſpielt und dann von ihnen wieder gewonnen. Auf einem Tiſche befindet ſich eine Sammetmalerei der Madame Adelaide, und beide Kamine ſind mit ſchönen Moſaikarbeiten, einem Geſchenk des Königs von Neapel, geſchmückt. Sie ſtellen Ruinen aus Rom und Neapel dar.

Im Zimmer der Königin iſt auch ein ſchönes Kamingeſimſe, welches von der Kaiſerin Joſephine aus Malmaiſon herſtammt, mit Schmetterlingen in Moſaik. Auch ſieht man hier wieder die Herzogin von Lamballes und Louis Philipp als Huſarenoberſt.

Das Schlafzimmer der Königin iſt ſehr hübſch.

Das Bett des Königs mit ſeiner harten Matratze iſt hier ganz ſo wie das vorige eingerichtet, das der Königin aber bequemer. Die letztere ruht hier, umgeben von ihren Aeltern (eine große Aehnlichkeit mit ihren Zügen haben die Ferdinand's IV.), ihren Kindern, deren Portraits alle im erſten Alter genommen ſind, und ihrer Patronin, Sainte Amélie, über einem „Prie-Dieu.“

Daneben iſt der Königin „Cabinet de toilette,“ das vieles Intereſſante darbietet. Es enthält alle Preiſe, welche die Prinzen, ihre Söhne, auf dem Collège Heinrich's IV. gewonnen haben, lauter Lorbeer-, Eichen- oder Lebensbaum-Kränze, einige mit Blumen, unter Glas und in Rahmen gefaßt, das geſchriebene Zeugniß umgebend. Alle Wände ſind damit bedeckt und erfreuen das Auge und das Herz. Auch ein dicker natürlicher Eichenkranz hängt darunter, der dem König als Preis zugeſchickt wurde und der ſich auf jene ſchöne That bezieht, die uns vorhin ein Bild erzählte. Darunter ſtand geſchrieben: „Décerné au courage et à l'humanité par la ville de Vendôme.“ In einer Ecke dieſes Zimmers ſtand ein großer Papierdrache des kleinen Grafen von Paris. Er war, wie die Papierdrachen aller Pariſer Kinder, in der Mitte mit einem aufgeklebten Mann und außerdem mit allerlei Papierfiguren geſchmückt. Wie gern gönnt man es dem zukünftigen König einer kriegeriſchen, ſchwer zu zügelnden Nation, ſich mit Papierdrachen zu amüſiren. Man könnte dabei manche Parallele ziehen zwiſchen dem Spielzeuge und der Nation. Der Wind, welcher den Drachen regiert, gleicht den Capricen, welche das franzöſi-

ſche Volk bald hierhin, bald dorthin wenden, und wie der Drache oft hoch und höher ſteigt, ſo ſteigen auch der augenblickliche Enthuſiasmus und die Verſprechungen dieſes Volkes. Der Name Drache erinnert an den wüthenden Drachen der Revolution. Der ſchwache, ſich in der Luft verlierende Faden, womit eine Kinderhand das Spielwerk im Zaume hält, iſt das Sinnbild einer weiſen unmerklichen Regierung u. ſ. w.

Wir kehren durch die Zimmer der Königin zurück und treten in eine Antichambre und aus dieſer in den Speiſeſaal, der recht hübſch mit Frescomalereien geſchmückt iſt. Er iſt niedrig; die Tafel iſt für achtzig Perſonen eingerichtet. Die Muſik ſpielt draußen, aber in dieſem Trauerjahre hat man gar keine gehabt. Daneben iſt ein Zimmer in demſelben Styl, worin der König mit ſeiner Familie frühſtückt.

Nun kommt man zur Hauskapelle, die ſehr einfach iſt, mit einem kleinen Altargemälde, der Begegnung Maria's und Katharinens, geſchmückt. Hier war des Herzogs von Orleans Leiche zuerſt auf einige Tage ausgeſtellt. „C'est nous qui l'avons posé ici," ſagte unſer Führer gerührt.

Die Familie ſelbſt nimmt eine Tribüne in dieſer Kapelle ein, und die übrige Hausgenoſſenſchaft ſitzt unten. Es wird hier alle Tage Meſſe geleſen.

Ein Corridor führt von hier nach den Zimmern, die der verſtorbene Herzog von Orleans bewohnte, als er noch Garçon war; ſpäterhin occupirte er mit ſeiner Gemahlin das Château de Villiers, und der Herzog und die Herzogin von Nemours bewohnten dieſe Zimmer, die ſehr niedrig und einfach elegant ſind. Die Fenſter des

einen zieren Glasmalereien, die vier Elemente vorſtellend. Dieſes Zimmer hat, möchte man ſagen, ein jugendliches Anſehen. Das Schlafzimmer hat ein Bett, dem des Königs gleich, und auf dem Vorplatz fanden wir einen kleinen Wagen des Grafen von Paris, mit weißem Atlas gefüttert.

Darauf kommen die Zimmer, welche früher der Hrezog von Nemours einnahm und die jetzt der König und die Königin von Belgien bewohnen, wenn ſie hier ſind. Sie enthalten wieder viele intereſſante Bilder, ältere und neuere Scenen, unter anderen „Madame Montespan, qui soigne les enfants de Louis XIV," — Frau von Maintenon, wie ſie, mit ihrer Handarbeit beſchäftigt, die Staatsaffairen leitet, als Pendant, — die Eröffnung des Teſtamentes Ludwig's XIV. in Gegenwart der Königin, ſo wie des ganzen Hofſtaates in Trauerkleidern, — eine Anſicht von Algier, — Louis Philipp in der Schweiz im Collège Reichenau, — verſchiedene Anſichten von Neapel und Rom, — die Scene der Aufrichtung des Obelisken auf der Place de la Concorde u. ſ. w.

Ganz nahe beim Schloſſe im Park befindet ſich ein Mauſoleum, „le tombeau de Diane de Poitiers," das von Anet hierher gebracht wurde. Es iſt ein Tempel, worin ſich ein Kenotaph befindet, das zu beiden Seiten von Windſpielen bewacht wird. Diana von Poitiers war mit den Orleans entfernt verwandt.

Le mont Valérien und Rueil.

Die Erdwellen haben ihre Anziehungskraft wie die

Waſſerwogen, und grüne Hügel wie die blaue See erwecken Sehnſucht. Das feſtunggekrönte Haupt des Mont Valérien begleitet das Bild von Paris allenthalben. Doch braucht es nur eines Paars gehorſamer Beine zum Beſtürmen dieſer Feſtung, und ein Bißchen Dampf bringt uns von Paris nach Rueil. Der Dampf war verpufft, unſer hohes Ziel hatte uns ſchon längſt von fern gewinkt. Wir ſahen den Kirchthurm von Rueil und ſaßen ſchon im Omnibus, der uns von der Station nach dem Oertlein ſelbſt führen ſollte, da ſtahl uns ein unartiger, zankſüchtiger Menſch noch fünf Minuten des Lebens. Leben iſt Liebe, und Liebe nur iſt Leben, jeder Zank, jeder Zwieſpalt eine Verkürzung des Lebens. Indeß giebt es einzelne Individuen, um nicht Menſchen zu ſagen, welche aus purer Luſt zanken. So unſer Reiſegefährte, der einen entſetzlichen Lärm anfing um dreier Sous willen, die er dem Omnibusconducteur bezahlen ſollte. Er behauptete, weil er ſein Billet nach Rueil an der Pariſer Station genommen, ſo müſſe man ihn auch ohne Weiteres nach Rueil bringen. Dieß ſcheint zwar logiſch; indeß iſt die Station noch ziemlich weit vom Orte entfernt, und umſonſt geht der Omnibus nicht. Dafür ſchimpfte er aber den Conducteur, den Kutſcher und Alle, die ihm die Sache erklären wollten, „un tas de filous“ und die ganze Eiſenbahngeſellſchaft Betrüger und Lügenbrut.

In Rueil kamen wir deſſenungeachtet an und fanden ſogleich einen jungen Freund, einen „Lieutenant de l'onzième de ligne,“ der uns als Cicerone dienen

wollte. Mit ihm traten wir ſogleich unſere Wallfahrt bergauf an.

Weltliche Pilger aber waren wir, Neugierde trieb uns und Luſt, nicht die fromme Abſicht, von der begeiſtert früher die andächtigen Seelen hinaufzogen nach dem Calvaire*), der auf des Hügels Spitze ſtand. Aus dem Kloſter iſt eine Feſtung geworden, aus der Schaar der Mönche eine Schaar Soldaten, aus dem Geſange heiliger Hymnen kriegeriſches Trommelgewirbel, und einſt, wenn die Zeit erfüllt iſt und der Feind in's Land dringt, wird hier Kanonendonner krachen. Dieß ſind „les frontières de la tyrannie.“

Noch wandelten wir durch friedliche Felder, der Wind ſpielte im gelockten Hafer, der Weizen neigte und verbeugte ſich, liebend umarmten ſich die Weinſtöcke, weiß blühten die Kartoffeln und roth lächelten die Kirſchen. Der Boden iſt hier außerordentlich fruchtbar; man hat eine dreifache Ernte im Jahre. Scabioſen, Klatſchroſen und Kornblumen freuten ſich rings umher ihres Sommerlebens. Hinter uns blühte unterdeß die weite Landſchaft auf. Wir ſahen uns um, und es ſuchte das Auge die bekannten Orte. Hoch oben lag die Waſſerleitung von Marly, gleich einer Reihe von alterthümlichen Arkaden, unter ihr Malmaiſon in Bäumen verſteckt. Das Schloß von St. Germain erſchien ſchwarz und düſter, der Wald von Béſiguay erſtreckte ſich weit hin, dicht

*) Daher wird der Berg auch oft noch Mont Calvaire genannt. Seinen eigentlichen Namen Mont Valérien hat er vielleicht von einem römiſchen Hauptmann Valerius, der hier ſein Feldlager hielt.

unter uns zeigte ſich Rueil mit ſeinem Kirchthurm und ſeiner Kaſerne u. ſ. w., kurz, die Gegend iſt eine lebendige Landkarte. Wer beſchreibt den weiten Halbkreis rings umher! Doch vorwärts, vorwärts durch die grünen Weinberge. Wie keck ſchon die Beeren ſich gedehnt haben! Die Nachbarlichkeit der Trauben läßt auf eine reiche Ernte hoffen. „C'est le petit vin de Surresne, qu'on fait de ceci.“ Es iſt ein ziemlich verachteter Wein; man ſagt, er ſchmecke dem Cider gleich, und ſchafft ihn kaum nach Paris; er wird meiſtens von den Bauern und den Bewohnern der Umgegend aufgetrunken. Indeß iſt er doch geſünder als der verfälſchte Wein, den man hier ſonſt bekommt.

Oft noch ſahen wir uns um und ließen unſere Augen umher ſpazieren, den Füßen einſtweilen Ruhe gönnend. Der Berg iſt einige 80 Metres über der Seine erhaben. Unſer Weg führte uns auf die Spuren eines Feldlagers, welches vor Kurzem hier geſtanden hatte. Einige zerſtreute Kieſelſteine gaben Zeugniß von den vielen luſtigen Gelagen, die hier mochten ſtattgehabt haben. Da hatten ſie gelacht, gezecht und geſpielt unter ihren Zelten, die rothhoſigen Soldaten und Offiziere, wie es im Feldlager geſchehen kann, wo wenig Hilfsquellen ſich darbieten. Doch mußte die ſchöne weite Landſchaft umher die Vernunft wach, die Sinne andächtig und den Geiſt geſpannt erhalten. Welch eine Lage für ein Lager.

Doch des Erzbiſchofs Schloß mit ſeinen kleinen Thürmen dort oben und der kleinen Kapelle daneben,

ſteht nun ſchon ganz deutlich vor uns. Der Erzbiſchof von Nancy, glaube ich, war nämlich der letzte Superieur oder Directeur des Jeſuitenſeminars geweſen und hatte um die Erhaltung der Kapelle gebeten, weil verſchiedene Mitglieder ſeiner Familie darin beigeſetzt waren. Sie findet ſich gerade am Abhange der höchſten Höhe der Feſtung. „Elle sera joliment bousculée en cas d'attaque," ſagte unſer Cicerone, der in ſeiner Phantaſie den Feind immer im Anzuge ſah. — Das erzbiſchöfliche Schloß bildet mit ſeinen Thürmchen und Fenſterchen und dem ganzen Streben nach Kunſt einen ſonderbaren Contraſt mit der einfachen Bauart der Caſernen daneben.

Und nun ſind wir hoch oben angelangt, das heißt am Fuße der Wälle. Die Stille der Weinberge iſt verſchwunden und arbeitſames Leben ſtatt deſſen eingetreten. In ihrem grauleinenen Koſtüm und ihren runden Strohhüten ſind die Soldaten geſchäftig, theils Sand in Karren herbeizuſchaffen, theils die ſchrägen Wände der Wälle zu ebenen und zu härten, damit das Gras deſto beſſer darauf wachſen könne.

Nun erſchallt die Trommel. „C'est le repos des soldats," hieß es. Und bald darauf läutete eine Glocke. „C'est le repos des ouvriers," ſagte man. Es giebt hier Soldaten und Werkleute bei den Feſtungsarbeiten. Ihre Feierſtunde hat alſo geſchlagen, und man ſieht ſie Alle hinuntereilen. Einige ſtürzen zu einem kleinen Cabaret, um ſich einen kühlenden Trunk zu holen. Andere ſtrecken die müden Glieder auf dem Raſen oder im Sande aus,

einem weichen Bette für den hart gewöhnten Soldaten. Wir überſchritten eine Nothbrücke, die über den Graben führte, an einer Stelle, wo vor ungefähr einem Jahre der Sand eingeſtürzt war und eine große Anzahl Arbeiter begraben hatte. Noch vor Kurzem hatte ein Kind oben am Rande geſpielt, war eingeſchlafen und ſo hinuntergerollt. Man hatte es ſogleich gefunden, es war aber getödtet, doch nur vom Falle, nicht erſtickt, denn der Sand hatte es gar nicht bedeckt. So wirkt die Feſtung im Entſtehen ſchon den Friedlichgeſinnten zum Verderben. Ja, waren es nicht die Blöcke der Feſtung, an denen Frankreichs Königshoffnung ſcheiterte? Was dem künftigen Herrſcher zur Sicherung dienen ſollte, brachte ihm den Tod. Ein Regimentsarzt befindet ſich fortwährend droben auf dem Mont Valérien, um bei den häufig vorkommenden Gliederbrüchen und Schäden ſeine hilfreiche Hand zu leihen.

Wir hatten nun den letzten ſteilen Pfad erſtiegen und ſetzten uns nieder auf eine ſteinerne Bank. Nicht fern von uns ſaßen unter einem der wenigen Bäume, die von den früheren Anpflanzungen noch übrig geblieben waren, die Ingenieursoffiziere.

Hier hatten wir nun die entgegengeſetzte Seite des vorigen Geſichtskreiſes vor uns. Paris that ſich auf, der Thurm von St. Denis war nicht fern. Boulogne und ſein Gehölz dehnte ſich zu unſeren Füßen; wir ſahen die Eiſenbahn, die nach Verſailles führt, die Seine rechts und links in ihren Schlangenwindungen, — welcher Fluß iſt ſpielender und betrügeriſcher als ſie?

„Voilà le Cavalier qui fait tant de peur aux Parisiens.“ — „C'est de la terre entièrement rapportée.“ — Es iſt das Bollwerk, welches ſeine Geſchütze auf Paris zu richten hat im Fall der Noth, wenn der König ſich hierher flüchten muß, zu der Zeit, wo der Phönix Revolution ſich aus ſeiner Aſche emporſchwingt. Er muß aber noch einige Jahre ſchlummern, denn es braucht Zeit bis zur Vollendung dieſes Werks. Es fordert Zeit und Geld. Im vorigen Jahre ſind allein über zwei Millionen darauf verwendet worden. Man hat ſeitdem im Eifer etwas nachgelaſſen und gebraucht ſtatt der Steine viel Erde und Sand. Die Arbeiter ſchlafen immer noch. Es giebt noch andere Weſen hier auf dieſer einſamen Höhe, die von ihrer Arbeit ausruhen und die weder Trommelſchlag noch Glockengeläut aus ihrer tiefen Ruhe wecken wird. Sie harren der letzten Poſaune, um ihren Lohn zu empfangen. Das ſind die Todten auf dem kleinen Friedhofe dort, die Mönche auf der einen Seite, die Laien auf der anderen. Es iſt der ſchönſte Punkt dieſer Höhe. Dieſe Schläfer träumen wohl noch von jener Schäferin, die in dem Flecken unter ihnen geboren ward, der heiligen Genovefa, deren unbefleckte Seele als höchſter Stern am Heiligenhimmel ſtrahlt. Sie ſehen gewiß im Geiſte die frommen Reihen der Pilger, die nach der Heiligen Geburtshaus in Nanterre zogen, und unter ihnen die Königin Anna von Oeſterreich.

Doch die lebendigen Schläfer ſind wieder aufgeweckt worden, und der Sergeant treibt ſie an zur Arbeit. „Allons!“

Auch hier in dieſer hohen Luft arbeitet ein Telegraph, welcher nach Breſt hin correſpondirt. Doch die Arme der Maſchine hingen in dieſem Augenblicke regungslos herab.

So hatten wir endlich die Runde gemacht um die noch leeren Caſernen und den erzbiſchöflichen Palaſt. Die Herren Capitaine ſaßen noch immer unter den Bäumen, von dort ihre Befehle ertheilend. Wir ſtiegen wieder hinab in die Weinberge und ruhten eine Zeit lang im Schatten des Korns. Frauen, die ihr rothes Tuch recht graziös um den Kopf geknüpft hatten, ſo daß die Zipfel an beiden Seiten herabhingen, gingen vorüber, mit Körben voll Kirſchen am Arme. Der Lerche Gruß ertönte über unſeren Köpfen, und der blaue Lerchenfuß (pied d'alouette) tanzte neben uns. Ach, die Stille der ländlichen Flur weiß man erſt recht zu ſchätzen, wenn man ſich ſo eben aus dem Gebrauſe von Paris gerettet hat.

Doch die Thurmuhr von Rueil mahnt uns mit ihren fünf Schlägen an die Mittagsmahlzeit. Die Disciplin darf nicht vergeſſen werden. Alſo raſch bergab.

Wer noch keine Souslieutenants-Wohnung geſehen hat, der trete mit uns durch den Hof, wo die Hühner gackern und die Wäſcherinnen geſchäftig ſind, und ſteige mit mir die enge Treppe hinauf. Akazien umſchatten das Fenſter des kleinen Zimmers. Der Säbel hängt an der Seite des Kamins. Auf dem Geſimſe ſteht ein blühender Levkoyſtock, und die Pendule iſt mit dem Wappen des Bewohners und einer dreifarbigen Schärpe geſchmückt. Lafontaine's Fabeln, Béranger's Lieder und ein großes

Digitized by Google

Heft voll Namen und Zahlen liegen offen auf dem Tiſche. In der Penſion, wo die Offiziere diniren, fanden auch wir uns ein, doch in einem beſonderen Salon, wo wir das lärmende Geſpräch der Waffenbrüder und das Klopfen, womit ſie ihre Ungeduld zu erkennen gaben, wenn es ihnen an etwas fehlte, als Tafelmuſik und die diverſen Neufundländer und anderen Hunde dieſer Herren als ungebetene, aber willkommene Gäſte hatten.

Hierauf ſpazierten wir über den Boulevard von Rueil nach dem Café, wo die Cigarettes aus papier Chicard gedreht wurden, und wo wir uns in den mittleren leeren Raum des Gartens den Sonntagsball hinzauberten. Da laſſen die Offiziere die kleinen Blanchiſſeuſes im ſchönſten Schmucke ſpringen. „Nous les faisons sauter, et c'est pour cela que les hommes ici ne peuvent pas nous sentir.“ Die kleinen Wäſcherinnen ziehen natürlich die ſchönen Offiziere ihren Burſchen vor. Alſo muß das Regiment den Haß und Neid der ganzen Dorfſchaft tragen.

Die Wäſcherinnen ſpielen hier nämlich eine große Rolle; alle Mädchen des Orts waſchen für Paris. Daher war die Atmoſphäre von Rueil dieſen Morgen ſo angenehm ſeifig geweſen, und daher ſchwamm dieſen Abend in jeder Gaſſe ein breiter weißer Fluß, man hätte meinen können, dieß ſei das Land, wo Milch fließe, wenn nicht Honig. Es iſt aber das weggegoſſene Waſchwaſſer mit Pariſer Schmuz als Quinteſſenz, was hier fließt. Und die kleinen Waſchmädchen ſpringen luſtig hinüber, froh, daß ſie ihr Tagewerk vollendet haben und nun hie und da ſich

noch ein Bißchen aufhalten können, um mit einem ſcharlachbeinigen beſonderen Freunde zu koſen.

Wenn die Frauen von Rueil dafür ſorgen, daß die Pariſer reine Wäſche anzuziehen haben, ſo bauen die Männer für die Alles verſchlingende Charybdis Paris ihre Gemüſegärten. Ja bis auf die Außentapete der Häuſer wird die Hungrige Alles mit ihren Zähnen zerreißen. Denn da ſind alle Mauern bedeckt mit Erbſenbündeln, welche in Reihe und Glied zum Trocknen aufgehängt ſind; ſie werden die beliebte Purée für die Pariſer abgeben.

Die Patricier oder die Nichtarbeitenden beſtehen hier aus „Bouchers," „Charcutiers" und „Epiciers;" ſie haben in Paris Fortune gemacht und ſich hier auf einen hübſchen Landſitz zurückgezogen. Solch ein Schlächter- oder Krämerſchloß, wie wir es von außen ſahen, iſt gewiß gar nicht zu verachten. Es hat ſeinen Garten oder Park, wie man ihn hier auch nennt, und darin ſeine Springbrunnen und Teiche, welche wir hinter der hohen Mauer rauſchen hörten. Die Engländer würden ſpotten über einen ſolchen ummauerten Park. Das würde ihnen vorkommen wie uns ein Vogel im Käfig.

Zurückgezogene Militärperſonen gehören auch zu der Hautevolée von Rueil. Unter anderen befindet ſich hier ein alter General, der ſeine junge ſchöne Tochter bei ſich eingeſchloſſen hält, „parcequ'une autre demoiselle qu'il avait, a mal tourné." Indeß hat der vorſichtige Vater die Lage des Gefängniſſes nicht ſo übel gewählt; ſein Haus iſt dem Café der Offiziere gerade gegenüber, auf dem „Boulevard des tilleuls," ſo daß das Auge der Schönen

Unterhaltung genug hat, wenn auch nicht ihr Mund. Man ſieht ſie deßhalb fortwährend am Fenſter, und Abends darf ſie, von einer alten Bonne bewacht und mit einem Hunde am Seile, vor dem Hauſe ihres Vaters unter den Linden ſpazieren, wo ſie denn natürlich die Aufmerkſamkeit aller Offiziere auf ſich zieht. Ich drückte mein Mißtrauen gegen dieſes bizarre Erziehungsſyſtem aus. Doch unſer Begleiter verſicherte uns, daß der Esprit du corps, welcher immer unter den franzöſiſchen Offizieren ſehr ſtark ſein ſoll, der beſte Schutzengel des Mädchens wäre. Die Soldaten reſpectiren die Familien ihrer Cameraden und nehmen ſich ihrer nöthigen Falls treulich an. Mir wurde bei dieſer Gelegenheit ein rührender Beweis der tugendhaften Ausflüſſe dieſes Chorgeiſtes erzählt.

Ein Soldat und ſeine Frau waren geſtorben und hatten ein einziges kürzlich geborenes Töchterlein hinterlaſſen. Die Cameraden des Vaters, alle Soldaten ſeiner Compagnie, machten es unter ſich aus, für das Kind zu ſorgen. Jeder hatte es wechſelsweiſe eine Zeit lang bei ſich, und es gelang ihnen wirklich, das Kind mit der größten Sorgfalt aufzuziehen; es war ihre größte Freude. Doch endlich war es ihrer Fürſorge entwachſen, und eine barmherzige Dame nahm das Mädchen zu ſich. Es konnte ſich aber lange Zeit nicht über die Trennung von ſeinen Soldatenpapas tröſten. Jedesmal, wenn es ein Paar rothe Hoſen ſah, weinte und ſchrie es: „Je veux voir mes papas."

Jener alte General will, wie wir weiter erfuhren, durch die vermeintliche genaue und gute Aufſicht über

ſeine Tochter das abbüßen, was er in ſeinem früheren Leben verſehen hat. Denn ſeine Geſchichte ſchielt etwas; es giebt darin Duelle und allerlei Buntes.

Alſo auch Rueil hat ſeine Cabale und Liebe. „C'est que cet endroit-là n'est pas du tout à mépriser," verſicherte unſer kleiner Offizier. Es hat ſeine ſchönen Caſernen und ein Linienregiment, ſowie eine von den „écoles régimentaires," welche erſt ſeit Louis Philipp's Zeit in Frankreich entſtanden ſind. Der Ort hat mehr als 3000 Einwohner, iſt weder Village noch Ville und beſitzt außer ſeinen Tagesbegebenheiten noch geſchichtliche Erinnerungen, die nicht unbedeutend ſind. Die Könige der erſten Race hatten hier ein Schloß. Der Cardinal Richelieu bewohnte es ſpäter. Doch faſt jede Spur davon iſt jetzt verſchwunden; die Wäſcherinnen haben ſich deſſelben bemächtigt. Wir gingen durch die Straße, in welcher die wenigen Ueberreſte vormaligen Glanzes liegen, ſie heißt Rue du château. In ihr waren alle Häuſerchen mit Weinlaub bekränzt, und ſie leitete uns zu dem Schloſſe der Kaiſerin Joſephine, nach Malmaiſon. Ja ein „Malmaiſon," ein ſchlechtes Haus, iſt es für Joſephine geweſen. Sie hatte es gekauft, als Bonaparte in Aegypten war; unter Feſten und Luſtbarkeit wurde es eingeweiht, das Haus, welches ſpäter Zeuge wurde des Hinſcheidens der Kaiſerin und der Abreiſe des abgeſetzten Kaiſers nach jenem einſamen Felſen. „Malmaiſon" hatte das Volk dieſe Beſitzung genannt, weil von dort aus in ganz frühen Zeiten eine Horde von Normannen ihre Räubereien trieb. Das Schloß ging durch viele Hände, ehe es in die der

Madame Bonaparte kam, und wieder hatte es viele Schickſale und Zerſtückelungen zu erleiden, ehe wieder ein königliches Haupt ſeine einſtweilige Wohnung dort aufſchlug.

Oft hat man die Königin Chriſtine von Spanien auf den Stufen der kleinen Kirche von Rueil ihr Gebet verrichten ſehen, was ſie nie unterließ, wenn ſie eilends von Paris zurückkam. Dieß giebt ein Bild von zwei knieenden Königinnen, der lebenden draußen und der ſteinernen drinnen im Tempel.

Die wohlthätige Joſephine iſt in gutem Andenken geblieben; ihr Name und die ihrer beiden Kinder füllen das ganze Dorf. Es giebt nichts als Joſephs und Joſephinen, Eugens, Eugenien und Hortenſen in Rueil.

Die tiefſte Stille herrſchte rings um Malmaiſon — eine wahre Todteneinſamkeit. Man könnte den Geiſt Joſephinens hier wieder herzaubern. Noch iſt der Brunnen da im Felde, wo die Kaiſerin ihr Waſſer ſchöpfen ließ, weil ſie dieſes lieber trank als das von Malmaiſon. Die Bauern erinnern ſich ihrer immer dabei, und es ſcheint, als reſpectirten ſie ihn, denn er liegt dem Anſcheine nach unbenutzt, und iſt viel zu entfernt von den Wohnungen. Meine Begleiter und ich, wir ſchöpften uns in der hohlen Hand daraus und tranken.

Malmaiſon iſt jetzt in verſchiedene Beſitzthümer zerſtückelt. Obgleich die Königin von Spanien wieder in ihr Land zurückgekehrt war, ſo wollte man uns das Schloß doch nicht zeigen; denn es iſt keine königliche Domaine.

Man muß alſo gleich Gefangenen vor dem Gitter ſtehen bleiben, gefangen in ſeiner Begierde, ſeinem Verlangen, die heiligen Zimmer, wo die geliebte Joſephine weilte, zu betreten.

Nur langſam entſchloſſen wir uns, einen Weg zur Seite einzuſchlagen. Er führte durch Weinfelder an der alten Mauer von Malmaiſon hin bergauf.

Oben findet man ſich auf der ſogenannten „route de l'empereur," einer Straße, die Napoleon direct von Malmaiſon nach St. Cloud hatte bauen laſſen. Die hohe Mauer des Kaiſers an einer Seite dieſer Landſtraße geräth jetzt in Verfall. Man ſah durch die Riſſe und Oeffnungen derſelben die Felder und Steinbrüche. In Dämmerung verſchleiert lag Rueil zu unſeren Füßen, die Glöcklein der heimkehrenden Heerden läuteten, und wir ließen Joſephinen ruhig ſchlafen im Schmucke der Immortellenkränze.

Miscellen.

Ein alter Bonapartiſcher General.

„Je vis philosophiquement, votre Majesté, entre mes lapins et mes pigeons," hatte dieſer ergraute Krieger Louis Philipp geantwortet, als bei einem Diner in Neuilly der König ihn gefragt hatte, wie es ihm ginge. Und manchen Commentar, manche nützliche Reflexion könnte man machen über dieſe philoſophiſche Zurückgezogenheit eines ſolchen Mannes. Seine Tauben, ſeine Kaninchen, ſeine Blumen, ſeine Salatköpfe und Artiſchocken, das ſind die Soldaten, die er jetzt überſieht, ſein Haus und Garten, ſowie ſeine Spieltiſche, worauf Abends eine Partie Piquet gemacht wird, ſind ſein „champ de bataille." In den kleinen Räumen dieſes Hauſes und Gartens geht der alte General mit grauem Schnurrbarte, ſammetner goldbetroddelter Schädelkappe, weiß und blau geſtreiften Beinkleidern und braunem Kittel, gemeſſenen Schrittes einher. Es liegt etwas Indépendentes, Abgeſchloſſenes, Großartiges in dieſem Soldatenſchritte.

Digitized by Google

Es liegt darin das, was mein alter Freund heute Morgen beim Frühſtück gegen mich ausſprach: „Je ne me mèle pas des affaires d'autrui. C'est pour ça qu'il y a peu de gens, qui me ressemblent, et je me retire. L'on me dit: vous ne vous ètes jamais trouvé dans telle ou telle position, c'est pour cela que vous avez tant d'indulgence. Mais tout au contraire, c'est précisément que je connais toutes les circonstances de ma vie, que j'en ai éprouvé toutes les douleurs et tous les plaisirs, que j'ai commis des erreurs moi-même, et réparé mes fautes, c'est pour cela que je connais le coeur humain, et que je peux pardonner."

„Es giebt nur eine Art von Leuten, die ich nicht leiden kann, ce sont les gens bornés. Mais aussi sur ceux-là il faut prendre son parti. Il faut tirer profit de l'intelligence des gens, mais pas aller au-delà. Jedem iſt ſein Theil gegeben, und dieſes müſſen wir aufzufinden ſuchen. Wer verlangt von der Roſe zugleich den Duft der Nelke? So nur können wir zum Recht und zur Gerechtigkeit gelangen. So mache ich es mit meinem Geſinde, mit den Wenigen, die mich umgeben, ſo machte ich es früher mit meinen Soldaten. On dit que les monarques ne peuvent pas toujours ètre justes. Ils ont des flatteurs, des courtisans, qui leur font de faux rapports. Dieſes kann ſie meiner Meinung nach doch nicht entſchuldigen. Ich habe viele Soldaten gehabt, über die mir Berichte gebracht wurden, nach welchen ſie den Tod verdient hätten. Ich habe denſelben kein Ohr geliehen, je ne les ai jamais fait fusiller, quand

ma conviction me disait qu'ils étaient innocents. So muß man verſtehen, ſich in Reihe und Glied zu ſtellen mit Jedem, ſtehe er höher oder niedriger. Ich war 21 Jahre alt, als ich Lieutenant-Colonel wurde. Bis dahin war ich ein Wildfang geweſen und ein ächter Gamin, un farceur, tout ce que vous voulez. Nun aber dachte ich: Halte-là! du biſt auf einem hohen Punkte, ſuche ihn zu behaupten. Ich ſah viele Offiziere von großem Verdienſt unter mir, die älter waren als ich und die deßhalb vielleicht eher als ich an meiner Stelle hätten ſtehen können. Sie konnten mein Glück mit Recht beneiden. Indeß ſuchte ich ſie mir zu Freunden zu machen, erkannte ihre Vorrechte innerlich an und commandirte ſie bloß im Namen meiner Vorgeſetzten."

Wie mein General in ſeiner kriegeriſchen Laufbahn ſeine Untergebenen zu ſich heranzuziehen geſucht hatte, ſo war es ihm auf der anderen Seite nicht eingefallen, ſich zu denen zu erheben, die höher geſtellt waren als er ſelbſt, geſchweige denn, ihnen zu ſchmeicheln. Von ſeinem Verhältniß zu Napoleon ſagte er mir: „J'ai diné bien de fois avec lui; une fois nous nous sommes promenés bras dessus bras dessous tout le long des boulevards et dans le passage du Panorama; il était alors premier consul. Il m'avait pris en amitié et j'aurais pu tout avoir de lui; mais je n'ai pas voulu. Je me suis toujours éloigné des grands. C'est avec eux comme avec le soleil; de trop près, il nous brûle. Lorsqu'après Napoléon était devenu empereur et que je prêtais serment, il me reconnut

tout de suite et me dit: „Nous sommes une bien vieille connaissance!“ — „Oui, Sire, c'est vrai.“ — „Et comment cela va-t-il? Comment se porte votre femme? Est-elle toujours jolie?“

Ein anderes Mal ſagte mir mein alter General von Napoleon: „Je l'admire plus à présent depuis qu'il est mort, que je n'ai fait autrefois. Oui c'était un grand homme bien certain! Mais il savait aussi tirer parti des faiblesses des Français. Notre nation est légère, elle veut être flattée. Napoléon lui en imposait. Il avait beaucoup de despotisme et beaucoup d'autres défauts, bien sûr! Mais aussi il avait beaucoup de moeurs, il ne pouvait pas souffrir un fripon. Il estimait le mérite. Un nom n'était rien pour lui.“

„Ich war genöthigt, eine Zeit lang in der Stadt zuzubringen, und hatte mehr ausgegeben, als meine Appointements mir erlaubten.“

„Napoleon bemerkte mich eines Tages und erkundigte ſich nach meinem Befinden, worauf ich ihm Beſcheid gab und ihm auch meine Noth klagte. „Combien avez-vous dépensé de plus?“ — „Mille écus, Sire.“ Am anderen Morgen wurden mir die tauſend Thaler baar zugeſchickt.“

Es iſt gewiß nicht unintereſſant, die Bekanntſchaft eines Mannes zu machen, der täglich mit jenen Herren, die längſt der gierigen Weltgeſchichte anheim gefallen ſind, umging. Auch von Murat erzählte mir mein guter General bisweilen. Er nannte ihn den „guerrier

de théâtre“ und beſchrieb mir ſein phantaſtiſches Coſtüm, wie man es ja auch auf allen Gemälden in Verſailles ſieht, ſo: „Il portait la gorge ouverte, des bottines rouges et des revers rouges; avec cela il était grand et très-bel homme.“ Murat war der Sohn eines Gaſtwirths im Departement de Cahors. Als man ſeiner Mutter die Nachricht brachte, er ſei vom Herzog von Berg, der er war, zum König von Neapel erhoben worden, rief ſie aus: „Ach, ſie ſtellen ihn ſo hoch, daß ſie ihn nachher in's Verderben ſtürzen werden.“ Und ſie hatte recht gerathen, denn es kam der Tag, wo Murat, der Theaterheld, erſchoſſen wurde. „C'était le treize vendémiaire qui a fait le bonheur de Napoléon et aussi celui de Murat,“ ſagte mein General; „damals war Napoleon général en chef. Es traf ſich, daß er an dieſem Tage eiligſt eines Pferdes bedurfte. Murat ſtieg ab und gab ihm das ſeinige. Napoleon machte ihn ſogleich zu ſeinem Adjutanten, und ſo ſtieg er mit jener Schnelle, die damals an der Tagesordnung war, von Ehren zu Ehren und wurde der Schwager Bonaparte's.“

Die Wittwe Murat's, Napoleon's Schweſter, hat noch vor ungefähr drei Jahren ihre Rechte auf das Schloß Neuilly geltend gemacht. Dieß gehörte ihr. Man gab ihr aber ſtatt deſſen eine Penſion, und ein Jahr darauf ſtarb ſie.

Der militäriſche Geiſt durchwehte meinen General ganz und gar, und oft wiederholte er mir: „Le roi des Français doit être guerrier. C'est par la guerre

seule que la France consiste. C'est par cet esprit qu'elle impose à l'Angleterre. Les Anglais ne sont pas une nation guerrière, le peuple ne connait pas le fusil. Il n'y a pas de Garde-nationale qui est notre appui. Man hütet ſich wohl in England, dem Volke den Gebrauch des Feuergewehrs zu lehren, weil es dort viel ariſtokratiſches Element giebt. Es würde ſogleich eine Revolution anſtiften, um ſich von den Großen und Mächtigen zu befreien. Und wenn jemals eine ſolche Revolution ausbräche, wie es früher oder ſpäter nicht anders ſein kann, ſo wird ſie viel blutiger ſein als die bei uns, car la canaille anglaise est brutale. Unter dreißig Franzoſen giebt es immer fünfundzwanzig, die gedient haben. Wir können alſo den Engländern die Stirn bieten."

Zu ſeiner täglichen Piquetpartie hatte mein General einen Nachbar als Gegner, nicht allein im Spiele, ſondern auch in vielen Anſichten. Auch dieſer hatte unter Napoleon gedient. Er war in des Kaiſers Leibgarde geweſen und hatte ihm alſo überallhin auf dem Fuße folgen müſſen. Er dachte nur mit Grauen an die Kriegszeit zurück. Er ſprach nicht von Napoleon. Da er aber einſt meinen Fragen nach ihm nicht gut ausweichen konnte, ſo drückte er ſich ungefähr folgendermaßen aus: „Napoléon n'a été grand que jusqu'à l'an de 1807. Ce n'est pas comme guerrier que je l'admire ou comme conquérant — (les grands conquérants n'ont jamais fait que du mal à leur pays, voyez Alexandre, Cyrus et même Guillaume le Conquérant de l'Angleterre), —

c'est puisqu'il a sauvé la France de la boue de l'abîme dans lequel la révolution l'avait jetée. Je l'admire comme homme civil, comme législateur. Au commencement il ne voulait que le bien de la France, mais lorsqu'il se tournait sur lui-même, et tâchait de s'aggrandir lui-même, lorsqu'il voulait fonder un département de l'Italie et un autre jusqu'aux bouches de l'Elbe, s'en était fini! Et qu'est-ce qui a tué Napoléon? C'étaient les pleurs des mères, les pleurs des mères qui sont montés jusqu'au trône de Dieu, et qui l'ont noyé! Ainsi les mères ont été justifiées dans la mort du prisonnier de St. Hélène!“ Das war ein ſehr wahrer Gedanke poetiſch ausgedrückt. Denn mein Freund war Poet und Künſtler dazu, beides im Herzen und mit der Hand. Deßhalb war er natürlich dem Kriege ebenſo abhold, wie mein General ihm ergeben war. Nicht allein der Krieg in eigener Geſtalt, dieß unnatürliche Blutvergießen, dieß Geſchrei der ſöhneberaubten Mütter, — nicht allein die unmittelbaren Folgen desſelben, die verwüſteten Felder, die vernachläſſigten Künſte u. ſ. w., flößten ihm Grauen ein, ſondern auch die nachtheiligen Spuren, welche in der menſchlichen Race dadurch zurückbleiben, brachte er in Anſchlag.

„Regardez notre jeunesse! Est-ce une jeunesse? Es ſind Greiſe ſchon bei der Geburt, Skelette, die mit einem Läppchen Haut bekleidet ſind. Gott weiß, was aus dem Menſchengeſchlecht werden wird, wenn das ſo fortgeht. Wo aber finden wir die Urſache dieſer Entartung? Iſt ſie unſer unnatürliches Leben? Iſt ſie in den

Nachtwachen, der unreinen Luft der Säle und Theater, die man einathmet, zu ſuchen? Kommt dieſer Zuſtand daher, weil man ſchon mit neun Jahren das Kind zu ſeinen Studien hinſetzt, zu Phyſik, Mathematik, dem Lateiniſchen und all dem Teufelskram? Ja das erklärt uns zum Theil dieſes Factum in Bezug auf die Städte. Geht man aber hinaus auf's Land, ſo findet man auch dort keine beſſeren Exemplare. Der Bauer der jetzigen Zeit iſt nicht mehr der von früher. Er iſt klein, ohne Muskelkraft und Stärke. Ce sont les dernières guerres qui ont fait tant de tort à notre génération. Sonſt, in verwichenen Zeiten, ſchlug man ſich noch ziemlich vernünftig auf dem Schlachtfelde herum. Man ſchlief in Zelten, man bekam ſeinen Proviant regelmäßig, man litt daher keine Noth und blieb bei Kräften, und nachdem man morgens aufgeſtanden war, ſchlug man ſich ein wenig, das konnte nicht ſchaden!"

„Aber ſeit 1794 wurde es ein ganz anderes Ding. Da gab es kein Brot für die Soldaten, nicht einmal Schuhe. Sie mußten vom Plündern leben. Die deutſchen Bauern waren es, welche uns geben mußten, was wir nöthig hatten. Unſere Soldaten wurden krank und verwundet, man warf ſie zu Haufen in die Hospitäler, et ils en sortaient tant bien que mal, mit verſtümmeltem Körper und geſchwächter Geſundheit. Und das ſind die Väter unſerer jetzigen Generation."

Solchen Gründen gegen den Krieg mußte dann auch mein General oft gezwungen Gehör geben; denn er war ein großer Verehrer der Schönheit und durchaus

nicht ohne Gefühl für die Leiden der Menſchheit. Die jetzige Frage über Abänderung der Einrichtungen der Gefängniſſe, welche vorzüglich durch Eugen Sue's „Mystères“ in Anregung gekommen iſt, beſchäftigte ſeinen Geiſt in dieſem Augenblicke ſehr. Er war entſchieden gegen das Cellularſyſtem. Er meinte, es würde die Leute wahnſinnig machen, da der Franzoſe zu lebhaft und zu ſehr der Mittheilung bedürftig ſei. Es würde daraus ein weit ſchlimmeres Uebel erfolgen, meinte er, als aus dem gemeinſchaftlichen Einſperren.

„Wenn man unſere Gefangenen,“ fuhr er fort, „wie in einigen Städten Deutſchlands, zum Straßenreinigen gebrauchen wollte, das wäre vielleicht das beßte Mittel, um das Laſter zu vermindern; denn der Anblick dieſer Elenden, mit Ketten Beladenen, würde der Jugend Abſcheu vor dem Böſen einflößen. Indeß würde es das gegen ſich haben, daß es die Verwandten der unglücklichen Schuldigen compromittirte. Car il n'est pas en France comme en Angleterre, où on parle de mon cousin le pendu, où la femme accompagne le corps de son mari qui a été pendu, où la famille ne se ressent pas du tout de la mauvaise conduite d'un tel sujet. Hier iſt die Familie eines Guillotinirten entehrt; ſie iſt, wenn auch noch ſo ſchuldlos in all ihrem Thun, ſo zu ſagen gebrandmarkt. Man macht wohl einmal eine Ausnahme mit dem Vater oder der Mutter, deren Sohn dem Charlot anheim gefallen iſt, und der die „Abbaye du mont à

regret *)“ beſtiegen hat, aber der Onkel, der Vetter und auch die Geſchwiſter eines Verbrechers werden für die Geſellſchaft null und nichtig; man ſagt: ſie gehören ja ihm an.“ Dieß ſcheint ſehr ungerecht; denn was haben die entfernteren Verwandten mit den böſen Neigungen eines Angehörigen zu thun? Den Aeltern könnte man eher noch die Schuld beimeſſen, indem ſie in einigen Fällen durch beſſere Erziehung dieſem Uebel zu ſteuern vermocht hätten. Ich ſage in einigen Fällen, denn auch auf ſie kann nicht immer der Tadel fallen!“

Man denke nur an die unglückliche Familie der Martials in den Geheimniſſen von Paris und erinnere ſich, wie ſchon der kleine François und ſeine Schweſter von allen anderen Kindern verachtet und „les enfants du guillotiné“ genannt wurden. In der meiſterhaften, wenngleich ſchaudererregenden Darſtellung dieſer Familie will eben Eugen Sue die Unzulänglichkeit, das Grauenhafte, das Vernunftwidrige der Todesſtrafe an den Tag legen. Durch die Hinrichtung des Vaters war gleichſam die ganze Familie in den Abgrund geſtürzt. Sie war verachtet und geächtet, ſie wollte nun, die Mutter an der Spitze, dem Henker und ſeinen Schergen Trotz bieten und ſich des guillotinirten Hauptes der Familie würdig betragen. Bei ihr wirkte nun Alles vice versa. Das Laſter war ihre Tugend, ihre Stütze und Kraft geworden. Die beiden jüngſten Kinder, die noch einem beſſeren

*) „Charlot“ heißt, wie die Leſer der Pariſer Geheimniſſe ſich erinnern werden, im Argot (in der Diebesſprache) ſo viel als Henker; l'abbaye du mont à regret iſt die Guillotine.

Bruder folgten, wurden von der Mutter und den Aelteſten, die in ihre Fußſtapfen traten, verachtet und täglich wegen ihrer Schwäche hart behandelt. Und in der furchtbaren Scene, die der Hinrichtung von Mutter und Tochter vorangeht, bei den leichtfertigen Reden der erſteren, wird es uns ganz klar, daß die Guillotine in häufigen Fällen auf der einen Seite keine Strafe, auf der anderen kein Beſſerungsmittel iſt.

„Wenn vor der Revolution," ſo erzählte mir mein alter General, „ein Familienmitglied durch ſein Betragen ſeinen Aeltern und Angehörigen auf eine auffallende Weiſe im Wege ſtand, ſo verfuhr man mit ihm folgendermaßen. Man verſammelte die ganze Familie und hielt Rath; wenn dann Alle übereinſtimmten, daß das bewußte Individuum ſich nicht beſſern könne und wolle, ſo wandte man ſich an den König oder Miniſter mit der Bitte, dieſen Sohn, Bruder oder Vetter nach den Inſeln zu ſchicken, welches Geſuch je nach dem Beſchluß der höheren Behörden dann gewöhnlich auch bewilligt und in Ausführung gebracht wurde."

So weit mein General. Ich überlaſſe es einem Jeden, ſeinen Commentar zu dieſer letzten, jetzt nicht mehr üblichen Maßregel zu machen; denn die Meinungen ſind verſchieden. Darüber herrſchte aber nur eine Meinung, daß mein alter General ein trefflicher Mann ſei. Dem Frieden am eigenen Herde hold, blieb er eben ſo ſehr den kriegeriſchen Geſinnungen getreu, die durch ſeinen früheren Beruf ihm eingeflößt waren. Als Franzoſe ſtand er ſtets gewappnet da, als Hausvater erſchien er

immer mit heiterem Antlitz. Die umwohnenden Gärtner nannten ihn „le soldat-laboureur;“ denn, wie geſagt, ſtatt eines Schlachtfeldes hatte er nun ein Gemüſefeld zu überſehen, auf dem Erbſen und Bohnen in Reihe und Glied ſtanden. Er beſtimmte natürlich immer, welche Regimenter dieſer Grünen zuerſt fallen ſollten, und ſo ſehr lag ihm das Schickſal ſeiner Kinder am Herzen, daß es ihm auch nicht einerlei war, wem ſie auf dem nächſten und eigentlichen Schlachtfelde, der Eßtafel, gegenüber ſtanden. Dieß wurde von ihm ſelbſt beſtimmt; den ganzen Küchenzettel machte er, und auch Küchenrecepte gingen durch ſeine Hände. Eine Matelote von Karpfen und Aal wußte er vortrefflich zuzubereiten, während ſeine geliebte Ehehälfte ſich oben in ihrem Zimmer im Lehnſtuhle behaglich pflegte, mit der Schnupftabaksdoſe und mit „Blanc-blanc,“ der dicken ſchneeweißen Katze, ihren ſteten Gefährten.

Vom Getümmel von Paris gewahren meine beiden Alten hier in dieſer entlegenen Ecke nichts. Sie leben wie auf dem Lande und in der Erinnerung an das Schloß, welches ſie einſt im ſüdlichen Frankreich beſaßen.

Die Phantaſie derer, die keine Luftſchlöſſer hienieden mehr zu bauen haben, wird eben ſo reichlich beſchäftigt durch die irdiſchen Schlöſſer, die einſt wirklich für ſie beſtanden. Sie bauen ſie wieder und wieder auf, und die wohlthätige Erinnerung läßt alle die kleinen Mißtöne der Gegenwart ſchwinden und umwindet das Ganze mit ihren Immergrünkränzen. Hier in dieſem verborgenen Winkel der Banlieue, wo mein alter Freund

ſeine Wohnung gewählt hat, hat man gleichſam einen Vorſchmack von der Provinz; denn, wie geſagt, dieſe fängt unmittelbar vor der Barrière von Paris an, und wir ſind nur einige Schritte davon entfernt. Da iſt mein alter General ſchon ſeit langen Jahren Beſitzer eines kleinen Hauſes, welches auf einem viereckigen Platze ſteht, den man in England „Square," oder anderswo einen „Sack" nennen würde; denn er hat nur einen Eingang. Folglich iſt die Ruhe dort groß; es kommt Niemand dahin, als wer mit den Bewohnern unmittelbar zu thun hat. Läßt ſich einmal ein Fiacre auf dem Platze ſehen, ſo ſtürzt Alles an die Fenſter; und gar ein Reitpferd, — das könnten die Kinder genauer erzählen als ich, wie oft ein ſolches im Jahre vorkommt; mehr als ein oder zwei Mal wird es aber nicht der Fall ſein.

Der Name dieſes Platzes ruft viele geſchichtliche Erinnerungen hervor, und zwar aus neueſter Zeit ſehr traurige. Es hängen an dieſem Namen die Thränen der Königin Mutter und vieler prinzlichen Geſchwiſter. Auch liegt er nicht weit von dem Orte, wo einer geknickten Hoffnung Frankreichs ein Denkſtein geſetzt wurde. Doch blüht mein Plätzchen unbekannt wie ein verborgenes Veilchen. Aber nicht allein die Blumen des Gartens ſind es, die dort das Herz erfreuen, ſondern auch die aufkeimenden Knospen der ſchönen Menſchheit. Muntere Kinder tummeln ſich hier herum, darunter auch meines Generals liebliche Enkel, Großkinder bei uns genannt, Kleinkinder in Frankreich. Der Federball fliegt, das

Springſeil wird geſchwungen, Dinettes werden im Sommer vor dieſer oder jener Thüre gehalten, und wenn ein deutſcher Muſikant kommt und auf ſeinem Melophon, dem Fürſten der Inſtrumente, wie er es nennt, etwas klimpert, ſo verſammelt ſich die ganze liebe Jugend um ihn, und zu ſeinen melancholiſchen deutſchen Melodieen tanzt ſie den luſtigen Reigen rund um den Baumſtamm, auf dem er ſitzt. Die armen elſaſſer Frauen und Knaben, die bisweilen ihre rauhen, eher Schrecken als Freude einflößenden Töne hier erſchallen laſſen, wiſſen nicht, wie ihnen geſchieht, wenn Alles ſich neugierig um ſie herumdrängt. So viel Freude verbreiten ſie ſelten anderswo durch ihren Geſang; ſo viele Sous, wie hier aus allen Fenſtern fliegen, werden ihnen nicht oft zu Theil. Sie ſingen darum aus Dankbarkeit wohl eine halbe Stunde fort. Es wird ihnen außerdem noch mancher deutſcher Gruß zugerufen, denn auf unſerem Platze giebt es Vertreter aller Nationen. Mit dem Namen „Alsaciens“ belegt man alle jene armen Sänger, die mit ihren kleinen Beſen in der Hand wie die Savoyarden, Zigeuner und Juden durch die ganze Welt ziehen, obgleich ſie meiſtens aus Baiern und der Umgegend von Frankfurt kommen. Die Engländer nennen ſie: „buy-a-brooms.“

Wenngleich nicht viel mehr als ein halbes Dutzend Häuſer auf unſerem Platze ſtehen, und dieſe Häuſerchen ſolche ſind, die man hier „maisons anglaises“ nennt (das heißt kleine, nur für eine, höchſtens zwei Familien eingerichtete, aus einer Etage beſtehende Ge-

bäude), ſo iſt hier doch ein Vereinigungspunkt von vier Nationen, Engländern, Deutſchen, Italienern und Franzoſen. Sie halten Nachbarſchaft unter ſich, ein Ding, das ſonſt in Paris nicht beſteht, am wenigſten unter denen, die in einem und demſelben Hotel wohnen. Dem lieben „Cancan" (Gevatterſchnack) iſt hier ein weites Feld eingeräumt. Man ſtrengt ſeine Geruchsnerven an, um zu errathen, was der Nachbar wohl heute zu Mittag ſpeiſen werde. Beim Deutſchen hat man manchmal Speckpfannkuchen und Salat mit Syropſauce gerochen. „De la salade à la mélasse! fi donc! les Allemands sont de drôles de corps!" — „Et leur soupe aux choux, diable! cela m'a dérangé la digestion pour toute une semaine." Die Engländer wickeln ſich in ihre teigigen „Pies" ein. „Diable! il faut un estomac d'autruche pour cela." Die Macaroni der Italiener verbreiten keinen großprahleriſchen Geruch. Vater und Sohn leben, wie es ſcheint, von den Opern, die hier zuweilen in ihrem Salon von Sängern der italieniſchen Oper aufgeführt werden.

Apropos, an Muſik fehlt es auf unſerem kleinen Platze nicht. Freilich wenn jene Künſtler der italieniſchen Schule ſich einmal hören laſſen, ſo ſchweigt alles Andere, und man ſpaziert unter den Fenſtern leiſe hin und her. Sonſt aber geben wir den Nachbarn auch manches deutſche Lied zum Beßten, und drüben im Hauſe der Engländer ſetzen ſich täglich viele Inſtrumente in Bewegung. „Il flûte, il flûte, il flûte ce jeune homme, mais il paraît qu'il ne peut pas réussir à émouvoir

Digitized by Google

vos coeurs, Mesdames.“ Und nun gar Sonntags, da tönt in der feierlichen Abendſtille eine engliſche Hymne nach der anderen herüber. Die Mutter ſitzt in der Mitte mit einer kleinen Harfe auf dem Schooße, gleich einer heiligen Cäcilia, und ihre Kinder alle, Töchter und Söhne, groß und klein, umſtehen ſie und ſingen das Lob Gottes mit ſolcher Inbrunſt, daß man gleichſam den Himmel offen und die Engel von oben ſich hineinmiſchen ſieht. Die Singenden haben die Fenſter aufgemacht, denn die Luft iſt ſchwül. So können auch die Nachbarn, welche fromme und ſonntägliche Gefühle haben, im Herzen mit ihnen einſtimmen. Doch meiſtens verbringen die franzöſiſchen Nachbarn dieſen Abend in ganz beſonders lebhaftem Geſpräch, und manche darunter moquiren ſich über die vielen Bibelcapitel, deren Lectüre den Engländern heilige Pflicht iſt und ihnen hohe Freude gewährt. Ein Vater erzürnte ſich ſogar einmal ſehr über ſeine kleine Tochter, weil ſie beim Bibelleſen der engliſchen Nachbarn zugegen geweſen war. „Je ne veux plus qu'elle aille chez ces protestants!“ Kein Beſuch, kein Umſtand vermag dieſe guten Leute von ihrer Sonntagslectüre oder von ihrem zwei- oder dreimaligen Kirchengehen zur „Marboeuf chapel“ in den Champs Elysées abzuhalten. Sie haben ihren engliſchen Sonntag ganz unverſehrt nach Paris hinübergetragen. Wie die Juden die heilige Bundeslade durch die Wüſte brachten, ebenſo nehmen die Engländer ihren Sabbathtempel mit ſich von Land zu Land.

So bunt wie die Töne dieſes kleinen Platzes

Digitized by Google

ſind, ſo vielfältig ſind auch die Künſte und Wiſſenſchaften, die hier getrieben werden, die Anſichten und Liebhabereien, die Jeder hegt. Mit meinem General habe ich die Leſer ſchon bekannt gemacht. Wer erriethe aber, daß weder Schriftſteller, noch Künſtler, noch exilirte Politiker hier fehlen, daß man weder die reiche Erbin, die von ihrer Mutter ängſtlich bewacht und faſt eingeſchloſſen wird, vermißt, noch die coquette verblühte Schöne, welche, da ſie die Freuden einer gemachten Ehe (einer „mariage de raison") nur kurze Zeit genoſſen und dann ihre Ketten mit Einwilligung ihres geplagten Gemahls oder vielleicht auf den Wunſch deſſelben zerbrochen hat, nur noch in der Huldigung eines unglücklichen, intereſſanten, blinden Vetters, dem glücklicherweiſe ihr Bild noch vom Jugendglanze umſtrahlt vorſchwebt, ihre Exiſtenz findet? Er hatte ſie jung verlaſſen, um in die neue Welt zu gehen, und war von dort nach mehren Jahren erblindet zurückgekehrt. Der Unglückliche, Bedauernswerthe! Er war mit Geiſt, Schönheit und Liebenswürdigkeit geſchmückt. Aber das, was dieſes Alles von ſich ſtrahlt, fehlte ihm. Das Geſetz wider die Eheſcheidung beſchäftigte ihn und „ma belle cousine" ſehr und erregte oft ihren gerechten Zorn.

Alle jene Charaktere gehören, wenn ich ſo ſagen darf, zu den Typen von Paris, die engliſche Familie nicht ausgenommen, welche, einem angeſehenen ariſtokratiſchen Zweige angehörend, durch Unglück verarmt, mit ihren Kindern hierher gezogen war, um wohlfeiler zu leben und ihre Töchter zu Erzieherinnen

in ihrem Vaterlande aufzuziehen, in welches ſie, nachdem ſie ſich die nöthigen Kenntniſſe und Fertigkeiten angeeignet, eine nach der anderen zurückgeſchickt wurden.

Was aber nicht zu den Pariſer Zügen gehörte, war, daß in der Thierwelt außer der Katze auch ſonſt noch einige Weſen eine große Rolle ſpielten. Ganze Kaninchen- und Taubenfamilien hatten hier Obdach gefunden. Am Sonntag ließ der alte General alle ſeine Tauben in die weite Welt der Gemüſefelder und der benachbarten Dächer hinausfliegen. „Je leur donne dimanche,“ hieß es alsdann. Doch am gefeiertſten war eine hübſche Ziege, Namens Jôane; ihr wurde von allen Seiten der Abfall des Gemüſes zugebracht. Ihre beiden goldgeſegneten Herrinnen, Mutter und Tochter, führten ſie alle Tage ſpazieren in Begleitung eines geliebten Pudels und der munteren Jugend des Platzes. Der älteren dieſer beiden Damen hatte man daher den Namen „la dame à la chèvre“ ertheilt, und wenn man hier von Esmeralda ſprach, ſo verſtand man die Tochter darunter, obwohl ſie Victor Hugo's Heldin ſelbſt nicht beſonders ähnlich war, indem ſie ihr weder an Schönheit der Züge, noch an Armuth des Beutels glich. Dieß war ungefähr die gegenwärtige Umgebung unſeres Generals, und ſie iſt nur ſkizzirt worden, damit man ſieht, wie auch in einem kleinen Punkte von Paris eine Welle voll Leben und Gedanken ſchlagen kann.

Le tourbillon des insensibles.

Wie das körperliche Paris uns heute den Ausruf des Staunens und der Freude entlockt: „Ach, wie ſchön, wie herrlich!“ — und morgen die Worte des Abſcheus und Schmerzes erpreßt: „O wie grauenhaft iſt dieſes Paris!“ — ſo zeigt es auch in geiſtiger Hinſicht eben ſo ſchroffe Gegenſätze. Auf der einen Seite der Medaille ſteht geſchrieben: „Paris est le pays de la liberté!“ auf der anderen: „Paris, le tourbillon des insensibles.“ Welch ein Reich ohne Schranken thut ſich dir hier auf. Du biſt dein eigener König. Getroſt wandelſt du deinen Weg, Niemand ſchreibt dir etwas vor, kein Menſch ficht dich an. Allen deinen Capricen kannſt du huldigen, tauſend Wünſche mit Leichtigkeit befriedigen, große Genüſſe, um die Andere anderswo hundert Meilen zurücklegen müſſen, täglich dir verſchaffen. „Paris est le pays de la liberté!“ Du ſeufzeſt! Wie werde ich je in das kleinſtädtiſche Weſen eines deutſchen Ortes mich wiederfinden, wie werde ich meine Ohren vor ſeinem Gevatterſchnack verſtopfen können? Wo wird die Kunſt mir ſo freundlich lächeln wie hier? Wo wird jeder Schritt mit Monumenten beſäet ſein, wie in Paris? Es giebt nur ein Paris! Ja, der wahre Mittelpunkt der Erde, wonach die Forſcher ſuchen und graben, hier iſt er, deutlich und offen. Das Perpetuummobile, welches zu entdecken, Tauſende vergebens alle ihre geiſtigen Kräfte angeſtrengt haben, hier beſteht es in dem tauſendköpfigen, ewig wachſamen und nimmer

ruhenden Esprit, der täglich 20 Bücher, 200 Broſchüren und Gott weiß wie viele Journale ausſpeit.

Der Stein der Weiſen, er liegt ja ſchon zerſplittert und zerſtreut in der Goldgrube der Boulevards. Die Univerſal-Magnetnadel aller großen Geiſter, aller liberalen Genies, ſie iſt Paris, Paris und immer wieder Paris.

Nun wendet ſich dieſe glänzende Medaille. Da laufe ich wie das fremde Kind am Abend vor Weihnachten durch dieſes Körperweltgewühle, es iſt „le tourbillon des insensibles,“ auf dieſen Boulevards, in dieſer Rue de la paix, dieſer Chaussée d'Antin, dieſer Rue Vivienne, dieſer Rue Richelieu, dieſer Rue Rivoli! Hat denn Niemand ein Ohr?

Ich wandle ſtill und wenig froh, die Töne rauſchen an mir vorüber wie dumpfes Meeresbrauſen, ein ſeidenes Kleid ſtreift an dem meinigen vorbei; ich ſchaudere, wie von kalter Todtenhand berührt. Alle die Blicke, ſie ſtreichen an mir vorüber, nichts weckt den magnetiſchen Funken im eigenen Auge.

Plötzlich grüßen dich ein paar bekannte Geſichter im Vorüberfliehen:

„Gott befohlen, Brüder,
In einer anderen Welt wieder!“

Das iſt das Auge, welches weint. Es iſt die furchtbare „solitude of a crowd,“ es iſt das Schweigen und Entſagenlernen, es iſt das ſeelenloſe Element. Unbarmherzig laſtet es auf dir, es erdrückt dich. Du beklagſt dich, aber du machſt ſelbſt einen Theil dieſer Maſſe aus, nimm

jeden Einzelnen, und du haſt ein abgeſchloſſenes Gebild, ein koſtbares Leben, eine Welt, wie du ſelbſt biſt.

Le petit St. Thomas.

Dieß iſt eines der größten Magazine. Hier führen die Männer die Rechnung, wie ſonſt gewöhnlich die Frauen. Es herrſcht hier eine bewundernswerthe Ordnung, wie überhaupt in allen Magazinen. Jeder Artikel, der gekauft wird, ſei er auch noch ſo unbedeutend, wird an der Kaſſe bezahlt. Es giebt hier 150 Commis, von denen jeder ſein eigenes Departement hat, außerdem zahlreiche Demoiſelles in der „Lingerie" u. ſ. w., und eine Menge Diener zum Einwickeln der Paquete, welche Arbeit an einem beſonderen Tiſche geſchieht. Dieſe Bedienten haben eine dunkle Livree und werden in einem Cabriolet (mehre dergleichen werden zu dieſem Zweck gehalten) in die verſchiedenen Quartiere geſchickt, um die Paquete, welche man nicht mitgenommen, nach dem beſtimmten Domicil zu bringen. Jeder Artikel, den man erhandelt, geht von Hand zu Hand, wie man von einem Theile des Ladens zum anderen geht, bis man endlich zur Kaſſe kommt, wo von dem letzten Commis die Preiſe aller Artikel wiederholt und in das Buch geſchrieben werden.

Le petit St. Thomas, Rue du Bac, iſt der Hauptladen der noblen Damen des Faubourg St. Germain, und man ſieht ihre Wagen dort von zwei Uhr an Queue machen. Er enthält faſt alle zur Toilette gehörigen Artikel und iſt ſehr hübſch eingerichtet, in der Mitte

mit einem Garten, der durch die langen und zahlreichen Fenſter ſeine Blumenpracht den Augen der Käufer darbietet. Selbſt jetzt noch (im Monat December) erquickt ſich das Auge dort an den Chryſanthemums, wie im Sommer an den feurigen Geraniums!

„La ville de Paris“ und „le pauvre Diable“ ſtehen ebenfalls in der Reihe der großen Magazine und mögen vielleicht noch größeren Raum einnehmen. In dem erſtgenannten herrſcht die größte Freiheit, denn man kann in den langen Corridors sans gêne umherwandeln und ſich Alles beſehen, ohne das Geringſte zu kaufen oder von den Commis durch Fragen und Recommandationen dieſes oder jenes Stoffes beläſtigt zu werden. Die Zeuche liegen meiſtens auf den Tiſchen zum Beſehen auseinandergerollt, und man wundert ſich, daß ſie auf dieſe Weiſe nicht verderben.

Mardi gras.

Die Menge drängt ſich auf den Boulevards umher, um zu ſehen und zu bewundern. Was will ſie ſehen und bewundern? — ſich ſelbſt; denn Jeder bildet einen Theil davon. Man ſpricht freilich von Maskenzügen, aber die wenigen, welche ſich hier und da ſehen laſſen, ſind „like angels' visits few and far between,“ obgleich ſie nicht ſehr engelgleich ausſehen, ſie ſind nur ſo von ungefähr zwiſchen die ſchwarze Maſſe hineingefallen. Die Hauptſache ſind hier die Zuſchauer, und daran fehlt es nicht. Es ſcheint, das ſiebendoppelte Paris habe alle ſeine Be-

Digitized by Google

wohner auf die Boulevards ausgeſpieen, denn man könnte den Leuten auf den Köpfen ſpazieren, ſo voll ſind die Trottoirs. Auf den Balkonen, an den Fenſtern kleben gleichfalls dichte Schwärme, einer über dem anderen. Vor dem Café de Paris und vor Tortoni ſtockt der langſam ſich fortwälzende Strom; hier ſitzt man wie auf einer Sandbank; Stühle ſind am Rande des Trottoirs hingeſtellt und befeſtigt, und auf dieſe ſetzt oder ſtellt man ſich, um noch beſſer ſehen zu können. Und was? Und was? Wie geſagt, den Haufen, die vier Reihen Wagen, Privatwagen und Fiacres, die in ſchönſter Ordnung, zu zwei und zwei an einer Seite hinunter und an der anderen Seite wieder hinauf in endloſem Zuge dahinrollen. Und aus den Wagen gucken elegante Damen und Kinder; unter den letzteren ſind viele in Coſtüm, und man ſieht kleine Marquiſen von vier Jahren, Schweizerinnen u. ſ. w. Die meiſten bekommt man aber nicht zu ſehen, denn ſie ſitzen hinter den verſchloſſenen Wagenfenſtern, weil das Wetter heute nicht erlaubt, ſich zu ſehr zu exponiren.

Einzelne häßliche Masken laſſen ſich, wie geſagt, hie und da zu Fuß erblicken, wie z. B. „Balayeuses de Paris" mit ihren Beſen und Schaufeln auf dem Rücken, als Frauen verkleidete Männer, die ſüßlich nach den Fenſtern hinauf ſprechen. Auch ein Wagen voll „Plumeaux," das heißt Männer, ganz mit grauen Federn bedeckt und enorme Federbüſche auf den Köpfen tragend, erregt, obgleich er nichts weniger als hübſch iſt, die allgemeine Aufmerkſamkeit, wohl der Eigenthümlichkeit wegen. „Regardez les sauvages!" „Tiens, les Neptunes!"

„Ah les plumeaux!“ ſo ruft es auf allen Seiten. Kurz, das Erſtaunen, die Theilnahme, die Freude über dieſe Betiſe iſt groß. Was mich mehr in Verwunderung ſetzt als alles Andere, iſt, daß die Gensd'armen, die in großer Anzahl allenthalben ſtationirt ſind, und die Municipalgarde eine ſo vollkommene Ordnung ohne viel Geſchrei und viele Worte in dieſem Gedränge aufrecht erhalten können. Ein recht dichtes Gedränge ſcheint mir die wahre Luſt der Pariſer zu ſein. Jeder kommt zu ſchauen, und jeder Zuſchauer vergrößert die Menge. Es ſcheint höchſt bizarr und ein wahres Kinderſpiel, ſich ſo in ſich ſelbſt zu ſpiegeln, und doch ſieht man an den Fenſtern, auf den Balkonen, in den Wagen und ſelbſt zwiſchen den Fußgängern anſcheinend höchſt vernünftige und wohlanſtändige Leute, die mit dem größten Ernſt umherſchauen.

Dimanche gras.

Der Held dieſes Tages iſt der „boeuf gras.“ Er wird über die bedeutendſten Plätze und Straßen geführt, mit Muſik und einem großen Gefolge von Triumphwagen, Lictoren, Reitern und Fußvolk, und bei allen Autoritäten der Stadt bringt er ſeine Huldigung dar, wie z. B. in der Chambre des Députés, der Chambre des Pairs u. ſ. w.

Der Zug präſentirte ſich dieſes Jahr vorzüglich hübſch. Der Auflauf auf der Place Bourbon, wo ich ihn vom hohen Fenſter aus vorbeipaſſiren ſah, war groß, aber durch die

Gensd'armen wurde ein reſpectabler Raum für die Schauſpieler und den „Primo uomo“ dieſer luſtigen Komödie gelaſſen.

Komödie ſage ich? Eigentlich iſt dieſe Ceremonie das Ueberbleibſel einer Tragödie, nämlich des Opfers aus der Heidenzeit. Wie früher den Göttern ein Ochſe dargebracht wurde, ſo behielt man dieſe Sitte, nur verändert, in ſpäteren Zeiten bei und ſchlachtete den Göttern der Erde, den Königen, das fetteſte Thier, und ſie ſättigten ſich davon. Der „boeuf gras“ von Paris muß aber, ehe er geſchlachtet wird, noch Buße thun und ſich Demüthigungen unterziehen. Man führt ihn nämlich vor mehre Autoritäten, die zunächſt unter dem Könige ſtehen, und vor ihnen muß er ſeine Kniee beugen. Er macht auch ſeine Viſite bei einem berühmten Reſtaurant auf den Boulevards, und es genießen Viele von ſeinem Fleiſch und Fette, obgleich der König immer das beſte Stück bekommt.

Das bunte Schauſpiel ſtellte ſich vom hohen Fenſter herab ungefähr folgendermaßen dar. Dem Zuge voran marſchirten zwei Herolde in ſcharlachroth- und weißgeſtreiften enganliegenden Kleidern, mit Helmen auf dem Kopfe, dann kam das Muſikcorps im Coſtüm Ludwig's XIV. und darauf die „Garde française“ zu Pferde, in der Uniformirung früherer Zeiten mit weißen, blauen oder andersfarbigen Mänteln, dreieckigen Hüten u. ſ. w. Hinter ihnen her ritt der Eigenthümer des Ochſenhelden in bürgerlicher Kleidung, als „homme gras“ zum Pendant des „boeuf gras“ wohl geeignet.

Unmittelbar vor dem Ochſen gingen drei ſtarke Männer zu Fuß, wie Römer gekleidet, in weißen, mit rothen Streifen beſetzten Mänteln, mit bloßen Beinen und Lorbeerkränzen auf dem Kopfe. Einer trug die unheilverkündende Axt, die beiden Anderen hatten Bündel von Pfeilen auf den Schultern wie die Lictoren. Ihnen folgte das Opfer gravitätiſchen Schrittes, mit einer grünſammetnen Decke behangen und umgeben von Wachen; dann kam der Triumphwagen, von vier Pferden gezogen, deren ganzer Körper ebenfalls mit reichen Decken behangen war, und in dem Wagen ſtanden Genien und Männer in antikem Coſtüm.

So ging der Zug in den Vorhof des Präſidenten der „Chambre des Députés“ hinein und kam wieder zurück, umgeben von einer bunten Maſſe von Menſchen. Und wir hatten den „boeuf gras“ geſehen und konnten Rede und Antwort ſtehen auf die Fragen, welche den Tag über dieſe intereſſante Perſon in Paris erweckt. Denn heute hört man überall die ironiſche Frage: „Avez-vous vu le b o e u gras?“ (man ſupprimirt für dieſen Tag, wie es ſcheint, um ſich Athem zu ſparen, das „f“ am Ende).

Am „Mardi gras“ ſpaziert unſer Herr Ochs noch einmal in verſchiedenen Quartieren herum, dann gönnt man ihm einige Ruhetage nach dieſem forcirten Marſche, um ihn endlich zur ewigen Ruhe in die Magen verſchiedener Angeſehener hinuntermarſchiren zu laſſen. Armes Opfer! man zeigt ihm alle die Herrlichkeiten von Paris, um es ihn fühlen zu laſſen, wie ſehr ſich's der Mühe lohnt, darin

ſich herumzutummeln, und dann ſchlägt man ihn mit dem Beile vor den Kopf.

Ein Abend bei Franconi.

„Ce sera une représentation mirabolante ce soir,“ ſagte mir Jemand, „wir dürfen nicht verſäumen, hinzugehen.“ An einem regnerichten Sonntage verwandeln ſich für Herrn Franconi die Regentropfen in Frankenſtücke. Kopf an Kopf drängt es ſich in dem weiten und hohen Amphitheater. Es iſt wohl eines der hübſcheſten Theater, die man ſehen kann, dieſes Sommerrevier der Franconi'ſchen Künſtler, ganz von Eiſen gebaut und von außen ſo wie im Inneren voll der reizendſten Verzierungen. Es ſteht in den Champs Elysées ganz frei und iſt völlig rund. Pferdeköpfe und durchbrochene Arbeit ſind der äußere Schmuck; inwendig erheben ſich ſchlanke Säulen, hübſche und bedeutſame Malereien zeigen ſich rund umher, Knäblein darſtellend, welche Tiger, Panther und andere reißende Thiere bekämpfen, oder mit Hirſchen und Rehen ſpielen, oder wilde Pferde bändigen, und hier hat ſich die Phantaſie in allen erdenklichen Vorfällen und Stellungen erſchöpft. Auch am Plafond ſieht man Jünger und Jüngerinnen der edlen Reitkunſt verſchiedenartig dargeſtellt. Schön bemalte Fenſter befinden ſich über der oberſten Bankreihe. Sechszehn Reihen Bänke, mit rothem Sammet gepolſtert, ſind hier ſtufenweiſe übereinander gethürmt, und das Theater kann an drei bis vier Tauſend Menſchen faſſen. Die Erleucht-

ung iſt nach der Größe des Theaters berechnet und daher nicht ſpärlich ausgetheilt. Große Kronleuchter hängen ringsumher an den Seiten zwiſchen den zierlichen Säulen, es ſind ihrer ſechszehn an der Zahl; dieſe dienen insbeſondere zur Beleuchtung der Zuſchauer, denn auch dieſe ſind es, welche zur Schönheit des Ganzen beitragen, und außerdem hängt noch ein rieſenhafter Kronleuchter in der Mitte über den ſpielenden Perſonen, die unten im ſchwarzen Meer — als ſolches erſcheint faſt der runde Cirkel der eigentlichen Bahn von oben herab — wie Goldfiſchchen ſpielen, gleich Nixen tanzen und wie Bajazzofröſche herumkrabbeln.

Oder iſt es der Schlund eines Vulkans, in den ich hineinſehe? Der elektriſche Funke ſetzt dort unten Alles in Bewegung; Kobolde, Gnomen und Teufelchen beißen ſich da herum, ſie zupfen ſich an den Schwänzen und kreiſchen, daß es an den Wänden des Kraters wiederhallt.

Nein, es iſt ein Tag aus der Feenwelt, ein bewegliches Bild aus dem Lande der Genien. Der Rahmen iſt rund, weil die Geſchichte dieſes glücklichen Volks keinen Anfang und kein Ende hat. Sie erſcheinen hier und verſchwinden, die Volksmenge durchbrechend, man weiß nicht wie. Sind ſie aus der Erde emporgeſtiegen, oder aus dem Kronleuchterhimmel herabgefallen? Knochen beſchweren ſie nicht, leicht wie Wolkenduft ſind ihre Glieder aneinander gefügt. Nicht berührt ihr Fuß die Erde, es ſtreift nur leicht die Sohle am Rücken des Pferdes, das ihnen zum Flügel dient. Es iſt die Poe-

ſie der Reitkunſt. Und an ihre Sohlen heftet ſich die Phantaſie und umgaukelt ſie in tauſenderlei Geſtalten. Hier hat ſie ſich in die Falten eines weißen Shawls verſteckt und macht nun wechſelsweiſe ihr Kind zur Nonne, zur Grazie, zum perſonificirten Ernſt, zum Scherz, zur Tüchtigkeit, zur Wolluſt, je nachdem die Wellen des leichten Gewebes ſich kräuſeln, je nachdem die Falten ſich enger an den Körper anſchmiegen oder ſich ſchalkhaft davon entfernt halten. So bedarf es auch im Leben oft nur eines Luftzuges, um aus dem Weltkinde eine Heilige zu machen, um das Lächeln der Lippen in eine Falte der Stirn zu verwandeln. Ei, Mutter Philoſophie! willſt auch du dich hier eindrängen? Ich habe dich ja nicht gerufen, halte darum deine weiſe Naſe zurück. Mit weiſen Naſen haben wir es hier zu thun, mit Pierrots, mit Arlequin und Columbine — der wahren Narrheit in allerlei Form. Arlequin iſt aber der Fürſt der Narren, er moquirt ſich über die ganze Welt und regiert die, welche ſich klug dünken, mit ſeinem hölzernen Schwerte. Klipps, klapps! da ſetzt es was: Schläge, Knalle und Tauſendſaſa. Arlequin ſetzt dieſen eingebildeten Weiſen eine Torte vor, und indem ſie einſchneiden, knallt ein Feuerwerk heraus, der Tiſch wird in Stücke zertheilt, und dieſe einzelnen Theile zaubern ſich ſammt den Stühlen an die Leiber der hochlöblichen Individuen, die flammend fortlaufen. Von Wuth ergrimmt, kommen ſie dann zurück, mit Beſen, Bratſpieß und Wärmpfanne bewaffnet, um dieſen Störenfried damit anzugreifen. Da wenden ſich alle dieſe Waffen gegen

ſie ſelbſt, dem Einen wirft Arlequin die Pfanne über den Kopf, dem Anderen wird der Spieß durch den Leib gerannt, daß er hinten wieder herauskommt, und der Geſpießte vor Schrecken nicht weiß, wie er ſich drehen und wenden ſoll. Man will die Verwundeten in einer Sänfte nach Hauſe tragen, da fallen ſie durch den Boden. Kurz, das Reich der Betiſe iſt complet. Die Müller und Charbonniers, die ſich gegenſeitig anſchwärzen und einander Allerlei weiß machen, vollenden dieſe Zwiſchenſcene, nach welcher wieder die Kunſt erſcheint. Ein neapolitaniſcher Fiſcher, welcher an die Seite des Pferderückens ſich lehnt wie an einen Blumenrand, ſcheint nur durch magnetiſche Kraft am Pferde zu hangen; ohne Sattel, ohne Zügel macht er darauf die lieblichſten, ungekünſteltſten Bewegungen. Giebt es männliche Sylphiden? Er ſtellt den reinen Frohſinn, die ſchöne Heiterkeit in jeder Bewegung dar. — Darauf erſcheint die Kraft, ein Häuptling der Wilden; ein Pantherfell umhüllt ihn, hohe Federn ſchwanken auf ſeinem Haupte. Vier Pferde regiert er durch die Macht ſeiner Füße und die Kürze und Länge ſeiner Zügel, bald ſeine Zehen auf zwei der Thiere ſtützend und die anderen vor ſich her ſchießen laſſend, bald drei, bald alle vier unter ſeinen weitgeſpreizten Beinen bändigend, immer ſein Geſpann wechſelnd. Welch ſchöne Thiere! welch ein verſtändiger Regent!

Nun tritt der italieniſche Jongleur auf und wirft einen Kugelregen um ſich her, während er auf dem Pferde weiter trabt und doch jedes Mal die hinaufgeworfenen Kugeln richtig auffängt. Ja, der Zauber hat auch die

Becher, Teller, Stäbe ergriffen; ſie ſchwingen ſich von ſelbſt rund im Kreis, ſie kreuzen ſich und fliegen über den Kopf, unter den Beinen und Armen ihres Meiſters hinweg, ſie ruhen auf ſeiner Stirn, auf ſeinem Hinterkopfe aus, während das Pferd immer raſcher und raſcher rund umherfliegt.

Auch Monſieur Affe hat ſich in dieſe Zauberkreiſe ziehen laſſen. Als Kapuziner gekleidet, erſcheint er auf ſeinem Pony und will uns glauben machen, daß der Schelm ihm nicht ſo tief im Nacken ſitze. Schelmiſch ſind dieſe beiden auch wirklich nicht, ſondern vielmehr wüthend. Der kleine Pony iſt ein Pferdeteufelchen, hinten und vorn ſchlägt er aus; er raſ't wie toll umher, Jeder weicht ihm aus. Immer hält ſich der Affe ganz gravitätiſch, auch nicht eine Falte ſeines Burnus verlegt ſich. Sobald das holde Paar ſeine Schuldigkeit gethan, fliegt es voll Wuth wieder hinaus, wie es gekommen. „Est-il méchant!“ Trotz dem bleibt der Pony ein Liebling des Publicums.

Franconi hat ſeine ſtehenden Witze, die von Jahr zu Jahr dieſelben bleiben. Dazu gehört dieſer Pony, das Pferd, welches dinirt, und der Grieche mit ſeinem Araber, der eben jetzt erſcheint. Er iſt im Kriegsornate und zeigt ſich triumphirend auf ſeinem Lieblingsthiere; da ſtürzen Türken aus einem Hinterhalte hervor, ſchießen auf ihn, er wehrt ſich aber ſo gut, daß nur ſein Pferd verwundet wird. Nun verbindet, ſtreichelt, küßt er es, bis es geheilt iſt, und er es wieder beſteigen kann. Unterdeß haben aber die Türken Beiſtand

geholt, und nun geht es an das Leben des Griechen; der Kampf iſt bald beendet, und da unſer Held nun todt daliegt, ſo ſpielt der Schimmel den treuen Freund, beleckt ſeinen Herrn und folgt dem Körper nach, wenn man ihn wegträgt. Da ich aber heute ſo nahe ſaß, um bemerken zu können, daß dieſes unächte arabiſche Pferd nur dem Stücke Zucker folgte, welches ſein Herr ihm vorhielt, und nicht den eigenen Gefühlen, ſo wurde ich desillusionirt. Es ging mir hier wie bei der Darſtellung der Wolfsſchlucht in einem kleinſtädtiſchen Theater, wo bei den die Scene umflatternden Vögeln die Bindfaden etwas zu dick waren. Darum waren die Griechen, was das Aeußere betrifft, in ihrer Schauſpielkunſt über uns, weil ſie nur das darſtellten, was ohne Affectation und Künſtelei nachgeahmt werden konnte; — die Vorhallen eines Palaſtes, ein Periſtyl, ein Altar, ein Krug auf den Schultern der Jungfrau — das war Alles, was ſich auf ihrer Bühne zeigte.

Wer aber ohne alle Zuthaten ſein Kunſtwerk zeigen kann, das iſt Auriol, der wahre Liebling des Volks, den es nie unterläßt ein halbes Dutzend Mal während der Vorſtellung herauszurufen. Auriol iſt der König der Bajazzos, denn ſo zierlich, ſo komiſch iſt ſeine kleine Figur, daß bei ihm nichts als Verrenkung erſcheint, wie es häufig bei ſeinen anderen, auch nicht ungeſchickten Brüdern der Fall iſt, obgleich er ſeinem Körper alle möglichen Geſtalten giebt.

Von ſchneeweißem Atlas, mit Flittern beſetzt, iſt Auriol's Coſtüm. Sein Stimmchen, welches man freilich nur

in dem ewigen „là“ hört, klingt wie die Stimme eines Kindes, obgleich er einen Sohn hat, der ihm über den Kopf gewachſen iſt und in ſeine Fußſtapfen tritt.

Der Bouteillentanz war heute ſein Hauptſtück, und auf das Bewundernswürdigſte führten ſeine rothbeſchuheten Füßchen ihn aus. Auf den Hälſen einer ganzen Batterie Bouteillen trippeln ſie in Figuren nach der Muſik, ſtoßen mit Fleiß auch öfters eine Flaſche um, damit der Meiſter, auf den Bouteillen ſtehend, ſie wieder aufnehmen möge. Dabei ſpielt er den Trunkliebhaber, ſchwenkt in jeder Hand eine Flaſche und lehnt, auf dieſem halsbrechenden Terrain ſtehend, den Kopf zum Trinken rücklings über. Mehr und mehr dieſer Flaſchen läßt er durch Umſtoßen unter ſeinen Füßen verſchwinden, ſo daß ſein Tanz ſchwerer und ſchwerer wird, bis er endlich nur eine in der Mitte des Tiſches ſtehen läßt, auf die er ſich mit dem Kopfe ſtellt; dann wird daſſelbe Manoeuvre auf zwei Flaſchen, die Hals auf Hals übereinander geſtellt ſind, ausgeführt; darauf wieder daſſelbe auf mehren Waſchbecken und Bouteillen. Zuletzt wird eine hohe Pyramide von porzellanenen Becken und Flaſchen aufgebaut, und Auriol ſteigt auf einer Leiter rücklings hinan, bis er oben ſeinen Kopf auf die letzte Bouteille drückt, die Beine in die Höhe ſchwenkt und ſo muthig ein paar Mal unter dem lauten Jubel des Publicums in die Trompete ſtößt, worauf er ſich endlich herabſchwingt, wobei alle grünen Flaſchen und weißen Becken um ihn herumfliegen. Ein donnernder Applaus wird ihm dabei zu Theil. Es iſt aber, ein ſo nachſichtiges Publi-

cum, das franzöſiſche, daß es auch Verſuche, ſelbſt wenn ſie nicht gelingen, dankbar anerkennt. Ein nicht ſehr geſchickter Reiter blieb mehre Male mit ſeinem Fuße an einem der Reifen hängen, die ihm zum Durchſpringen vorgehalten wurden; er ermüdete nicht in ſeinen wiederholten und immer mißglückten Verſuchen. „C'est assez! c'est assez!“ rief die Menge. Doch eben dieſe Nachſicht feuerte den Künſtler von Neuem an, und jetzt gelang ihm der Sprung. Da belohnte ihn ein raſender Applaus.

Thierquälerei.

Wenn England und Frankreich in den meiſten Dingen ſich wie Nord- und Südpol einander gegenüberſtehend zu betrachten ſind, ſo iſt dieß vorzüglich in Bezug auf den Umgang mit Thieren der Fall. Gewiß iſt England das Paradies der Thiere zu nennen. Die Thierwelt iſt den Engländern heilig; es giebt für ſie eine Thierſeele, einen Thierverſtand, eine Thierliebe und, man möchte hinzufügen, auch einen Thierhimmel. Damit will ich ſagen, daß ſie alle die genannten Fähigkeiten im Thierkörper als begründet betrachten und deßhalb dieſen Weſen zweiter Klaſſe auch mit ſo lebhaften Regungen entgegenkommen. Wie liebt nicht ein kleiner „English boy“ ſeinen „Shetland pony,“ wie ſchwatzt er mit ihm, welche Schmeichelnamen hat er für ihn, wie bewundert, wie ſanft ſtreichelt er ihn, wie beobachtet er ſein Geſicht und weiß alle Züge deſſelben auswendig, wie oft bringt

er ihm Leckerbiſſen, und wie iſt er beſorgt, daß ſein Pferdchen nicht zu heiß werde, nicht zu oft die Peitſche fühle (dieſe hält er eigentlich bloß zum Schmuck in der Hand). Er geht nicht zu Bett, wenn er nicht noch einmal mit dem Kutſcher im Stalle geweſen iſt und nachgeſehen hat, ob bei ſeinem Thierchen Alles in Ordnung iſt, er wünſcht ihm zärtlich mit Kuß und Streicheln gute Nacht, und dann geht er und träumt von ihm.

Rührend und wundervoll iſt es, ſolch einen zottigen Pony und ſeinen kleinen Herrn mit bloßen Beinchen im ſchottiſchen Coſtüm zu beobachten; der Pony iſt ſeine Welt. Iſt es ſpäterhin anders mit dem edlen Hunter und ſeinem Herrn? Nein, unſer Squire hat zwar außerdem viele tauſend Gedanken, und vielleicht manche wichtigere, die ihn beſchäftigen, aber die Räume ſeines Kopfes haben ſich ausgedehnt, ſeitdem er das Flügelkleid bei Seite gelegt, und eben ſo viele Kubikfuße von dieſen Räumen gehören jetzt ſeinem „Don" an, wie früher der „Vick" oder dem „Grey." Auch er macht Abends ſeinen Beſuch im Stalle, auch ſeine Augen glänzen, wenn der Mund das Lob des Jagdroſſes ausſpricht, und ſollte es gar ein Racer ſein, ſo muß der Enthuſiasmus noch verdoppelt und verdreifacht werden.

Und was die Hunde des Hauſes betrifft, ſeien es nun große „pointers" oder „setters," ſchlanke „greyhounds" oder kleine „blenheims," welche Liebesnamen, welche Liebesblicke, welche Umarmungen, wie viel Zeit und Sorge wird von Jung und Alt, von Herren und Damen ihnen gewidmet! „Brenda, you love, you

darling, my own dear doggy, there I am again, how glad I am to see you. Shake paws! Be quiet, be steady, poor dog, good dog! now on my lap.“ So begrüßt ein Mädchen ihren zottigen Waſſerhund, wenn ſie von einer Spazierfahrt, wobei ſie ihn nicht mitnehmen konnte, nach Hauſe kommt. Welche Freude dieſer Augenblick für Beide!

Ja die Thiere wiſſen es auch wohl, daß ſie in England mehr geliebt werden als anderswo. Mich ſollte es nicht wundern, wenn wir eines ſchönen Tages das ganze Geſchlecht der Hunde, Pferde, Kühe, Schafe, Ziegen, Haſen, Rehe u. ſ. w. von Deutſchland und Frankreich über den Canal nach der grünen Inſel hinüberſchwimmen ſähen. Die Katzen allein würden dagegen proteſtiren und in Frankreich zurückbleiben, denn dieſe haben es dort gut. Wo giebt es ſo viele Katzen wie in Paris? Da findet man keinen Laden, wo man ſie nicht vor dem Fenſter liegen ſieht, keinen Salon, worin der ſchwarze Kater nicht freien Aus- und Eingang hat und über Tiſche und Lehnſtühle ſpringen darf. Viele dieſer Thiere ſind ſo abgerichtet wie Hunde und haben es gelernt „de faire le beau.“

Vergeſſen dürfen wir nicht zu erwähnen, wie in England die erſten Lämmer im Februar bejubelt werden, welche poetiſche Namen die fetten, ſchönen Kühe tragen, als: „Rosebud, Cherry, Lily, Primrose, Ruby“ u. ſ. w.; wie „poor Pussey,“ der Haſe, bedauert wird, wenn die wilden Jäger hinter ihm her ſind, wie die Rehe im Park mit Bisquit gefüttert werden, wie die „Billy-goat“ und die „Nanny-goat“

belacht und beklatſcht werden ob ihrer kühnen Sprünge, wie die Hühner und Gänſe von zarten Händen erzogen und gefüttert werden, welch einen Gegenſtand der Bewunderung die „Guineafowls, Banthams, Chickens“ und „Goslings“ abgeben.

Wie könnten wir die Freuden genug ſchildern, die der Thierkreis in England verbreitet und die ihm gewidmet ſind. „Auch die thieriſche Creatur ſehnt ſich mit uns nach der Freiheit der Kinder Gottes.“ Dieſen Spruch ſcheinen die Engländer ſo verſtanden zu haben, daß es uns nicht einmal erlaubt ſei, die Thiere zu unſeren Sclaven zu machen. Und wer weiß, ob Einige nicht noch weiter gehen und ſich auch für ihre Thiere nach dieſem Leben eine ſchönere Freiheit verſprechen! So ſchrieb mir eine Freundin über den Tod ihres Lieblingshündchens: „I will not be too sorry; for it may be better for him.“

Sehe man nun noch die engliſchen Kinderbücher an. Welch eine Hauptrolle ſpielen die Thiere in denſelben, wie hübſch treten ſie allenthalben auf! Kurz, wenn England das Paradies der Frauen iſt, wie das Sprüchwort beſagt, ſo muß es wohl der Himmel der Thiere ſein.

Aber was iſt Frankreich im Gegenſatz? Soll ich ſagen: die Hölle der Thiere? Iſt dieß nicht zu viel geſagt? Das Sprüchwort: „Paris est le paradis des femmes et l'enfer des chevaux,“ könnte ſich noch weiter ausdehnen. Die Katzen, wie geſagt, müſſen hier zu einer anderen Klaſſe von Weſen gezählt werden; wer weiß, ob ſie nicht höher ſtehen als die Menſchen, ſie

Digitized by Google

werden faſt vergöttert. Das edle Pferd aber — daß Gott erbarme — muß Streiche erdulden ohne Zahl, ſei auch ſeine Laſt noch ſo ſchwer, ſein Weg noch ſo ſteil. Es wundert mich jedes Mal, wenn ich dieß ſehe, daß ſeine Glieder zuſammenhalten, und jedes menſchliche Herz muß ſich revoltiren gegen ſolche Härte. Das übertriebene Peitſchen der Fuhrleute wurde von Jemandem nicht allein entſchuldigt, ſondern auch gebilligt, indem er ſagte, es geſchähe nicht im Zorn und aus Härte, ſondern als Stimulus, weil der Schlag die Muskeln dehne und gleichſam einöle. So geht es den armen, geplagten Laſtthieren; aber haben es die Vergnügungsthiere beſſer? Nehmen wir die Eſel und Pferde des Bois de Boulogne. Welch erbarmungsloſes Reißen mit dem Zügel, welche Stöße mit den Steigbügeln, welche Peitſchenhiebe müſſen ſie ſich nicht gefallen laſſen! Es ſollte einen Stein zum Weinen bringen. Solche Reiter, ſolche Herzen!

Neulich kam ein Mann vor die Thüre unſerer Nachbarin und verkaufte ihr eine Ente. Sie ſagte ihm, weder ſie noch ihr Mädchen könnten das Thier tödten. Was war da zu machen? Ohne Antwort nahm der Kaltblütige den Vogel beim Kopf und Schwanz, und krack! zerbiß er ihm den Hirnſchädel. „Voilà, Madame!“ Welch ein Sanscoeur! mich ſchaudert’s!

Die Kälber quält man auf eine raffinirte Weiſe, wenn man ſie zu Markte fährt. Auf dem Wagen liegen ſie, ein halbes Dutzend an der Zahl, und ſo angebunden, daß die Köpfe rücklings über den Rand des Wagens hängen, in der allerunbequemſten Lage, die

ſich nur denken läßt. Da wenden und drehen die armen Dinger ihre Köpfe hin und her, und ſuchen ſie hinaufzuziehen, aber vergebens! ſie fallen immer wieder zurück. Es macht Jedermann in der That Kopf- und Herzweh, Solches mit anzuſehen. Es iſt auch kein Grund vorhanden, warum ſie die armen Thiere ſo incommodiren müſſen. Es iſt alſo eine bloße Nachläſſigkeit, und man kann dieß Alles ſehr ſchwer mit dem ſonſt ſo mitleidigen Charakter der Franzoſen vereinigen.

Ich kannte Jemanden, der Kaninchen groß zog, ſie alle Tage fütterte und pflegte und zuletzt, wenn ſie fett genug waren, ſie mit zwei Liebesſchlägen in den Nacken vom Leben zum Tode brachte. Eines Tages fand ich einen großen ſchönen Schmetterling in einem Hauſe an der Wand des Vorplatzes mit einer Stecknadel angeſpießt. Seine Flügel bewegten ſich heftig, und ich glaubte anfangs, es ſei der Zugwind der offenſtehenden Thür, der dieß bewirke, aber es fand ſich, daß das Inſect noch lebte und ſich eigenwillig ſo bewegte. Die Bonne hatte es ſchon geſtern Morgen dort angeheftet, ohne es erſt zu tödten. Es war ihr nicht im Geringſten eingefallen, daß ſolch ein kleines Geſchöpf Gefühl haben könnte. Für Blumen haben die Pariſer dagegen weit mehr Sympathie als für Thiere.

Die geſchickten Pariſer Finger.

Wenn ich eine kleine Spieluhr höre mit ihren künſtlichen und reinlichen Läufen, Vorſchlägen und Schleiferchen, ſo ſehe ich immer im Geiſte zwei kleine Hände,

zierlich und fein, welche, vom Zauber bewegt, durch die Saiten laufen, und deren zehn Finger alle gleiche Kraft und gleiche Geſchicklichkeit haben. Es müſſen Elfenhändchen ſein, die Alles vermögen.

So und nicht anders ſtellt man ſich die Pariſer Hände vor, wenn man mit Erſtaunen und Verwunderung ſieht, was für künſtliche Sachen ſie hervorbringen. Man ſollte an Hexerei und an Zauberſtäbe glauben, die hier in ſteter Bewegung ſeien. Alle Feeenmährchen unſerer deutſchen Kinderzeit leben in den Paſſagen, Boulevards und Straßen von Paris vor unſeren leibhaftigen Augen wieder auf. Man ſtaunt und gafft und wird nicht fertig damit. Und doch ſind es Hände von Fleiſch und Blut, die dieß Alles herbeizaubern, und nicht einmal lilliputaniſche Finger, nicht allein zarte Frauenhände, ſondern auch große Männerfäuſte. Sie müſſen hier feineres Gefühl haben als anderswo, es muß noch ein größerer Zuſammenfluß von Nerven in den Pariſer Fingerſpitzen ſein als in anderen. Wie wäre ſo etwas ſonſt möglich?

Dazu hat die Phantaſie ſich hier einen Spielraum ohne Gränzen gewählt, ſo weit wie das Nachtrevier der „Fairies“ und „Brownies“ geht. „Over hill, over dale, thorough bush, thorough briar, over park, over pale.“ Man ſollte denken, die Pariſer hätten eine Zeit lang mit ihnen Wirthſchaft getrieben und wären bei Puck in die Lehre gegangen, oder hätten ſeinem phantaſtiſchen Treiben heimlich zugeſehen, ſelbſt elfenklein in einem leeren Eichelkelch verſteckt.

Und woher alle dieſe glänzenden Farben und Stoffe, woher dieſes Gold, dieſe funkelnden Edelſteine, die ſie zu ihren Künſten gebrauchen? Gehen die Pariſer vielleicht früh aus und ſammeln die Thautropfen von den Gräſern, und haben ſie das Geheimniß gefunden, ihnen ihre Farbe in jedem Lichte zu bewahren? Fangen ſie die Freudenthränen der Engel als koſtbare, ächte Perlen auf? Stehlen ſie der Göttin Iris ein Stück von ihrem Schleier? Spinnen ſie die Strahlen der Sonne aus in goldenen Stoffen, und verwandeln ſie den Silberſtaub der Fontainen in feſte Subſtanz? Denn unmöglich können die Eingeweide der Erde ſo reich ſein, unmöglich können die Pflanzen und Metalle alle dieſe Farben liefern!

Aber woher ſie dieß Alles nehmen, wie ſie es gelernt, die Finger von Paris, das muß uns gleich ſein. Wie ſie es machen, davon ſieht man viel durch die Glasthüren und in den offenen Läden, und was ſie machen, das erblicken wir, wie geſagt, faſt auf jedem Schritte in den bunten Straßen vor den Fenſtern. Ihre größten Kunſtwerke ſind auf dem Boulevard des Italiens, in der Passage du Panorama, im Palais royal, in der Passage Vivienne, Passage Colbert, Rue Vivienne, Rue Richelieu u. ſ. w. zu finden. Dieſe Gegend könnte man den Bijouteriekaſten, das Kleinodienbehältniß von Paris nennen. Und nun will ich ein Bißchen erzählen von dem, was ich geſtern dort ſah von einzelnen, beſonders ausgezeichneten Kunſtwerken unter den tauſend und aber tauſend entzückenden graciöſen Sachen. In der Passage du Panorama ſtand eine Pendule, welche

das Innere der Madeleinenkirche vorſtellte. Daſſelbe war ganz genau nachgebildet mit allen Seitenaltären, und im Fond war ſelbſt das große hiſtoriſche Gemälde erkennbar. Im Vordergrunde bewegte ſich eine Proceſſion, wie ſie am Frohnleichnamstage ſtattfindet. Dieſe Proceſſion war nun das Bewundernswertheſte der ganzen, höchſt vollendeten Arbeit, jede dazu gehörende Figur auf's Correcteſte und Zierlichſte gearbeitet. Da ging der Suiſſe mit ſeinem Stabe und in ſeiner Uniform voran, die Jungfrauen der Confrerie folgten in großer Anzahl in weißen Kleidern, mit Schleiern, einige ihr Banner tragend, und alle die lange dünne Wachskerze in der Hand. Dann kamen die jungen Leute von einer anderen Confrerie, in blaues Zeuch gekleidet, ebenfalls ein Banner tragend, hinter ihnen der Bedeau, die Chantres, mit der Chape bekleidet, darauf zwei mit Serpents, der „Maître de cérémonie," die Chorknaben, welche einen Korb mit Blumen trugen, um damit den Weg zu beſtreuen, zwei „Porte-verges," der Erzbiſchof in gehöriger Amtskleidung und die vier Diacres, welche den Thronhimmel trugen, Kinder mit Kerzen in den Händen u. ſ. w. Durch eine Mechanik bewegte ſich der ganze Zug feierlichſt vorüber, und ſobald der Bedeau verſchwunden war und man die verſammelte Gemeinde im Inneren der Kirche genauer hatte betrachten können, kam der Suiſſe am anderen Ende wieder hervor. Hoch oben über der Kirche befand ſich das kleine Zifferblatt der Uhr, welche einen ſehr ſchönen Schlag hatte. — Eine andere Wanduhr hatte ſieben verſchiedene Bewegungen, und der

gefällige Beſitzer des Ladens zog ſie für uns auf. Da war ein Viaduct, über welchen eine Locomotive dahin rutſchte, eine Brücke, über welche Wagen allerlei Art rollten und Fußgänger ſpazierten, ein Fluß mit ſegelnden Schiffen. Eine Windmühle drehte ſich auf einer Anhöhe, eine Waſſermühle klapperte im Vordergrunde, ein Telegraph auf einer Thurmſpitze, welche zugleich das Zifferblatt zeigte, machte ſeine verſchiedenen Zeichen in die Luft. Im Hintergrunde lag eine Stadt in Mitte einer pittoresken Landſchaft, ſo daß es an Unterhaltung und Leben bei dieſer Pendule nicht fehlte und ihre Stunden nicht vergebens und ungenutzt verſtrichen. Die gefällige Erklärung des Künſtlers ſelbſt kam uns dabei zu Hilfe.

Er zeigte uns auch den Entwurf einer neuerfundenen, in einem Prie-Dieu angebrachten Uhr, welche Arbeit er für „une dévote du grand monde“ unternommen hatte. Dieſer Gedanke war ihm dadurch gekommen, daß man ſonſt eine Sanduhr auf den Betſtuhl zu ſtellen pflegte, um beurtheilen zu können, wie lange man gebetet; eine ſehr phariſäiſch-katholiſche Idee. Die Uhr war oben an der Lehne des Stuhls angebracht, und die Verzierungen deſſelben waren in gothiſchem Style ausgeführt und beſtanden aus erhabenem oder ausgeſchlagenem, mit Firniß überzogenem Leder, deſſen man ſich jetzt zu verſchiedenen Zwecken ſo viel bedient, als Nachahmung von Eichenholz, welche ſehr täuſchend iſt und, wie dieſer Uhrmacher mir ſagte und wie ſich auch wohl denken läßt, bei Weitem der Nachahmung deſſelben aus Papiermaché vorzuziehen iſt, von dem ich nicht ſelten

Bilderrahmen in England ſah. In der Uhr ſollte ein Geläute angebracht werden, um Morgens das Angelus und Abends die Vesper einzuläuten. Die ganze Lehne des Stuhls ſtellte eine Kirche oder einen Theil einer ſolchen dar und war ſehr hübſch entworfen. Auch ſollte ſie eine ſolche Einrichtung erhalten, daß ſie ſich wie ein Schrank öffnete, und darin ſollten Käſtchen zu Gebetbüchern angebracht werden, wie man dieß ſonſt auch häufig in den Kirchen hat.

Der ingeniöſe Uhrmacher ſagte mir, daß ſeine Standesgenoſſen viel Arbeit nach England ſchickten. Die vornehmen Damen in Paris treiben jetzt beſonderen Aufwand mit ihren Betſtühlen. Man ſieht ſie von allen Geſtalten und der verſchiedenſten Arbeit, aus Sammet, Gobelins, Stickerei u. ſ. w.

In der Passage Vivienne giebt es eine große Boutique für Spielſachen. O wäre man doch noch ein Kind! Da giebt es Balldamen mit goldenen Armbändern, ſchön geſchmücktem Haar und herrlichen Blumenſträußen in zierlichen Papierhüllen, ganz ſo wie bei den lebendigen Pariſerinnen, Puppenkinder in weichen Unſchuldslocken, dazwiſchen elegante Mütter aus dem Tuilerieengarten, Damen im Peignoir mit ihrem kleinen Perruche auf der Hand, und noch viele andere Puppen! Und es iſt für ſie vortrefflich geſorgt. Da ſteht z. B. ein wunderniedliches Bettlein mit durchſichtigen Mouſſelinvorhängen und roſenrothen Couvrepieds und daneben als Pendant eine verführeriſche Toilette mit weißer, roſenroth durchſchimmernder Draperie, mit Spiegel und allen Geräthſchaften, welche Jungfrau Puppe zu ihren Coiffuren und ihrem Anzuge nöthig haben könnte. Wer möchte

da nicht wünſchen, eine Pariſer Puppe zu ſein? Doch beſchauen wir jene Taglioni im Sylphidencoſtüm, mit den reizendſten Blumen im Haare und einer zauberiſchen Guirlande in beiden Händen. Sie bewegt und dreht ſich mit den Armen, Beinen und dem Kopfe nach der Melodie der Cachucha, die das Uhrwerk unter ihr ſpielt, und wechſelt ohne Ende ihre Attitüden. So giebt es noch tauſend andere kunſtvolle Figuren in demſelben Genre; man muß ſie ſehen, um ſie zu bewundern, denn keine Feder beſchreibt ſie. Seiltänzer, Trommelſchläger, der berühmte Auriol von Franconi mit ſeinen künſtlichen Sprüngen, ein Hahn, welcher kräht, Locomotiven mit zahlreichen Waggons, ruſſiſche Schlitten und wer weiß, wieviele andere ſolche mit dem wundervollſten Mechanismus verſehene Kunſtwerke ſind hier zu ſchauen.

Sehr intereſſant ſind die kleinen Puppen, angethan mit den verſchiedenen Coſtümen Frankreichs, von der einfachen Soeur de charité an bis zu der geſchmückten Cauchoiſe mit ihrem hochſtrebenden Haubenthurm, nicht zu reden von den tauſend Theatern, Puppenküchen, Puppenzimmern, zierlichen Glasgeſchirren und den „trousseaux complets pour des poupées“ (den vollſtändigen Hochzeitsausſteuerungen für Puppen), dann von den ſilbernen Candelabern von liliputaniſcher Größe, und den Beſtecken für Federmeſſer, Lineal, Falzbein, Pfriemen und Scheere aus Stahl und Elfenbein, die nicht größer ſind, als ſeien ſie für einen eben aus dem Ei gekrochenen gelehrten Colibri beſtimmt.

La belle France und Merry England.

Man ſollte eigentlich denken, daß in der Benennung dieſer beiden Länder ein Widerſpruch liege, und daß ſie mit den angenommenen Adjectiven einen Tauſch machen könnten. Man ſollte ſich geneigt fühlen, zu ſagen: das ſchöne England und das luſtige Frankreich. Denn ganz gewiß iſt doch England ein ſchöneres Land als Frankreich, und ganz gewiß ſind die Franzoſen ein viel fröhlicheres Volk als die Engländer. Indeß da ſich jene Epitheta Jahrhunderte hindurch bewahrt haben, ſo müſſen ſie doch auch ihren Grund in etwas haben, und dieſe Urſache auszufinden, wäre vielleicht nicht ſchwer.

Die Franzoſen lieben das Schöne; ſie haben einen lebhaften Begriff vom Schönen, und ſie cultiviren es, ſo viel an ihnen iſt, beſonders in der bildenden Kunſt. Land und Volk ſind ſo eng verſchwiſtert wie die Pflanze und der Erdboden. Alſo nicht, weil wir ihr Land durchweg für ſchön erklären können, — auch nicht, weil ihre Frauen im Reiche der Schönen einen Vorderrang einnehmen, — die Unparteiiſchen müſſen immer der „Isle of beauty“ die Palme zuerkennen, — ſondern weil das Schöne als Theorie in ihrem Gehirne lebt, weil es von ihren enthuſiaſtiſchen Lippen fließt, weil es die Farben in ihrer Hand verkörpert, — deßhalb können wir mit Recht Frankreich das ſchöne Frankreich nennen.

Ob die Franzoſen ſelbſt hierin mit unſerer Meinung übereinſtimmen werden, weiß ich nicht; wahrſcheinlich würden ſie die Schönheit ihres Landes noch weit um-

faſſender erklären, und ſo kommen wir gerade auf den zweiten Punkt, weßhalb Frankreich ganz ohne Frage „la belle France“ heißen muß. Der Franzoſe iſt galant, er redet alle ſeine Damen, ohne Unterſchied und genaue Unterſuchung ihres Ranges und Standes, mit „ma belle“ an. Sollte er nun das weibliche Weſen, an deſſen Buſen er und alle ſeine Landsleute mit ſolcher Innigkeit ruhen, daß ſie es nur ungern oder nie im Leben verlaſſen, ſollte er Frankreich mit weniger Höflichkeit behandeln? Gewiß nicht, er drückt ein Auge über ſeine Unvollkommenheiten zu und nennt „la France“ ohne Rückhalt und von ganzem Herzen „la belle.“ Dabei müſſen wir beiläufig bemerken, daß der Franzoſe menſchlich genug iſt, nirgendwo Vollkommenheit zu erwarten. Für ihn hat jede gute Eigenſchaft ihre Fehler in unmittelbarem Gefolge, wie der Schlagſchatten an den Fuß ſeines Gegenſtandes ſich heftet, und er ſpricht von den „défauts de ses qualités.“

Alſo widerſtreiten wir nicht länger dem ſchmeichelnden, liebkoſenden Namen „la belle France,“ und erinnern wir uns, daß an der Stirn der ſchönen France Paris, der Edelſtein der Städte, funkelt. Schon der alte Paris der Geſchichte wußte ſeine eigene Schönheit zu pflegen und die, welche ihm nicht von Natur angehörte, ſich durch Raub zuzueignen. Daſſelbe thut gewiſſermaßen auch das neue Paris. „Les beaux arts“ und „les belles lettres“ ſind dort in ſteter Blüthe und beſonders jetzt. Es gab aber auch eine Zeit, wo Paris, durch ſeine Anführer verleitet, auf den Raub des Schönen ausging.

Paris iſt Frankreich, und da Paris ohne Zweifel ſchön iſt, ſo iſt damit ſchon Alles geſagt und bewieſen.

Und „merry England“ daneben! Da kommt nun wieder der trockene Einwurf: „Aber in Frankreich iſt man luſtig, in England iſt Alles ernſt und ſtumm.“ Glaube man das ja nicht. Der Engländer iſt wohl gemeſſen von Natur; aber er bedarf auch der Ausſpannung, er kann nicht immer im Joche der Gemeſſenheit bleiben. „Les extrêmes se renconlrent.“ Viel „merry making“ giebt's in England. Beachtet's wohl, das Luſtigſein wird gemacht, gebacken und gebraut wird es im Chriſtmas-Plumpudding und Roaſtbeef. „Turkeys“ mit „Alderman's chains mince-pies“ und lachende, feuerrothe Hülſenbaumbeeren erwecken das „Christmas-merriment.“ — „I wish you a merry Christmas and a happy new year,“ heißt der herkömmliche alljährliche Glückwunſch. Es müſſen auch Freunde und Bekannte in Maſſe zu dieſen „Christmas merriments“ zuſammenkommen am hellflackernden Herde der gaſtfreundlichen Halle, ſonſt geht's nicht.

Luſtigkeit iſt laut und lärmend. Alles „merry making“ in England iſt viel lauter als die ununterbrochene Fröhlichkeit der Franzoſen. Wie tummelt ſich die engliſche Luſtigkeit herum auf dem Jagdpferde, in den Booten und beim Pferderennen. Sollten nicht die Sterne, die über England ſchweben, bisweilen betäubt werden von dem Jubelruf, der von hier gen Himmel ſchallt, von dem Jagdhalloh, dem Hundegebell, dem Büchſengeknall, den Schiffertönen, den vielen kreiſchenden Kindern,

von all dem „God save the Queen?“ — Dieß muß ja die Regionen erſchüttern bis an ihre Enden.

„Uprouse ye then, my merry, merry men,“

ſo heißt's im Liede der Zigeuner, und im Chor wird des „merry“ kein Ende darin.

„O the merry days, when we were young,“

ſingt die Schöne am Clavier; oder:

„I was merry, I was merry,
When my little lovers came.“

„Robin Hood and his merry men“ hauſten in den engliſchen Wäldern, und ſelbſt die gebratenen Hühner haben in England einen „merry thought“ in der Bruſt (das iſt einen ſpitzwinkeligen Knochen, welchen man mit ſeinem Nachbar bricht, wobei derjenige, der das längſte Stück davon behält, ſich am eheſten verheirathen wird). Alſo iſt auch das Heirathen ein luſtiger Gedanke in England, wie in Frankreich gewiß nicht.

„Merry“ iſt ein rechtes Lieblingswort der Engländer. „A merry laughter“ lieben ſie ſehr, — „a merry tune“ verlangen ſie vom Sänger oft. „Let us be merry!“ dazu fordern ſie nicht ſelten einander auf. „We have had a merry time of it“ iſt bei ernſter Gegenwart ihr Troſt.

Alſo können die Engländer luſtig ſein. Ein Engländer behauptete einmal, daß er nie „a right good merry laugh“ in Frankreich gehört habe. Aber ich glaube, am luſtigſten ſind die Engländer in ihrem Vaterlande; denn anderswo finden ſie alle dieſe zurechtgemachten „merry makings“ nicht, und wollen ſie ſich

in ſolche miſchen, die ihnen nicht eigen und angeboren ſind, ſo überſchreiten ſie oft die Linie und werden brutal.

Die alten Franzoſen.

„Jamais mes parents ne m'ont tutoyé,“ erzählte mir ein alter franzöſiſcher Freund, „ça ne se faisait pas de mon tems. On nous élévait très-sévèrement, mais ils n'aimaient pas leurs enfants moins pour cela. Jamais mon père ne nous a battu, mais quand il nous appelait: „Monsieur!“ nous n'osions déjà plus approcher. Il y avait du respect, tandis que les enfants d'à-présent s'avisent de raisonner du matin au soir avec leur parents. Les enfants n'avaient pas même à donner leur avis dans le mariage. Si l'on avait une fille de dix-sept ans au couvent, dont l'éducation était faite, le père arrivait un beau jour pour lui annoncer son sort dans les mots suivants: „Ma fille, tu es mariée!“ — Dagegen galt keine Widerrede; die Heirath war geſchloſſen, wenn gleich die Braut den ihr beſtimmten Gemahl weder jemals geſehen, noch von ihm gehört hatte. Es iſt indeß als eine Verbeſſerung der jetzigen Zeit anzuſehen, daß das „pouvoir absolu“ der Aeltern in dieſer Hinſicht etwas beſchränkt worden iſt und daß, wenn gleich die Aeltern noch immer die Heirathen ſtiften, doch auch die Kinder in gewiſſem Grade ihre Meinung abgeben können.

In jenen alten Zeiten wimmelte es von Prieſtern allenthalben, und „Monsieur le Curé“ war, ſo zu ſagen, die Hauptperſon in der Hauswirthſchaft, und nach ſeinem

Belieben und Geſchmack richtete ſich Alles. Die Kinder mußten bei Tiſch die Rolle der Stummen ſpielen; es war ihnen nicht erlaubt, ein Wort zu ſprechen.

Die Lebensweiſe war, was die körperliche Pflege betrifft, damals, wie auch jetzt noch, in Frankreich ſehr einfach, nur daß es mehre Mahlzeiten gab. Des Morgens bekamen die Kinder ein Stück Brot zum Frühſtück, die Damen tranken eine Taſſe Kaffee und die Herren ein Glas Wein zu ihrem Stück Brot; Mittags um zwölf Uhr gab es „une soupe, du boeuf, des légumes et une salade,“ um vier Uhr zum „goûter“ noch ein Stück trockenes Brot, um ſieben Uhr Abends: „un ragoût ou rôti, des fruits“ u. ſ. w. Dieß iſt jetzt in zwei Mahlzeiten zuſammengezogen, die der Franzoſe einnimmt, in ſein ſpätes Frühſtück à la fourchette und das Mittagseſſen um ſechs oder ſieben Uhr.

„La digestion“ — dieß vielbeſprochene und wohlbeachtete Ding — „se fait mieux comme ça,“ ſagt man; man giebt dem Magen in der Zwiſchenzeit Muße genug, auszuruhen. Und ganz gewiß iſt der Franzoſe ein viel milderer Meiſter ſeines gehorſamen Dieners und Ernährer des Körpers als der Engländer, der ihm häufig genug Laſten aufbürdet, die er nicht tragen kann.

Omnibus-Curioſitäten.

Ein Omnibus iſt ein Orbis pictus oder eine Laterna magica. Eine Tracht nach der anderen, ein Portrait nach dem anderen ſchiebt ſich in ihm an uns vorüber.

Digitized by Google

Vortreffliche Lavater'ſche Studien könnte man hier machen, deren Reſultate man freilich in ſo kurzer Zeit nicht immer ausfindig zu machen vermöchte. Wir begnügen uns heute mit einigen oberflächlichen Bemerkungen.

„Regardez votre voisin, il a des diamants superbes et des pantalons pleins de taches.“ Und in der That glitzerte und blitzte es mir zur Seite faſt zum Verblenden. Der Zeigefinger der linken Hand meines Nachbars trug einen großen Diamant und ruhte ſelbſtgefällig auf dem Knopfe des Spazierſtocks. Drei große Knöpfe aus Brillanten waren in den Hemdkrauſen und hingen durch ziemlich dicke Goldketten an einander. Aber das Uebrige, die Kleidung, Haltung, das Geſicht u. ſ. w. des Individuums ſtimmte nicht mit dieſem Glanze überein, wenn nicht der Umſtand, daß, da Monſieur ſeine Hand in die Taſche ſteckte, um den Conducteur zu bezahlen, er ſtatt der paar Sous, welche er ſchuldete, ſo viele Fünffrankenſtücke, als er nur faſſen konnte, herauszog und dieſe ſo frei als möglich zur Schau hielt.

Dieß erregte bei uns eher Mißtrauen als Reſpect, auf den es ohne Zweifel abgeſehen war. „C'est un de ces gens auxquelles il faut le moins se fier, c'est sans doute un chevalier d'industrie,“ flüſterte meine Nachbarin mir zu. „Tenez bien ferme votre poche, on m'a volé quarante francs un jour comme cela dans l'omnibus, et je gage d'un homme, qui n'avait pas plus mauvaise mine que ça, c'était une fort mauvaise plaisanterie.“

In der That glaube ich, daß damit die Profeſſion dieſes Halbdandys ziemlich richtig errathen war, denn er ſteckte ſein verdächtiges Geſicht fortwährend zum Fenſter hinaus, und als in einer ſehr engen Straße des Marais der Omnibus im Wagengedränge einen Augenblick ſtill hielt, faßte ein Blankittel vertraulich die Hand des Diamantenhelden, die dieſer aus dem Fenſter hielt, und ſagte: „Bon jour.“ Er that, als bemerkte er dieß nicht, aber ſein Freund wiederholte ſeinen Gruß noch ein Mal und lauter als vorher, worauf der Andere verſtohlen nickte und bald darauf ſich empfahl.

„Bah! un poète!“ rief meine aufmerkſame Nachbarin — und ein Individuum mit erfrorener Naſe, blaſſen Wangen, buſchigem Schnurrbart, in weiten Hoſen (wie vom Kleiderhändler ausſtaffirt), in der Hand eine Rolle Papier, ſtieg ein. Er nahm ſeinen Hut ab, und ein ſchwarzes Meer von krauſen Wellen quoll hervor. „Il a de la poésie jusqu'au bout de chaque cheveu,“ ſagte wieder meine witzige Freundin. Und wahrlich wir hatten uns nicht geirrt; er entrollte ſein Papier, worauf die langen und kurzen Zeilen deutlich zu ſehen waren, und gierig ſchien ſein Auge ſie einzuſchlürfen. „Il va faire une visite chez Victor Hugo.“ Dieſer wohnt im Marais, Place royale.

Ein anderes Bild! — „C'est l'habitant du Marais,“ nicht der Rentier, ſondern der ruhige, einfache, etwas beſchränkte Bürger, wie ſie zu Dutzenden mit den Händen auf dem Rücken auf der Place royale umherſtehen, oder mit der Zeitung in der Hand vor den Cafés des

Boulevard du Temple ſitzen. Sein Coſtüm, ſeine Miene, ſein Alter — Alles iſt antik, — mir däucht, ſie müſſen dort alt geboren werden, denn dieſen Typus habe ich noch nie jugendlich geſehen. Sein Coſtüm beſteht in einem blauen Ueberrock mit Sammetkragen, der hinten beinahe bis zur Hälfte des Kopfes hinaufreicht, einer canarienfarbenen Weſte, einem weißen Halstuch, einem Hut mit ganz ſchmalem Rande und von oben bis unten gleich weitem Kips und geflickten Stiefeln, und er trägt einen rieſenhaften braunen baumwollenen Regenſchirm, worauf ſeine beiden verwelkten und unbeſchuhten Hände ruhen. Ohne Regenſchirm geht man hier nie aus, denn im Marais ſieht's immer düſter und nach Regen aus, wenigſtens kann man den Himmel in den engen Straßen und bei den hohen Häuſern nicht gewahr werden. Die Züge des Mannes verrathen keine Leidenſchaft, er verändert ſeine Miene gar nicht und ſpricht auch kein Wort; ſelbſt wenn er ausſteigen will, giebt er dem Conducteur nur ein Zeichen mit der Hand und verläßt wortlos den Wagen.

„Dieu, il vous écrasera!“ ſchreit meine Nachbarin. Und ein Mann, der wenigſtens ſeine 300 Pfund wiegt, von deſſen runden und hochrothen Wangen jede einzelne Flächenraum genug zu einem neuen Kopfe darbietet, und der in der That für zwei Perſonen bezahlen und gerechnet werden müßte, ſetzt ſich mir zur Seite und zwar mit ſolchem Aplomb, daß der Schatten ſeiner Flügel mich gänzlich eklipſirt und mir das Athmen etwas mühſam macht, denn die acht Plätze auf unſerer Seite ſind voll. N'importe! der Dicke hat ſein Recht ſo gut wie der Magere im

Omnibus. Doch iſt der Letztere hier ohne Zweifel beliebter. Ein corpulenter Mann wird immer mit Naſenrümpfen und Achſelzucken begrüßt.

Aber nicht allein die Profeſſionen, die Dimenſionen, den Geſchmack u. ſ. w. hat man Gelegenheit in einem ſolchen öffentlichen Fuhrwerk zu beobachten, ſondern auch die Affecte und Gemüthsbewegungen. Da ſitzt mir gegenüber ein junges Mädchen, „bien gentille“ und höchſt anſtändig gekleidet, aber ohne Zeichen einer vornehmeren Herkunft, das eine Thräne nach der anderen im Auge zerdrückt und bald nach dieſer, bald nach jener Seite ihr Geſicht wendet, um es zu verbergen. „Elle doit avoir un chagrin profond,“ meint meine Begleiterin, „c'est peut-être une fille abandonnée, qui aura perdu son amant, qui est à-présent restée sans appui, sans argent; c'est possible, qu'on l'ait chassée d'un magasin, où elle travaillait. Elle va peut-être donner un rendez-vous secret à quelqu'un pour supplier d'avoir pitié d'elle, car voyez-vous le grand paquet, qu'elle tient sur ses genoux avec un manteau écossais et le bonnet de déguisement.“ Und in der That ſah die kleine himmelblaue Mütze oder Kappe ziemlich verdächtig aus. Ach in Paris laſſen ſich ſo viele Muthmaßungen aufſtellen beim Anblick eines kummervollen Geſichts! — Unſere Gefährtin rief endlich den Conducteur, der ihr ſehr galant beim Ausſteigen half, und ſogleich war ſie verſchwunden. Die Aufmerkſamkeit der Conducteurs beim Aus- und Einſteigen der Damen iſt groß. Ihr Benehmen iſt wirklich ſehr fein,

und man braucht nur in einem Office die Regeln, welche den Conducteurs zur Pflicht gemacht und worin ihnen beſonders die Frauen und Kinder empfohlen werden, zu leſen, um einen Beweis des franzöſiſchen „savoir-faire“ zu haben. Solch ein Office iſt überhaupt kein unintereſſantes Stübchen. Die Wände ſind voll von Affichen; Seife und Parfums finden ſich gewöhnlich zum Verkauf daſelbſt, auch wohl Kuchen und manche andere Gegenſtände. Die Menſchen darin ſehen aber alle ziemlich ernſt aus; denn das Warten macht ernſt und abſorbirt.

Die Geſellſchaft der Omnibus auf den Boulevards iſt immer ganz elegant; da kann man darauf rechnen, eine Dame im Tartankleide von Seide, mit einem Hute, „de bonne compagnie, bien gantée, bien chaussée,“ ſchön parfümirt, kurz eine Dame „mise comme il faut“ zur Nachbarin oder einen ächten Faſhionable (fascionable, wie die Franzoſen das Wort ausſprechen) zum Vis-a-vis zu haben. Ich habe oft Gattinnen von Pairs von Frankreich in den Omnibus gefunden. Aber in den Faubourgs ſitzt man nicht immer in ſo guter Geſellſchaft. Die Gerüche ſind dort oft ſehr variirt, denn die Blaukittel favoriſiren Houbicond und Farina nicht; auch befaßt ſich hie und da ein Paſſagier mit einem „fromage de Marrol,“ der ungefähr eben ſo beſcheiden duftet wie unſer Limburger. Doch dieß bei Seite geſtellt, kommt man in dieſen Gegenden der Pariſer Welt oft mit ganz originellen Subjecten zuſammen. So hatte ich geſtern mir gegenüber eine Antike zu betrachten. „C'est un type à part, regardez donc,“ flüſterte mir meine

Digitized by Google

Freundin zu, „c'est ou du Marais, ou de la Sainte Périne.“ Die Sainte Périne iſt nämlich ein Stift für alte Frauen und Männer. In dieſen beiden Orten modert manches Pflänzchen unbemerkt, und wenn es dann eines ſchönen Tages ſich herauswagt, um eine Reiſe durch die Straßen von Paris zu unternehmen, ſo werden aus den Winkeln der Kommode die nämlichen Flicken hervorgezogen, welche ſchon vor etwa 30 Jahren bei derſelben Gelegenheit dienten. Die Miſe meiner Alten verband Reinlichkeit mit einem gewiſſen Anſpruch auf Putz. Ein himmelblauer Hut mit thurmhohem Kips und oben vorſpringendem niedrigen, mit weißem Bande garnirten Schutz, ein großer Kragen, mit breiter, ſehr geſteifter Spitze beſetzt, ein bunter Shawl glatt ausgelegt und mit vielen Stecknadeln beſteckt, ein dunkelgrünes halbſeidenes Kleid, einſt im Färbetopfe wiedergeboren, ein rieſenhafter graugeblümter Sonnenſchirm, den die Holde mit beiden Händen feſthielt, ein eben ſo gigantiſcher Strickbeutel aus glänzend gelber Seide, dicke weiße Strümpfe und wohlbeſohlte Schuhe, Handſchuhe aus zweierlei Stoffen, einer von Leder, der andere von Baumwolle, beide aber ungefähr von gleicher Farbe, dieß bildete die Toilette dieſer antiken Eleganten. Man denke ſich die Mühe, welche die gute Alte vielleicht gehabt hatte, um dieß Paar Handſchuhe zuſammenzufinden, wie ſie mit dem einen vielleicht von Nachbarin zu Nachbarin (denn ich glaube, ſie kam aus der Sainte Périne) herumlief, um einen anderen ſo ähnlich wie möglich dazu

zu finden. Die Form und Größe hat ſie nicht incommodirt, denn man hätte noch eine andere vertrocknete Hand dazu hineinſtecken können. Rechnet man nun noch die wohlgefällige Miene, den halbgeöffneten Mund mit den vorſtehenden Unterlippen, in den man wie in eine ſchwarze Höhle ohne Alabaſterpforten hineinblickte, und die Reminiſcenzen von Rübezahl's verwelktem Rübenmütterchen, die ſie uns einflößte, hinzu, ſo hat man das Bild vollkommen. Ich hatte ſie einige Augenblicke angeſehen, beſonders weil ihr unveränderliches Lächeln mir eine ſo merkwürdige Erſcheinung war, da zog ich aus Langeweile heimlich meinen Bleiſtift aus der Taſche, um von dieſem intereſſanten Portrait einen Umriß zu machen. Sogleich bemerkte ſie es. „Celte dame fait mon portrait,“ ſagte ſie zu meiner Nachbarin, „j'en suis bien reconnaissante. Lorsque j'étais de son âge, je m'amusais aussi à faire des croquis.“ Und da wir gleich darauf ausſtiegen, grüßte ſie mich mit beſonderer Huld. Dieß gefiel mir in der That ſehr wohl, ſo viel Gutmüthigkeit und Wohlgefälligkeit hätte ich kaum für meine Unart erwartet. Aber wie geſagt, übel nehmen die Franzoſen nie etwas; zornig, bis zum höchſten Grade erhitzt werden ſie leicht, und deßhalb haben wir ſie unſerem bekannten Sprüchworte: „Hüte dich vor dem Schleicher u. ſ. w.“ zufolge gar nicht zu tadeln.

Obgleich in Paris der Omnibus von Niemandem verachtet, ſondern von allen Ständen benutzt wird, und das ſeidene Kleid der zarten Dame des Faubourg St.

Germain oft die blaue Blouſe berührt, ſo giebt es doch hie und da ein verſchrobenes Gänschen, das es unter ſeiner Würde hält, dieſe Oeffentlichkeit zu benutzen, wenngleich ſie es nothgedrungen thun muß. Die Arme, ſie reckt ihren mageren Hals, ſo hoch ſie nur kann, um das Fenſter zu erreichen und die vermiſchte plebejiſche Luft des Inneren nicht einzuathmen, ſie dreht ihrem Nachbar, einem Handwerksmanne, den Rücken zu und hält ihr gelbes Kleid eng um ihre ſchmächtigen Hüften zuſammen. Sie vergißt, den Conducteur zu bezahlen, und fragt ihr vornehmes Vis-à-vis ängſtlich: „Combien est-ce?“ — als ob dieß nicht Jeder wüßte. Sie ermangelt auch nicht, hinzuzuſetzen: „C'est pour la première fois que je suis en omnibus. J'avais voiture!“ und es erfolgt ein tiefer Seufzer. „La bégueule!“ flüſtert meine Nachbarin mir zu, „ce n'est pas Parisienne ça.“

Auch Prieſter und barmherzige Schweſtern trifft man in den Omnibus an. Die erſteren leſen immer in dem aufgeſchlagenen Gebetbuche, wobei ihre Lippen ſich unaufhörlich bewegen und die Hand zum Bekreuzigen und der Kopf zum Nicken fortwährend bereit iſt. Weltliche Leſer giebt es ebenfalls genug unter den Paſſagieren, und man merkt dabei recht deutlich, wie koſtbar jeder Augenblick in großen Städten iſt und wie unabhängig der Menſch daſelbſt wird. Die Umſtände beherrſchen ihn nicht. Wäre das, ſo würde er erdrückt werden. Denn was ſteht nicht Alles um ihn herum!"

Das Feuer.

Wie man ſich in England häufig ermahnt und bittet: „poke the fire, if you please,“ ſo heißt es hier in Frankreich: „tournez la bûche, s'il vous plaît.“ Dieß Letztere iſt aber ungleich ſchwerer als das Erſtere, denn einen großen Holzblock, wie er im Pariſer Kamine liegt, umzukehren, dazu gehört Kraft. Auch Geſchicklichkeit hat man nöthig, um es ſo zu machen, daß die Funken nicht allenthalben hinſprühen. Ein engliſches Kohlenfeuer und ein franzöſiſches Holzfeuer ſind himmelweit verſchieden. Das Eine iſt die Gemüthlichkeit ſelbſt, das Andere der perſonificirte Egoismus. Das Eine ſtrotzt und ſtrahlt von Reichthum und Fülle, das Andere macht ſich ſo beſcheiden, wie es nur kann. Giebt es nicht in manchem Kamin von Paris die ſogenannte „bûche économique,“ das iſt die Nachahmung eines Holzblocks aus einer beſonderen Compoſition, welche nach hinten liegt und verhüten ſoll, daß zu viel Hitze ſtracks den Schornſtein hinaufziehe.

Die Chevets, welche in Geſtalt von Hunden, Löwen, Sphinxen oder dergleichem Gethier vor dem Feuer liegen, gleichſam den Eingang deſſelben behütend, ſcheinen uns von der zu großen Annäherung zurückhalten zu wollen. Dem franzöſiſchen Feuer nähert man ſich nicht ſo ſehr wie dem engliſchen, ſchon deßhalb, weil das Holz ſeine Funken zu weit ausſendet und dadurch gefährlich werden kann. Der weiche Rug fehlt auch, und auf die nackten Herdplatten ſetzt man doch nicht gern die Füße. Freilich

ſind es am Ende die Füße allein, die von einem franzöſiſchen Feuer begünſtigt und gepflegt werden, da es ſo ganz niedrig auf der Erde liegt, nicht in einem Grate gehalten wird wie in England und ſo, von oben nach allen Seiten hinſtrahlend, die ganze Perſon in einen Feuerſchleier einhüllt.

Indeß ſo unempfindlich das Pariſer Holzfeuer iſt, ſo weiß es uns doch in manche Geheimniſſe des Pflanzenlebens einzuführen. Es öffnet uns gleichſam all die geheimen Zellen des Stammes und läßt uns ihre ſchöne Form und Bildung ſehen, indem es ſich ſtatt des Saftes nun durch alle Fibern und Adern des Holzes ergießt. So wird daraus ein Feuergarten, in dem ſelbſt noch Bäche fließen, ſolche Bäche nämlich, deren verhärtete Wellen nachher noch zu glatten Tönen verhelfen. Seht, wie das Harz tröpfelt! Das engliſche Feuer iſt eine Feuerhöhle mit Kobolden, worin ſich die krauſeſten Geſichter und luſtigſten Grimaſſen zeigen.

Um zu der fehlenden Wärme doch dem Anſcheine nach etwas hinzuzuthun, bedecken die Franzoſen das Kamingeſimſe mit himmelblauem oder dunkelrothem, oft ſehr hübſch und elegant mit Gold geziertem Sammet und ſtellen darauf die zierlichſten Candelaber, Vaſen und Taſſen; doch ſo reichlich ſchmücken ſie dieſen Theil des Kamins nicht aus wie die Engländer.

Paris und die Provinz.

Die Provinz in Paris.

„La vie de province rend bête.“ — „Ce sont des esprits petits dans la province.“ — „On ne vous laisse pas tranquille, on cancanne, on ne vit pas pour soi comme à Paris.“ Solche und ähnliche Phraſen, die man täglich in Paris hört, ſind wahrlich nicht geeignet, uns die Provinz anziehend zu machen.

Nein, in einem Lande, wo man ſich über alle Maßen geſchmacklos und auffallend kleidet, wo man vom Morgen bis zum Abend nichts thut als ißt, wo man es übel nimmt, wenn ein Bekannter, der uns begegnet, es vergißt, den Hut abzunehmen, wo man ſich um jede Kleinigkeit bekümmert, die der Nachbar thut, wo man nichts kann, als ſich langweilen und gähnen, — da muß doch ein unerträglicher Aufenthalt ſein. Darum, wenn eine Mutter ihre Tochter in die Provinz verheirathet, ſo iſt es faſt daſſelbe, als wenn ſie ihr den

Todesſtoß gäbe. Hört der Mann ſie nicht Tag und Nacht jammern: „Paris! Paris!" und das heißt nichts Anderes als: „O ſüßes Leben, das ich zu früh verlaſſen mußte, komm und rette mich aus dieſer dunkeln Gruft!" Die ſchreckliche Provinz! gäb' es doch keine Provinz! da wäre Paris allein im ſchönen Frankreich, und Frankreich iſt ja eigentlich Paris.

Wo fängt denn die Provinz an? Gleich vor der Barriere von Paris; da wird ſchon das Leben kleinſtädtiſch und dumm. Wo hört aber die Provinz auf? Am biscayiſchen Meere? An den Pyrenäen? Am Rhein oder wo ſonſt? — Eigentlich iſt für den Pariſer Alles Provinz, was nicht Paris iſt. Alſo ganz Europa, die ganze Welt, ausgenommen Paris, iſt ihm Provinz im geiſtigen Sinne des Worts; das heißt: da iſt „die Blüthe welk, das Leben alt, und was ſie reden, tauber Schall." Die Stiefmütterlichkeit, mit der Paris die Provinz behandelt, ſieht man ſchon daraus, daß es Alles, was daher kommt, „étranger" nennt, ganz anders wie der Engländer, der unter dem Namen „foreigners" nur die Leute begreift, die aus anderen Ländern kommen.

Und doch iſt Paris voll von Provincialen; doch trägt eigentlich die Provinz den Namen „la belle France." Was ſollten wohl die Pariſer Kindlein thun ohne die ſpitzmützigen Ammen aus der Normandie? Wie würde es um die Muſik in Paris ſtehen, wenn die Alſaciennes ihre melodiſchen (?) Stimmen nicht allenthalben erklingen ließen? Ja, müßte nicht ganz Paris vor Durſt vergehen, wenn nicht der ſtarke Auvergnat,

der „porteur d'eau,“ unermüdlich mit ſeiner Tonne umherzöge, — der Nützlichkeit der Gascogner, Savoyarden u. ſ. w. nicht einmal zu gedenken.

Natürlich bezieht ſich all der Tadel über die Provinz nur auf die Geſellſchaft, und was die Provinz Gutes hat an Producten u. ſ. w., das laſſen die Pariſer ſich wohlgefallen. Doch hört man im Allgemeinen wenig von der Provinz, wogegen in England, jedes Schulkind alle Counties und ihre Merkwürdigkeiten an den Fingern herzuzählen weiß.

L'homme du midi.

Es giebt indeß dennoch Leute in Paris, die ſich nach der Provinz ſehnen. Das ſind einige von denen, die dort geboren ſind. Der Marſeiller zum Beiſpiel iſt ſeinem Vaterlande ſehr ergeben.

Ich kenne einen Mann, der ſeine Heimath ſeit dreißig Jahren nicht geſehen hat; aber jedes Mal, wenn er von der Provence ſpricht, ſo geräth er in eine poetiſche Extaſe, und die Augen gehen ihm dermaßen über, daß man denken ſollte, er könne ſogleich hinſchwimmen. „In Paris zu ſterben“ wäre ein dreifacher Tod für ihn, weßhalb er immer die Vorſehung bittet, dieß nicht geſchehen zu laſſen. Das heißt, er bittet nicht, ſondern er gebietet. „Le Marseillais est décidé,“ wie dieß folgende Worte ergeben, die dieſer „homme du midi“ einſt über jenen Gegenſtand zu mir ſprach: „Moi je ne veux pas mourir ici, c'est décidé. Je veux mourir dans le midi, je le

veux; c'est au-delà du Var que je veux avoir mon tombeau, — un oranger à ma tête, un autre à mes pieds, avec mon dos aux alpes et mes pieds dans la Méditerranée. C'est triste, c'est affreux que ces cyprès et ces saules-pleureurs sur vos tombes, ce sont des idées noires. Moi je ne veux pas mourir de mélancolie, de rheumatism, de catarrhe et de tous ces cinq cents mille diables, je veux mourir de rire. Sacredi! oui je veux mourir de rire."

„Ah ça! l'on dirait qu'on attrapperait un rhume de cerveau ici dans cette terre humide, moi je veux être dans une terre sèche, comfortablement étendu. Moi je connais un endroit au delà du Var dans la principauté de Monaco, qui est le plus bel endroit de toute l'Europe. L'oranger y est aussi haut comme cette maison ci, et le grenadier de même."

„Ah que c'est beau qu'un grenadier tout plein de ses fleurs écarlates, et puis les fruits qui se fendent tant qu'ils sont mûrs. Et avec cela le citronnier, l'amandier, l'abricotier, le pêcher et l'arbre qui porte le citronat, — tout cela croît dans ce pays-là à côté des routes, comme ici votre noyer et cerisier. Et puis vous avez la bergamotte et des raisins qui pesent sept livres la grappe! sept livres! — Vous payez un mélon, aussi gros que huit personnes ne peuvent pas le finir, et succulant comme du beurre, dix sous, la douzaine d'oranges deux sous, un panier plein d'abricots, contenant plus d'une centaine, douze sous. Jugez donc après cela comme tous les

vivres doivent être à bon marché. Avec cela vous avez du mouton excellent, du poisson qui vous donne de la vigueur. Vous pouvez bâtir une maison à l'Italienne avec des bains et toutes sortes d'accessoires, assez grande pour votre famille, et pour accommoder un nombre d'amis, pour 10,000 francs. C'est là le pays des vieillards, allez-y et vous vivrez jusqu'à l'âge de Méthusalem."

Eben ſo ſehr wie der Tod in Paris iſt meinem Freunde auch der Winter daſelbſt verhaßt, und er klagt uns oft: „Ah que je déteste l'hiver, je suis malheureux comme les pierres en hiver. Je suis frileux, on ne peut pas plus. Il me faut beaucoup de jour. J'adore le soleil et les fleurs. Ah quelle misère que l'hiver de Paris!" — Aber nach dieſem ſüdlichen Ausbruch kommt gleich wieder die gutmüthige franzöſiſche Nachgiebigkeit: „Eh bien, il faut se soumettre à la volonté du bon Dieu. Et à-présent que nous avons eu le plaisir, vient la peine. Pourvu que tout cela se passe vite, je ne m'en soucie pas."

Jener Patriotismus der Provençalen iſt Urſache, daß man ſie ſelten in der Fremde ſieht; es giebt ſehr wenige Marſeiller in Paris. Man liebt ſie auch nicht in Paris, findet mitunter die Lage ihrer Stadt nicht ſchön und das „patois provençal" ſehr hart. „Les Provençaux sont les plus fameux menteurs," heißt es von ihnen, „si vous voulez vous en rapporter à eux, ils vous diraient que toutes les bergères des alpes sont des Flores et des Vénus, tandis qu'elles sont noires

Digitized by Google

comme des crapauds, — et que les bois sont composés de grenadiers, d'orangers etc., comme en Espagne, et il n'y a rien de plus stérile que la Provence. — Les Provençaux sont francs, ils vous disent toujours ce qu'ils pensent, mais tout ce qu'ils pensent. Cela fait qu'ils sont brutalement francs. Ils vous diraient par exemple que vous avez la jambe très-mal faite, que votre taille est vilaine etc., et tout cela à-propos de rien. Ils vous diront vos bonnes qualités de même."

Die Provençalen gelten auch für ſehr zornig. Deßhalb heißt es: „Vous voilà emporté comme un Provençal!" — „Eh bien, je ne puis pas crier comme un Nivernois, puisque je ne suis pas de Niverne."

Wenn wir nun den Zug der Vaterlandsliebe im Marſeiller bewundern, ſo ſind ſeine politiſchen Eigenſchaften weniger geeignet, ſich unſere Achtung zu erwerben. Zur Zeit der Revolution ging er von einer Partei zur anderen über und war ſtets mit gleichem Fanatismus für die ergriffene Partei beſeelt. Die Marſeiller waren es, die das Haupt Ludwig's zum Fallen brachten und mit ihren in Königsblut getauchten Säbeln triumphirend im Lande umherzogen.

Und noch ſpuken Jedem ähnliche Gefühle im Herzen, die bei der kleinſten Gelegenheit ſich Luft machen wollen. „Meritoria la guillotina!" rief man einer Dame mit wüthenden Blicken nach, als ſie in einem Laden zu Marſeille ein Stück Mouſſelin, welches ſie beſehen, nach Gebühr getadelt hatte.

Ein Fremder, der im Hafen von Marſeille um Aepfel handelte und ſie nachher nicht kaufen wollte, wäre bald ermordet worden. Alle Tage werden die entſetzlichſten Grauſamkeiten gegen Fremde verübt, ſobald ein Marſeiller ſich im Geringſten von ihnen beleidigt glaubt. Doch ſind im Ganzen die Ausländer dort beliebt und aus guten Gründen.

Eine Dame in Toulon, welche eine Marſeillerin zur Bonne hatte, rühmte mir mit lebhaften Farben das Devouement dieſer Magd. „Elle m'adore," ſetzte ſie hinzu, „mais c'est un être dangereux avec tout cela, car le jour où elle ne m'aimera plus, elle me tuera, elle m'empoisonnera."

Das Patois der Provençalen bildet wie das der Auvergnaten und mehre andere beinahe eine beſondere Sprache, ſo verſchieden iſt es von dem eigentlichen Franzöſiſchen. Es iſt aus dem Spaniſchen, Italieniſchen, Franzöſiſchen und ſelbſt dem Griechiſchen und Lateiniſchen zuſammengeſetzt. Nicht allein das Volk, ſondern auch die Gebildeten ſprechen dieß Patois, die Letzteren natürlich nur unter ſich, nicht in geſellſchaftlichen Zirkeln. Unter den erſteren giebt es Individuen, die das Franzöſiſche nicht verſtehen, wie manche Paddies in Clare und Kerry kein Engliſch. Es ſind auch Bücher in dieſer Sprache gedruckt. Das Provençale des Landmanns unterſcheidet ſich von dem des Stadtbewohners dadurch, daß das des Letzteren viel weicher iſt; er ſagt z. B. „la mero, lu pero" für „la mère, le père," während der Landmann „la maire" und „lu paire" ſpricht.

Ich will hier ein kleines Beiſpiel davon geben, in wie weit ſich dieß Provençale vom eigentlichen Franzöſiſchen unterſcheidet:

„Heurouso la maneto
Qu'un gou n'aura l'honnou
De tira l'espingleto
Que las tienne in presou."

Heureuse la main qui un jour aura l'honneur de tirer l'épingle qui le tient en prison (le sein).

Es iſt nicht Sitte in der Provence, den älteſten Sohn bei ſeinem Taufnamen zu nennen, ſondern man ruft ihn bei ſeinem Zunamen und zwar im Diminutiv, um ihm von ſeinem Vater zu unterſcheiden. So z. B. wenn der Vater Perraud heißt, ſo wird der älteſte Sohn Perraudet, der zweite aber Cadet (man ſpreche das t aus) genannt, ſelbſt in der Familie. Mit den Mädchen iſt es anders, bei ihnen macht man Gebrauch von den Vornamen, ausgenommen wenn kein Sohn da iſt, in welchem Falle die älteſte Tochter als chef de la famille „Perraudeta" genannt wird und die zweite Tochter Cadeta heißt.

Le Gascon et le Normand.

„Le Normand a beaucoup de finesse, mais le Gascon a de l'esprit," ſagt man und erzählt ſich zum Beweis allerlei Anekdoten, z. B. folgende.

Ein Gascogner und ein Normann gingen zuſammen nach Genf und verlangten dort im Hotel einen Leman, jenen berühmten Vogel, zum Mittagsmahl.

Man gab ihnen zur Antwort, daß man keinen mehr habe, da es ein Zugvogel und ſeine Zeit jetzt vorüber ſei. Aber es wollte weder dem Einen, noch dem Anderen in den Kopf, am See Leman geweſen zu ſein, ohne von dem Vogel gleiches Namens genoſſen zu haben. Sie beauftragten alſo den Garçon, „coûte qui coûte“ ihnen ſofort einen Leman zu verſchaffen. Nachdem dieſer alle ſeine Mittel angewandt hatte, wurde denn auch in der That ein Leman herbeigebracht. Das war aber nur einer, und da es zwei Perſonen galt, ſo war man nicht damit zufrieden und wollte noch einen zweiten haben. „Impossible de le procurer.“ Nun war die Frage, welcher von den beiden Freunden die Ehre haben ſollte, den einzigen Leman, welcher da war, zu verſpeiſen. Nach langem Streite kamen ſie endlich dahin überein, daß er demjenigen am nächſten Morgen anheimfallen ſolle, der in der Nacht den ſchönſten Traum gehabt haben würde.

Am folgenden Morgen war die erſte Frage: „Eh bien qu'est-ce que vous avez rêvé?“ Der Normann erzählte zuerſt: „J'ai fait un rêve magnifique. J'ai vu le ciel ouvert et tous les Saints, tous les Apôtres et Evangélistes dans leur gloire, toutes les vierges vêtues en blanc, tous les anges et archanges, enfin toutes les puissances du ciel, qui me regardèrent et m'appelèrent, et je suis allé droit au ciel, et je me suis trouvé au milieu de ces bienheureux, entouré de gloire moi-même. — Haſt du einen ſchöneren Traum gehabt?“ — „Il s'en faut de beaucoup,“

Digitized by Google

antwortete der Gascogner mit ehrbarer Miene, „il s'en faut de beaucoup, mein Traum war lange nicht ſo erhaben, mais te voyant dans ces lieus bénits, j'ai pensé que tu n'aurais plus besoin de Leman, et je l'ai mangé moi tout seul.“

Da hatte ſich alſo der Normann die ganze Nacht abgemüht, einen ſchönen Traum zu fabriciren, während der Andere, nachdem er von der Gelegenheit profitirt, den delicaten Vogel unterdeß zu verſpeiſen, auf die Gunſt des Augenblicks vertraute, der dem pfiffigen Gascogner immer hold iſt.

Man ſagt: „Les Normands disent ni non, ni oui, ni nenni.“ Ihr Charakter iſt ſehr verſteckt und zurückhaltend, ſo daß man nie weiß, wie man mit ihnen daran iſt. Sie gelten ſelbſt für durchaus bös, diebiſch und ehrlos. Der Gascogner aber mit all ſeinem Witz und ſeinen Kniffen iſt ein braves, grundehrliches Kind der Natur. Den Beweis davon liefert eine kleine Anekdote, die man mir erzählte. Ein Normann hatte einem Gascogner eine Kuh geſtohlen. Der Letztere führte den Erſteren vor den Richter, welcher, da weiter keine Zeugen da waren, dem Dieb zu Herzen redete und ſein Gewiſſen examinirte. Da dieſer auf ſeiner Unſchuld beſtand, ſo fragte ihn der Richter, ob er ſeine Ausſage beſchwören könne. „Ja!“ war die feſte Antwort, und der Schwur folgte gleich hinterher. — „Vous voyez qu'il a juré,“ ſagte der Richter, ſich an den Gascogner wendend, „c'est une affaire finie, il n'aura pas volé votre vache.“ — Der Gascogner, auf's Höchſte choquirt durch

eine ſolche Frechheit, ſagte im Weggehen zu dem Anderen: „Mais, malheureux, tu as perdu ton âme!“ — „Et toi — ta vache,“ war die Antwort.

Der Gascogner iſt ſehr ökonomiſch, und auch darüber circuliren mehre Anekdoten, wie z. B. die bekannte von dem Musketier, dem der Hut entfiel, da er, ich weiß nicht welcher Miſſion wegen eben vor dem Könige ſein Pferd anhielt. Ein Kamerad hob den Hut mit dem Säbel auf, ſo daß er den Deckel deſſelben durchſtieß. „Sacredi, j'aurai mieux voulu que tu m'eusses percé le coeur,“ rief der Erzürnte zum Erſtaunen Ludwig's XIV. aus.

Es wird uns von einem anderen ökonomiſchen Gascogner erzählt, der, reich an Titeln und Schätzen, aus der Fremde wieder in ſeine ſüdliche Heimath zurückkehrte und, um die Koſten des Nachtlagers in Wirthshäuſern zu erſparen, jeden Abend in einem kleinen Dorfe ſtill hielt und fragte, wo das erſte Hotel ſei. Wenn man ihm zur Antwort gab, es gäbe kein ſolches, ſo machte er einen entſetzlichen Lärm darüber, daß es für Leute ſeines Standes keine beſſere Einrichtung gäbe, und fragte, ob man wolle, daß er „à la belle étoile“ ſchlafen ſolle, bis, dadurch gerührt, der Maire ſelbſt aus ſeinem Hauſe trat und mit vielen Kratzfüßen ihm Alles anbot, was ſein Haus einer ſo illuſtren Perſon gewähren könne, wenn Se. Gnaden ihm die Ehre anthun wolle u. ſ. w. Und ſo ſchlug dieſe hohe Perſon ſich glücklich bis nach ihrem Beſtimmungsorte durch, ohne einen Sou während der ganzen Reiſe auszugeben.

Gebräuche im Süden.

Man trägt ſich in Paris viel mit Erzählungen von Gebräuchen „dans le midi“ herum. So erzählte man mir etwas Hübſches aus der Landſchaft Carcaçon. Dort haben die Leute am heiligen Dreikönigstage denſelben Gebrauch, der am St. Stephanstag in Irland herrſcht. Die Knaben gehen umher an den Feldern und an den Hecken, um den Zaunkönig oder, wie es hier heißt, „le roitelet“ zu ſuchen.

Der Erſte, welcher das Glück hat, einen zu fangen, wird König des Feſtes; man erwählt ihm auch eine Königin, und dann zieht das Paar mit einer großen Begleitung in die Kirche, wo ihm zu Ehren eine Meſſe geleſen wird. Als Ludwig XIII. einſt durch Carcaçon kam und dieß Feſt mit anſah, gab er das Geſetz, daß der König dieſes Tages jedesmal frei ſein ſollte von der Conſcription.

Den Urſprung dieſer Sitte mit dem Zaunkönig konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Läßt ſich aber nicht vermuthen, daß ſie mit der irländiſchen denſelben haben könne und daß, da die Bewohner von Carcaçon die beſchneiten Spitzen der Pyrenäen aus ihren Fenſtern ſehen und dieſe Südländer altſpaniſches Blut in den Adern haben, der Vereinigungspunct in Spanien zu ſuchen ſei? Das hieße freilich der hübſchen bekannten Legende vom Wren, der, auf die Trommel ſich ſetzend, den ſchlafenden Soldaten weckte und ſo unbewußt von der Annäherung des Feindes benachrichtigte, den Krieg

erklären. Es möchte aber dadurch von Spanien aus eine andere eben ſo hübſche Erzählung auftauchen, wenn wir ſie zu fiſchen wüßten.

Man erzählt, daß die Stadt Carcaçon ihren Namen von einer gewiſſen Madame Carcaſſe erhalten habe, die bei einem Kriege zu einer gewiſſen Zeit des Nachts den damals noch unbedeutenden Ort durch das Läuten (sonner) einer Glocke vom Ueberfall des Feindes benachrichtigte und ſo die Stadt rettete.

Dieſer Ort iſt in die Altſtadt und Neuſtadt getheilt, welche erſtere hoch liegt und ſich von der anderen durch ihre Bauart und ihre Bewohner ſehr merklich unterſcheidet.

„Les habitants de la vieille ville, quand ils descendaient chez nous dans la nouvelle ville, nous faisaient peur, tellement ils ont l'air vilain et noir, tout comme des Bohémiens. Ils vous disent votre bonne aventure dans la main et font les cartes.“

In Limouſe, einer kleinen Stadt von Carcaçon, hat man am Carneval die Gewohnheit, ſich mit Dragees (einer Art Bonbons) zu werfen. Dieß thun nämlich die jungen Bürgersleute, die ſich dabei als Müller verkleiden. Sie werfen dieſe Dragées, die natürlich nicht von ſuperfeiner und ſüßer Subſtanz ſind, in ſo großen Maſſen auf die Straßen, an die Häuſer und bis in die Zimmer, daß ſie allenthalben zu Haufen herumliegen. Dieſer Gebrauch ſchreibt ſich davon her, daß, als einſt die Sarazenen auf die Stadt losrückten, die Müller, deren Mühlen auf einer Anhöhe vor derſelben

lagen, ſie zuerſt entdeckten und Alarm ſchlugen. Seitdem feierten die Müller um dieſe Zeit immer ein Feſt. Da aber von den Mühlen jetzt nichts mehr übrig iſt und mithin die Müller verſchwunden ſind, ſo ſetzen die Bürgersleute in obengenannter Verkleidung die nämliche Beluſtigung fort.

Es giebt in verſchiedenen Städten des Südens von Frankreich noch zwei andere Gebräuche, die ſehr luſtig ſind und faſt unglaublich ſcheinen, mir aber von Augenzeugen mitgetheilt worden ſind. Der eine iſt das ſogenannte Charivari. Wenn nämlich eine Wittwe, die ſchon bejahrt iſt, ſich wieder verheirathet, ſo kommen die Leute mit Keſſeln, Schaufeln und dergleichen an die Hausthüre und machen ein „concert de diable“ — „et il faut encore les recevoir très-poliment.“ Auch ſetzt man dem glückſeligen Ehemann ein Paar Hörner auf.

Der andere Gebrauch iſt dieſer. Man ſetzt den Mann, der ſich von ſeiner Frau ſchlagen läßt, auf einen Eſel, das Geſicht gegen den Schwanz gekehrt, und führt ihn, mit Stricken darauf feſtgebunden, um die Stadt. Das Gedränge, das Geſchrei, das Gejauchze und Geſpötte ſoll dabei alle Begriffe überſteigen. — Natürlich kann dieß Letztere nur in den unteren Klaſſen ſtattfinden, denn gebildete Männer ſchlagen ihre Frauen bloß zuweilen mit der Zunge, und dieß läßt keine ſichtbaren Wunden zurück. Die erſtere Sitte wird aber in allen Klaſſen geübt, denn alle Klaſſen geben dann und wann Anlaß dazu.

Im Süden von Frankreich giebt es noch allerlei alte gute Sitten, wie bei uns in Deutſchland. Man

läutet z. B. die Sturmglocken, ſchlägt die Trommel und macht einen Mordſpectakel wie bei uns, wenn irgendwo Feuer ausbricht. Da giebt es auch wie bei uns in Deutſchland Nachtwächter, welche des Nachts die Stunde ausrufen und welche an großen Feſten die Worte ſagen: „Eveillez-vous, gens, qui dormez et priez Dieu pour les trépassés!“ worauf eine Stimme antwortet: „Amen!“ welcher Gebrauch etwas ſehr Feierliches haben ſoll.

„Passaresse“ iſt das Warnungswort im Süden (z. B. in Bezières), wenn man Abends an den Häuſern vorübergeht; denn dort gießt man bekanntlich Alles ohne Rückſicht auf die Straße. Auch geht man dort ſelten ohne Regenſchirm aus, ſelbſt beim ſchönſten Wetter. Bezières iſt eine gränzenlos ſchmuzige Stadt, „la ville même c'est quelque chose d'affreux,“ erzählte mir ein Freund in Paris. „Imaginez-vous! Ich habe dort drei Wochen zugebracht, und während der ganzen Zeit konnte ich kein Auge zuthun vor den vielen Flöhen. Des Morgens ſieht man alle Leute ihre Bettdecken und Laken vor den Fenſtern aushängen wegen der genannten läſtigen Inſecten. Aber der Himmel von Bezières iſt ſchön, und man ſagt, daß, wenn ein Engel auf die Erde herabſtürzen wollte, er ſich dieſes Land par préférence wählen würde. Alles iſt hier lieblich, das Klima, die Gegend. C'est là ou vous entendez des voix! Oh, ce sont des voix délicieuses qui chantent à trois dans les rues. Man begrüßt dort alle Fremden mit einer Serenade unter ihrem Fenſter.“

Bei dieſem Geſpräch über verſchiedene Gebräuche

entdeckte ich, daß man hier allgemein glaubt, es ſei in England Sitte, daß die Männer ihre Frauen, wenn ſie ihrer ſatt ſind, mit einem Stricke um den Hals zu Markte führen. Ich verſicherte, daß ich dieß nie geſehen habe. Man explicirte mir die Sache aber ſo: „C'est une chose convenue entre le mari et la femme, il ne la force pas, et arrivé au marché, bietet der Mann ſeine Frau aus, dieß iſt bloß eine Ceremonie, denn ſogleich erſcheint Jemand als Käufer, der einen oder zwei Schillinge — c'est le prix de la corde — auf die Bank wirft. Er führt ſeine Waare von hinnen. C'était l'amant de la femme." Man findet eine Menge Franzoſen, die ſteif und feſt an dieſe engliſche Sitte glauben.

Le Périgord.

Le Périgord wird „la cuisine de la France" genannt. Es iſt das Land der Trüffeln. Man ißt dort „des dindes aux truffes" und „des truffes à la Champagne." Alle Parks ſind reich an Trüffeln. Man ſucht ſie hier mit Schweinen; denn dieſe wiſſen ſie durch den Geruch zu finden, wie anderswo die Hunde. Man folgt dem Schweine, und wenn es an einer Stelle ſtill ſteht, um ſeine Schnauze hineinzugraben, ſo wirft man ihm irgend eine Lieblingsſpeiſe, z. B. einige Körner türkiſchen Weizens oder dergleichen, zur Seite hin, um es zu beſchäftigen, während man die Trüffeln herausnimmt.

Digitized by Google

In Paris ſind die Trüffeln ſelten und theuer. „Les Anglais nous emportent aussi cette chose, comme toutes les bonnes choses que nous avons,“ ſagt man.

„Dans le Périgord toutes les femmes savent faire leur ménage,“ erzählte mir Jemand. Und dieß iſt dort ſehr wichtig, denn es herrſcht daſelbſt die Sitte, daß Leute täglich unerwartet zu Tiſche kommen, und zwar in großer Anzahl. „Ich hatte dort ein Schloß,“ erzählte mir ein alter Herr, „aber ich war genöthigt, es aufzugeben. Man machte aus meinem Hauſe ein Hotel; nicht ſelten ſah ich ein Dutzend Reiter mit gaſtfreundlichen Geſinnungen und gutem Appetit auf meinem Hofe anlangen, wie überhaupt die Leute in der Provinz nicht allzu beſcheiden ſind. A la bonne heure für die zweibeinigen Gäſte! (denn die Producte des Gartens und Landes liefern genug, ſie ohne viele Umſtände zu befriedigen, und dazu braucht's nicht einmal großen Reichthums), — aber die vierbeinigen Gäſte! Das war mir der Haken, car le fourrage est cher dans ce pays-là.“

In Périgord giebt es viele Bauersleute, die von altadeligen Familien abſtammen, und die darauf eben ſo ſtolz ſind wie Freund Paddy auf ſeinen „Pedigree.“ „Ils vous montrent toujours leur parchemin avec leur arbre généalogique,“ erzählte man mir ganz ſo wie von Paddy. Früher exiſtirte hier wie überall das Recht der Erſtgeburt, und ſo verzweigte ſich der Familienbaum, und einige Ableger deſſelben trugen beſcheidene Früchte. Doch iſt es eine anerkannte Wahrheit bei dieſen Leuten, daß der Pflug

die Hand nicht entehre. Sie tragen deßhalb doch das Bewußtſein ihres Adels immer in ſich.

In der Bretagne iſt es eben ſo. Auch dort herrſchte das Erſtgeburtsrecht. Früher trugen die Bauern daſelbſt immer ihren Degen an der Seite und nahmen ihn nur ab, wenn ſie mit ihren Ochſen auf ihre Felder ackern gehen wollten. „C'était pour montrer comme ils étaient grands Seigneurs avec tout ça.“

Phyſiognomie der Pariſer Geſellſchaft. — Paris in Bezug auf die europäiſche Geſellſchaft.

Eine etwas ernſte franzöſiſche Freundin von mir nannte Paris „le tourbillon des insensibles.“ In der That, wenn du dich auf den volkreichen Boulevards, in den gedrängt vollen Champs Elysées, und in all den geräuſchvollen Straßen eine Zeit lang herumgetrieben haſt, ſo wird dir oft ganz wehmüthig zu Muthe, wenn dir kein freundliches Lächeln begegnete, kein Handſchlag dir geboten ward.

Ein Deutſcher beklagte ſich gegen mich darüber, daß es ihm, beſonders aber ſeiner Frau in Paris gar ſehr mißfalle. „Wenn ſie mit ihrem Kinde und der Bonne in unſerem Mannheim ſpazieren ging, ſo blieben alle Leute unterwegs ſtehen und bewunderten das kleine hübſche Weſen. Hier aber ſieht es Niemand an.“ Wie jenem Kinde geht es auch manchem Erwachſenen in Paris. Er verliert ſich in der Menge. Er ſelbſt als

Perſon iſt eine Null. „La vie de Paris est une fluctuation, il ne faut pas se faire illusion là-dessus. Pour qui cherche l'intimité il n'en trouvera pas. Aussi long-temps que vous êtes bien-portant et gai, vous êtes le bienvenu, on vous trouve charmant. Mais soyez étendu sur le grabat, personne ne s'inquiétera de vous. Pour l'absence d'une personne, c'est la-même chose. Vous vous perdez tellement dans la masse, que des années peuvent se passer sans qu'on vous a i t vu et on ne s'en est pas même aperçu. C'est ce qui m'était arrivé avec des personnes, que pour certaines raisons je ne pouvais plus aller voir avant mon départ pour l'Amérique. J'avais été trois ans absent, et lorsque après mon retour j'allai faire une visite chez ces mêmes personnes: „Il y a bien long-temps," me dirent-elles, „qu'on ne vous a vu, Monsieur, il me semble." — „Ah oui c'est que j'ai été un peu en Amérique."

So iſt die Geſellſchaft in Paris, wie am Ende in allen großen Städten, ein egoiſtiſcher Körper, dem man nur durch ſeine Gegenwart nutzen kann, von dem man nur, ſo lange man da iſt, ſo lange man ihm ſein eigenſtes Weſen giebt, beachtet wird.

Das vorhin erwähnte Wort „fluctuation" drückt den Charakter der Geſellſchaft der Weltſtädte am beſten aus: die Bewegung der Geſellſchaft iſt wie die des Oceans, fortwährend Wellen aufthürmend und eine Welle von der anderen verſchlingen laſſend. Das Leben der Welle iſt ſo kurz, aber auch ſo ſchön! Sie ſchäumet und ſprudelt vor Luſt.

Am ſchönſten, am ſchäumendſten ſind die Wellen des Geſellſchafts-Oceans von Paris. Welche Luſt, auf kurze Zeit eine ſolche Welle zu ſein und inmittten dieſes bewegten Oceans ſich zu ſchaukeln, dieſes Oceans, nicht aus Waſſer, ſondern aus geiſtigen Elementen zuſammengeſetzt.

Ich möchte ſagen, das höchſte weltliche Glück wohnt in einem Pariſer Salon. Da giebt es keine ängſtliche Abtheilung der Stände, kein kleinliches Fegen vor den Thüren Anderer (cancan). Jeder regiert ſein eigenes Schifflein, unbekümmert um den wogenden Strom um ihn her, von dem man nur in ſo fern Notiz nimmt, als er zum Nutzen und zur Annehmlichkeit dienen kann. Jede freiwillige Gabe wird dankbar angenommen. Es wird auch großmüthig gegeben. Man könnte ſagen, die Leute gehen hier auf's Artigſte nebeneinander her, ſo vorſichtig, ſo graziös, daß ſie ſich nie im Geringſten die ſchönen Kleider oder die Schleifen im Haar zerdrücken und es auch für keine Vergiftung halten, wenn ein ſimples Mouſſelingewand mit einem ſchweren Sammetkleide in Berührung kommt, oder ein einfach geſcheitelter Kopf ſich zu den mit Perlen durchflochtenen Flechten neigt. Dieß iſt großartig und ſchön, der Geiſt, das Talent trägt hier die Krone davon.

Aber wir können dieß nicht Umgang im eigentlichen Sinne nennen, es iſt, wie geſagt, ein Aneinanderſtreifen. Man ſieht ſich ein Mal, giebt einander viel (ein Fremdling iſt entzückt und hofft noch mehr für die Zukunft); aber ach, dieſelbe Welle kehrt nie wieder,

ſie iſt verſchwunden für immer, aber an ihrer Statt begegnet man anderen, eben ſo reizenden.

„Ad ogno medaglio il suo riverso.“ Können die Gefühle Theil an einer ſolchen Geſelligkeit haben? Dieß bezweifle ich. Denn das Herz wünſcht nicht ewig neue Gegenſtände, es bedarf nicht ſo ſehr der Weite als der Tiefe; es will ſich verſenken, und dazu iſt eine flüchtige Begegnung nicht genug. „Il n'y a pas d'intimité à Paris; vous êtes bien avec tout le monde, mais on reste toujours sur les mêmes termes.“ Du biſt krank, keiner deiner Freunde weiß es und bedauert dich und kommt, dir Rath anzubieten; wenn man dich das nächſte Mal wieder ſieht, ſo blühen die Roſen ſchon wieder auf deinen Wangen, und man glaubt es kaum, daß der Senſenmann mit ſeinen ſpitzigen Knöcheln dich unterdeſſen gekniffen hat.

Du gehſt „en carrosse et en grande tenue“ eine Dame zu beſuchen, die du ſeit einigen Wochen nicht geſehen haſt, und findeſt das ganze Haus in Beſtürzung und Trauer. Sie iſt geſtern geſtorben. Du fährſt zurück durch die geräuſchvollen, belebten Boulevards, in tiefes Nachdenken über die Kürze und Nichtigkeit dieſes Erdenlebens verſunken, und ſagſt dem Kutſcher, bei Mademoiſelle X. ſtill zu halten, wo du dir „une capote d'une rose très-vive“ beſtellſt.

Jener Herr iſt ein Fremdling und Pilgrim in Paris. Es iſt ihm das Glück zu Theil geworden, bei Herrn T. eingeführt, und die Ehre, mit dem Herzog R. und ſeiner feingebildeten Gemahlin bekannt

zu werden. Er beſucht ihre Soiréen eine Zeit lang regelmäßig und findet die eine eben ſo über alle Maßen geiſtreich wie die andere brillant. Seine Studien halten ihn vielleicht auf geraume Zeit in ſein Zimmer eingeſchloſſen, oder ein entgegengeſetzter Strudel von Bekannten reißt ihn in eine andere Richtung gewaltſam mit fort. Endlich kommt er wieder in's frühere Gleis zurück oder findet wieder einige freie Abendſtunden. Der Magnet der eleganten Geſellſchaften zieht ihn wieder mächtig an, er richtet ſeine Schritte dahin und wird eben ſo freundlich empfangen wie zuvor. Er hat eine gewiſſe Kälte erwartet und glaubt, ſie verdient zu haben. Mit nichten. Sein Außenbleiben wird mit keinem Worte erwähnt; nur er iſt ſich deſſen bewußt. Man hat ihn alſo nicht vermißt, man hat's ihm auch nicht übelgenommen. Das kommt daher, weil hier, was das geſellige Leben betrifft, das Herz nie mit im Spiele und der Geiſt großmüthig und erhaben iſt.

Noch ein Beiſpiel. Es fällt dir ein, ſchon einige Wochen vor deiner Abreiſe von deinen Bekannten feierlichſt auf Tod und Leben Abſchied zu nehmen und die noch übrige Zeit dazu anzuwenden, einige vernachläſſigte Lions zu beſehen oder den abgebrochenen Faden deiner Correſpondenz wieder aufzunehmen. Du läßt dich aber, deinem Vorſatze zuwider, bereden, bei einem beſonderen Freunde noch einmal zu Mittag zu ſpeiſen. Keiner von deinen übrigen Freunden hat im Geringſten mit ihm zu thun; der Zufall will es aber, daß einer von deinen Bekannten, der dich ſchon auf hoher Alp

oder zwiſchen den Trümmern der heiligen Roma wähnt, die erſte Perſon iſt, die nach dir in den Saal tritt — erröthe nicht, werde nicht verlegen, ſtottere dein „comment cela va-t-il?“ nicht ängſtlich heraus. Er zeigt ja nicht den geringſten Zug von Verwunderung, dich hier zu finden, ſeine Augen ſind nicht um ein Haar größer, er bleibt nicht wie angefeſſelt ſtehen, er ſchlägt ſeine Hände nicht zuſammen und ruft nicht aus: „Comment, Monsieur, vous ici?“ er geht natürlich und gerade auf dich zu und ſchüttelt dir die Hand nicht wärmer und nicht kälter als das letzte Mal. Er hat ſich gleich geſagt: „Ach es iſt der nicht, der mir vor einem Monate Adieu ſagte; ich habe mich geirrt, es iſt ein anderer Bekannter, oder ich habe die ganze Geſchichte geträumt.“ Oder vielleicht erinnert er ſich gar nicht mehr an deine Pläne.

Mit einem Worte, der Spiegel der Pariſer Geſellſchaft zeigt uns ein Bild mit ſtrahlenden Augen, geiſtreich durchſichtigen Wangen und einem ewig lächelnden Munde, und daneben eines mit geſenktem Geſicht, zu dem ein Thränentuch emporgehoben iſt. Oder mit anderen Worten, das tauſendarmige, tauſendbeinige, tauſendäugige und tauſendmündige Monſtrum, welches man Geſellſchaft nennt, liſpelt in Paris Honigworte, haucht die ſüßeſten Töne, fließt in Beredtſamkeit über, läuft mit ſeinen Fingern ſanft durch alle Saiten, hat die ganze Literatur, alte und neue, verſchluckt und verdauet, und Kunſtblut fließt durch alle ſeine Adern. Das geht Alles gut, ſo lange es lebt, was kannſt du da mehr ver-

langen als alle die genannten Eigenſchaften? Deine Augen ſind verblendet vom Glanz. Laß es aber einmal ſterben, das heißt: ſtell es einmal dem Tode, der Ewigkeit und dem Grabe gegenüber, — ſchneide ihm dann den großen ſchönen Körper auf und analyſire ihn: Ach, Himmel! ihm fehlt das Herz.

Die Pariſer Geſellſchaft huldigt vor allem Anderen dem Geiſte; ſie hat das ſchärfſte Auge zum Erkennen deſſelben; ſie reicht ihm die Hand mit größter Liberalität. Der Adel der Intelligenz und der Adel der Geburt amalgamiren ſich in Paris mehr als anderswo. Ein Mann von ausgezeichneten Geiſtesgaben, ein Künſtler oder ſonſtiges Talent, findet in allen Salons ohne Mühe Einlaß, ja man iſt ſtolz darauf, ihn zu beſitzen. Sein Wiſſen wird eben ſo hoch angeſchlagen als die Ahnen der Grafen und Herzöge.

Eine Dame ſagte mir in dieſer Beziehung: „Pétersbourg, Londres, Vienne, tout cela sont de petites villes en comparaison avec Paris. Il n'y a pas de grande ville comme Paris. La société dans les autres endroits est factionnée. A Londres dans les grandes réunions, c'est toujours les mêmes Lords, les mêmes personnes, que vous rencontrez. A Paris vous avez le grand Seigneur du Faubourg St. Germain, le banquier, le militaire, l'artiste, l'homme de lettres, tout cela ensemble, et cela varie continuellement; il y a toujours de nouveauté.“

Hundert Geſichter hat die Geſellſchaft in Paris. Es giebt Zirkel, wo man den Künſtler, den Akademiker,

den Deputirten u. ſ. w., Alles bei einander findet. Aber gewöhnlich iſt doch eine dieſer verſchiedenen Farben vorherrſchend. Jeder Zirkel hat ſeinen beſonderen Gott, dem er huldigt, und alle dieſe Götter zuſammengenommen bilden dann den Olymp, das Elyſium der Pariſer Geſellſchaft, in welchem der Fremde ſich an jeder Blume Duft ergötzen darf.

Weßhalb iſt denn der Garten der Pariſer Geſellſchaft in ewig friſcher Blüthe? Deßhalb, weil Jeder ſeine beßten Säfte dahin verpflanzt. Je weniger die Häuslichkeit beachtet wird, deſto höher ſteigt die Geſellſchaft in der Achtung. Häuslichkeit und Geſellſchaft ſind im engſten Sinne zwei feindliche Weſen, das eine zehrt immer von dem anderen; ſie ſind wie die beiden Eimer im Brunnen, von denen der eine in der Tiefe hängt, während der andere hoch oben ſchwebt. Oder da, wo die Häuslichkeit im Fette ſitzt, leidet die Geſellſchaft an der Schwindſucht, und ſo umgekehrt. Das Erſtere iſt in London, das Zweite in Paris der Fall.

Die Phyſiognomie der Zimmer ſpricht lauter, als man oft denkt. In Paris iſt der Salon am Morgen ein bloßer Schutzort gegen Wind und Regen, in England iſt das „drawing-room“ der Knoten, der Vereinigungspunkt der Familie; „to draw“ heißt ziehen, folglich bedeutet „drawing-room“ Etwas, das Alles an ſich zieht.

Da nun jedes „drawing-room“ dieſe magnetiſche Kraft hat, ſo kann keines leer ſtehen, und die nächſten Gegenſtände, alſo die Eigenthümer, die Bewohner des Hauſes, werden am kräftigſten angezogen. Das Kamin iſt in Paris ein bloßes Nutzthier, in England die all=

beglückende Sonne. Die franzöſiſchen Meubeln ſtehen zerſtreut an der Wand und haben kein eigentliches Centrum wie in England, keine Weiche der Teppiche, welche die Schritte klanglos machen, mithin kein Ineinanderweben des Tages- und Herzensſyſtems. Das Band flattert ewig auseinander, denn die Adorateurs und Courmacher wohnen außer dem Hauſe. Das iſt der Triumph der Geſellſchaft. In England ſinkt eine verheirathete Frau für die Geſellſchaft in das Chaos zurück. Dieſes Chaos, dieſe Leere, dieſes Nichts ſind — ihr Mann und ihre Kinder. Sie giebt dieſen ihr eigenſtes Weſen, ſie hält es nicht der Mühe werth, noch viele Ausgaben für Andere zu machen. „Wenn ich nur dich habe, ſo frage ich nichts nach Himmel und Erden," mag die Engländerin im Vergleich zu jener Franzöſin ſprechen, die mir einmal ſagte: „C'est impossible de ne pas haïr son mari tout de suite après le mariage." In Beidem liegt eine Uebertreibung, aber doch auch ein Fingerzeig. Die Engländerin hat nur einen Gott, die Franzöſin dagegen einen griechiſchen Götterverein.

Paris iſt die Hauptſtadt der intellectuellen Welt, denn der Monarch dieſer Welt, der Esprit, reſidirt dort; ebenſo wie London die Metropolis der phyſiſchen Welt iſt. Hier herrſcht der Gott der Induſtrie, der Erfindungen. In Paris knüpfen ſich alle Enden der intellectuellen Welt aneinander. London iſt der Markt der phyſiſchen Welt. Dort fluthet der Strom der Ideeen, hier woget das laute, lärmende Gedränge des Marktes, dort bewegt ſich der Austauſch der Redemünze, hier der

Umſatz der Goldbarren der „royal Mint“ und ihr Durchfluß durch die Hände von Millionen.

Den nationalen Geiſt Englands haben wir nicht in London zu ſuchen, ſondern auf dem Lande. Frankreichs Nationalgeiſt finden wir in Paris. England hat eine concave Geſtalt, es höhlt ſich nach London zu aus, durch den einſtrömenden Einfluß vom Lande nach London hin. London iſt die Mündung, es liegt in der Tiefe. Frankreich hat eine convexe Geſtalt, es rundet ſich von Paris aus ab. Paris iſt die Quelle, es liegt auf der Höhe, von dort fließt Alles aus. London empfängt, iſt paſſiv; Paris theilt aus, iſt activ. Weil dem engliſchen Geiſt ein ſo weiter Spielraum gelaſſen iſt, er ſeine Glieder auf dem ganzen freien Lande ausdehnen kann, ſo iſt er in ſeinen einzelnen Theilen um ſo ſanfter, lauer, ſchwächer, er verdünſtet beinahe zum Gähnen. Er wird ſo leiſe und bequem, daß er ſich kaum regen mag. Der franzöſiſche Geiſt aber, der in dem einen Paris concentrirt iſt, hat natürlich deſto mehr Kraft nach allen Seiten hin, er pafft, ſprüht, ſchäumt über zum Erſchrecken. Es iſt ein rein chemiſcher und mechaniſcher Proceß; dort Auflöſung, Deſtillirung, hier Zuſammenpreſſung.

Wie Frankreich und England ſich in allen Stücken opponiren, ſo ſehen wir es auch hier. London und „la Province“ — Paris und „the Country“ ſtehen ſich einander gegenüber. Sie reichen ſich kreuzweis die Hände, die gegenſeitigen Freunde der Viere. Das Country macht ſich luſtig über London und ſieht ſtolz darauf herab, Paris ſteht in eben dem Verhältniß zur Provinz.

Digitized by Google

London hat ſeine Cockneys, welche bei den Binſen im Sumpfe ausrufen: „O wie ſchön ſteht der Weizen hier!“ — welche den Hahn haben wiehern hören (cock neigh — cockney), und wahrſcheinlich umgekehrt vom Pferde ſich aus dem Schlafe haben krähen laſſen. Der Cockney auf dem Lande iſt wie der Fiſch auf trockener Erde. Eben ſo umgekehrt der Provincial in Paris. Er ſteht mit offenem Munde da und ſieht den Obelisken für eine einſame Bohnenſtange an.

Der Cockney und der Provincial ſind beide Carricaturen, beide die Schöppenſtädter ihres Landes. In Frankreich perſiflirt man das Landleben, in England das Stadtleben. Der Engländer bringt einige Monate oder Wochen des Jahres in London zu, damit es doch nicht ganz verwaiſ't ſtehe. Der Pariſer thut gegen den Sommer hin, als ob er ein Bißchen auf's Land gehe, d. h. er ſpricht ſchon viele Monate vorher davon; man hört ſich das „quand partez-vous?“ und „où allez-vous?“ ganz zum Ekel — das Vorſpiel des Landaufenthaltes dauert länger als das Stück ſelbſt. Gegen den October flieht man die unheimlichen Schlöſſer wieder und läßt den Engländern ihre Winter-Landfreuden.

Freilich hat für den Augenblick ſich eine kleine Veränderung in dieſem Arrangement eingeſtellt, die aber nur einen Theil der Pariſer Geſellſchaft angeht. Die „haute noblesse“ kommt nämlich erſt ſehr ſpät vom Lande zurück. Früher riefen ihre Pflichten und Amtsdienſte am Hofe ſie zu derſelben Zeit herein, wo der König wieder ſeine Winterwohnung in den Tuilerieen bezog, d. i. zu Ende

Octobers oder wenigſtens zu Anfang Novembers. Jetzt, wo es für ſie keinen Hof mehr giebt, haben ſie keine Eile nöthig und wollen auch durch ihr Zögern zeigen, wie wenig Intereſſe das Treiben der Reſidenz jetzt für ſie hat. Doch laßt ſie brummen und murren da draußen, ſo lange es ihnen gefällt, Louis Philipp leitet ſeine Franzoſen darum nicht minder klug, ſo lange ſie ſich wollen leiten laſſen. Gleich nach der Julirevolution hatten ſie zuerſt den edlen Entſchluß gefaßt, ſich ganz auf ihre Schlöſſer zurückzuziehen und ihren Trotz recht offenbar an den Tag zu legen. Da ſie aber ſahen, daß die Staatsmaſchine auch ohne ſie ganz ruhig ihren Gang ging, daß man von ihrer Abweſenheit nicht einmal Notiz nahm, ſo kamen ſie Alle nachgerade von dieſem Gedanken zurück, und einige von ihnen zeigen ſich jetzt ſchon im September wieder in Paris. Paris hat alſo auch in dieſem Falle ſeine Anziehungskraft behauptet.

Dieſe Vorliebe der Franzoſen für Paris, dieſe ihre Pariſomanie bringt großes Unheil über das Land. Sowie die Planeten, wenn nur die Sonne ihre Anziehungskraft auf ſie ausübte, ohne daß ſie ihr die widerſtehende Fliehkraft entgegenſetzten, zu ihrem eigenen Verderben auf die Sonne losſtürzen würden, ſo ſtürzt die ehrliche Provinz zu ihrem eigenen Verderben von allen vier Himmelsgegenden her auf Paris los.

Durch das übertriebene Eindringen von außen wird Paris eben zu jenem Vulkan des Laſters, der drinnen immer kocht, wenn wir auch nur hie und da einzelne Blitze davon gewahren. Paris iſt das Eldorado der

Digitized by Google

Franzoſen, ihr Mexiko, ihr Utopien. Jeder Arbeiter meint, daß er dort am meiſten verdienen könne, und zieht mit Sack und Pack dahin; jeder Arme glaubt, daß ihm da geholfen werden müſſe, und ſchleppt ſich durch die Pariſer Barrieren hindurch. Die elendeſte kleine Couturiere, die kaum ein Hemd zu machen verſteht, reitet auf ihrer Nähnadel nach Paris wie die deutſchen Hexen zum Blocksberg. Da, meint ſie, werde ſie zu einer der erſten Damen werden. Aber wie, wenn's ihr nun an Arbeit fehlt? Sie hat einmal die Reiſe nach dieſem großen Babylon gemacht, ſie kann nicht wieder zurück. Eſſen und trinken und ſich kleiden muß ſie doch. Was ſoll ſie thun? — Sie verläßt die Bahn der Tugend und ergiebt ſich dem Laſter.

In den Provinzen dagegen fehlt es an guten Arbeitern. Dieß iſt ganz natürlich, weil Alles die Provinz verläßt; könnte einmal Paris ſich dorthin wieder ausleeren, ſo wäre Allen geholfen, ſo könnten alle die unzufriedenen, darbenden Müßiggänger zu leben finden. Aber dahin wird es ſo leicht nicht kommen.

Körper ſtrömen von der Provinz hinein nach Paris, der Sonne; wer ſucht nicht ihre Wärme, ihre Nähe? Sie aber ſendet ihre geiſtigen Strahlen weit hinaus in die Provinz. Paris giebt immer den Ton an in Allem, ſei es Mode, Idee oder Philoſophie. Doch iſt die Provinz immer etwas zurück; die neue Sache theilt ſich nicht augenblicklich mit.

Die Elektricität von Paris iſt nicht ſo groß wie die jenes Aales, der mit einem Schlage ſogleich das

Waſſer erſchüttert. Das Licht von Paris reiſt nicht in acht Minuten nach allen Enden und Ecken der Provinz hin, wie das der wahren Sonne zu uns. Es dauert immer ungefähr ſechs Monate, ehe ein neuer Schnitt der Kleider, eine andere Form der Hüte in der Provinz Aufnahme gefunden hat.

Eine philoſophiſche Frage erfordert aber etwas mehr Zeit. So iſt z. B. in Paris jetzt der Andrang zu den Kirchen ſehr groß, während ſie in der Provinz noch ziemlich leer ſtehen. Es wird aber nicht lange dauern, ſo werden wir auch in dieſer wichtigen Angelegenheit die Provinz dem Beiſpiele von Paris folgen ſehen.

Früher im Gegentheil, wo man in Paris keinen Mann in der Kirche ſah (denn es waren vorzüglich die Männer, welche die Religion vernachläſſigten), bot die Provinz den erfreulichen Anblick von eifrigen Betern beiderlei Geſchlechts.

Körper ſtrömen nach Paris hin, Geiſt ſtrömt von dort aus. Einathmen und Ausathmen — dieſelbe Procedur wie die der Lungen, nur in umgekehrter Wirkſamkeit. Denn wenn Paris wie unſere Lungen nur ſchlechten Stoff ausathmete, um alle Lebensluft in ſich auszuarbeiten und für ſich zu eigenem Gedeihen zu behalten, ſo wäre dieß ſehr ſchlimm und egoiſtiſch. Da möchte man lieber den Lungen die Schwindſucht wünſchen. Wir haben aber ſchon geſehen, daß der Einathmungsſtoff nicht immer der beſte iſt und Paris nicht viel Heil bringt. Jenes Gleichniß entfernt ſich alſo gleich vom Anfangspunkte an in ſehr ſchräger

Richtung von der Parallellinie. Aber in der ſteten Fortdauer und Nothwendigkeit paßt es wieder. Denn jene Procedur des Aus- und Einathmens hört in Paris nie auf, in Bezug auf die Provinz ſowohl als auch auf die ganze civiliſirte Welt.

Wie bekannt, athmet Paris alle Stoffe der europäiſchen Luft ein und nicht allein dieſe, ſondern auch die von anderen Welttheilen. Die hauptſächlichſten ſind aber wohl die deutſchen und engliſchen.

Die engliſchen und deutſchen Kreiſe in Paris dienen eigentlich zu einem Glaſe des Guckkaſtens, durch welches man die langen Reihen der neugierigen Engländer und ſchüchternen Deutſchen vorüberziehen ſieht. Natürlich iſt man in einem fremden Lande doppelt gaſtfreundlich gegen ſeine Landsleute. Die Wirthin eines ſolchen deutſchen oder engliſchen Hauſes ſieht jeden Abend neue Geſichter in ihrem Salon, und oft ein halbes Dutzend ſolcher, die ihr gänzlich unbekannt ſind und es auch bleiben, wenn ihr Mann nicht Zeit hat, ſie vorher bei ihr zu introduciren. So giebt es nun eine nimmer endende Reihe von Bildern.

Man könnte deßhalb ruhig in Paris bleiben, wenn man alle die berühmten und talentvollen Menſchen Europas ſehen wollte, denn ein Mal in ſeinem Leben kommt Jeder nach Paris. Deßhalb bleiben auch die Pariſer ſo ſtill auf ihrem Fleck. Sie reiſen nicht, man reiſt zu ihnen. Sie bekommen die Beſchreibung aller Welttheile durch Augenzeugen, durch Eingeborene. Sie hören alle fremden Sprachen vom Sanscrit an bis zum

Digitized by Google

Holländiſchen im reinſten Accent an ihrem eigenen Herde. Warum ſollten ſie ſich's da nicht bequem machen und ihre glacirten Stiefel ſchonen? Die ganze Welt wandelt zu ihnen hin, den Lieblingskindern der Schöpfung.

Sie haben es leicht, ſie machen es aber auch dem Fremden leicht in ihrer Stadt. Ja man hört wohl klagen, daß der Fremde mehr Privilegien habe als der Pariſer ſelbſt. Alle öffentlichen Anſtalten und Muſeeen ſtehen Jenem offen, der Paß iſt faſt der einzige Schlüſſel, deſſen er bedarf, und wo beſondere Billets nöthig ſind, da kann er auch dieſe leicht bekommen. Der Louvre, der Luxemburg und viele andere Muſeen ſind dem Pariſer Publicum nur am Sonntage geöffnet.

Dieſelbe Freiheit und Bequemlichkeit herrſcht in der äußerlichen Einrichtung der Geſellſchaft dieſer feſtgeſetzten Soiréen, zu denen man ohne weitere Einladung gehen und von denen man wegbleiben kann ohne Entſchuldigung, wo man eine oder zwei Stunden verweilen, wo man bis Mitternacht erſcheinen kann, ohne Geräuſch und Aufſehen zu erregen, wo man ſich ohne Abſchied empfehlen kann. „French leave" nennt man ein ſolches Verſchwinden in England, doch die Pariſer ſagen, daß die Engländer es erſt dort eingeführt haben, da man ſie gern jeder anſcheinenden Unhöflichkeit oder Nachläſſigkeit beſchuldigen will. Nur anſcheinend unhöflich iſt dieſe Sitte; denn näher betrachtet liegt darin die höchſte Höflichkeit für den Wirth wie für den Gaſt. Man will dem Letzteren eine Entſchuldigung erſparen, warum er ſo früh weggeht, und der Wirthin die Mühe,

Digitized by Google

ewig wie ein chineſiſcher Automat bei dem ſteten Fortgehen mit dem Kopfe zu nicken. Ferner iſt das Abſchiednehmen immer unangenehm. Begrüßungen beim Erſcheinen ſind aber immer noch üblich.

Die Morgenbeſuche ſind auf eben dem leichten, ungenirten Fuß eingerichtet. Jede Dame hat einen oder zwei Tage in der Woche, wo ſie Beſuch empfängt; an den übrigen läßt ſie ſich „pas chez elle“ vermelden, und wenn man einmal ihre Tage weiß, ſo bemüht man ſich nur zu dieſer Zeit zu ihr, ausgenommen, wenn ein ganz beſonderer Grund vorhanden iſt. Jene Empfangstage könnte man aber mit demſelben Rechte „Matinées“ nennen wie die Empfangsabende „Soirées;“ denn man trifft gewöhnlich eine große Anzahl Perſonen verſammelt, Herren und Damen, und die Unterhaltung iſt daher ſehr lebhaft und intereſſant. Es giebt Einige, die ſich eben ſo regelmäßig dazu einfinden, wie zu den Soiréen, des Amuſements wegen.

So windet ſich das Leben in Paris ganz leicht und luſtig ab; nur Schade, daß man den Stoff zu bald verbraucht. Es iſt eine Phraſe, welche die Pariſer ſelbſt im Munde führen: „On use sa vie trop vite à Paris.“ Paris verlangt von allen Sinnen zu viel. Rieſenkräfte müßte man haben, um es nach Würden zu genießen; die Nerven müßten Stricke ſein und die Muskeln von Eiſen.

Ende des letzten Bandes.

Digitized by Google

Druck der Teubner'ſchen Officin in Dresden.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

Digitized by Google